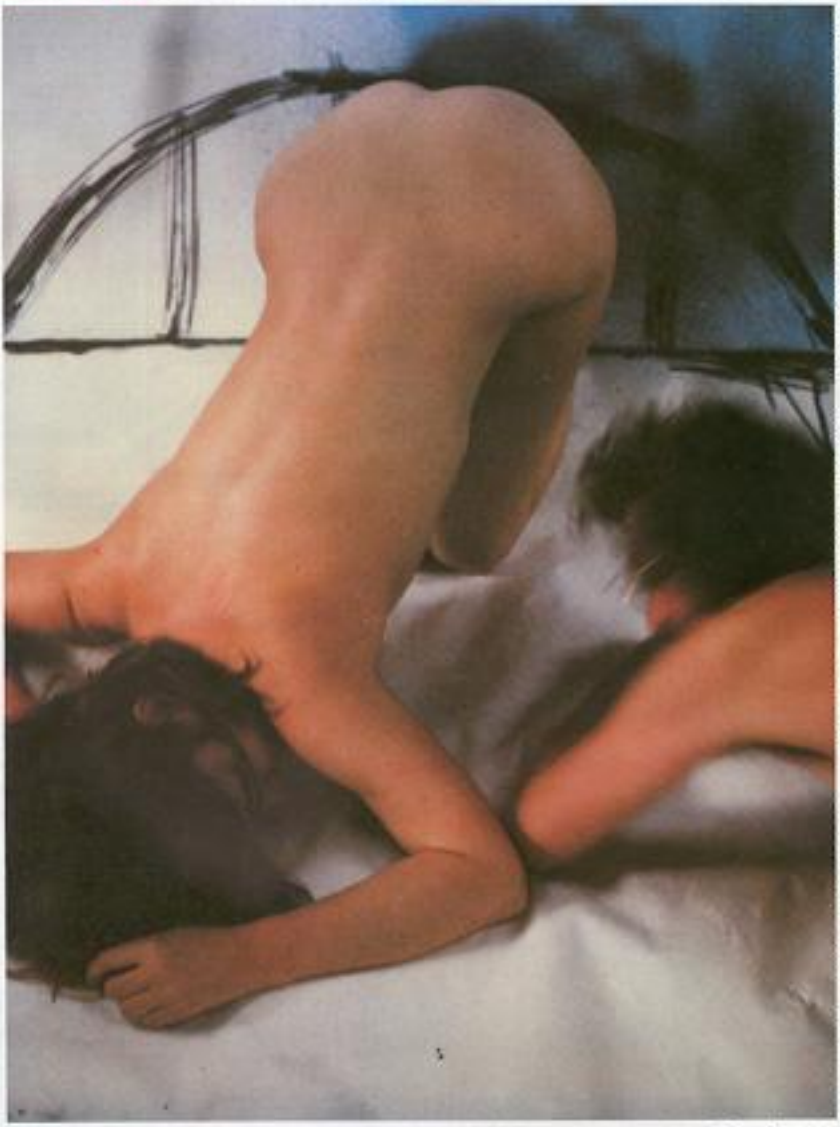
10 MARK 1982

Konkret

Sexualität



VERBOTENES POLITIKER LIEBE GEWALT LUST

LEIDENSCHAFT MÄNNERPILLE PROSTITUTION

PORNOGRAFIE KINDER EROTIK

in Sexualität konkret 1983

Editorial von Volkmar Sigusch

Die Lust am Verbot von Martin Dannecker
Mit dem unaufhaltsamen Niedergang der Sexualität finden sich die Menschen nicht ab. Sie inszenieren unablässig kleine Dramen gegen die sexuelle Langeweile.

Die verletzte Domäne des Mannes von Gerd Fuchs
Die Katastrophe der männlichen Sexualität machte das Kind, macht den Mann und läßt den Schriftsteller Gerd Fuchs ratlos

MÄRZ IN HAMBURG-HARVESTEHUDE von Heinar Kipphardt

...Krehm schmiert von Horst Tomayer
Horst Tomayer ließ »seine« Erektionsprobleme in verschiedenen Sex-Shops behandeln

Und wo sie begehren, können sie nicht lieben. von Gunter Schmidt
Bemerkungen zur Videopornografie

Stange, Stengel, Knüppel & Knorpel von Günter Amendt
Günter Amendt hat sich insgesamt vierzehn Videopornofilme für Homosexuelle angesehen, elf Stunden lang

Grace Jones, Domina Imperator von Michael Naumann, Boris Penth

Interview Ina Deter und Gianna Nanini von Ina Deter, Gianna Nanini
Wie chauvinistisch oder feministisch sind weibliche Rockstars? Ina Deter: »Rockmusik zu machen, ist aufregender als der Lover im Bett«

Operation Adam von Henning Venske
Ein MAD-S Oberst, der sich in die Karibik abgesetzt hat, plauderte zuvor mit Henning Venske über einige sexualpolitische Petitessen aus der Bonner Provinz

Kalter Bauer in Bochum von Wolfgang Welt
Dem Andenken an Helmut Welt gewidmet (geb, 7,8.30 gest. 25.12.70), der jetzt hoffentlich stolz auf seinen Neffen ist, der nicht am Pütt verecken muß. Für meine Eltern, denen ich alles verdanke! Für den Klassenerhalt des SuS Wilhelmshöhe! Motto: »Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat!« (Franz Grillparzer:»Der arme Spielmann«)

Prostitution tut not. von Volkmar Sigusch
Über Moral und Politik

Mutter und Hure zugleich von Otto Köhler
So tapfer wie die Trümmerfrau, aber eleganter, so attraktiv wie ein Revuegirl, aber mütterlicher, so tüchtig wie Männer, aber zuhause. Die Frau ist wieder deutsche Frau.

Notizen zur politischen Ökonomie der Prostitution von Hermann L. Gremliza
Die Prostitutierten sind die idealen Arbeitnehnerinnen der Bonner Wende. Flexibilität, Lohnverzicht – alles, was sich Blüm erträumt, wird von Huren eingeräumt.

Ich fange immer bei Null an von Peggy Parnass

Eine unmögliche Geschichte von Helga Schubert
Realer Sozialismus reale Liebe, Treue, Eifersucht in der DDR: Sie lebt bei ihrem Mann und liebt den anderen. Der andere lebt bei seiner Frau und will auch sie, aber eigentlich doch beide....

Herbstzeitlose von Ingrid Klein
Über den Preis für eine-vielleicht-letzte Liebe

Allerweltskerle von Ludwig Fels

Die kleine Landsknechtsschaft von Rita Breit

Über den Versuch, das Sexuelle zu definieren von Volkmar Sigusch
Seit nur noch zählt, was Fakt ist, geht an Lexika kein Weg mehr vorbei. Volkmar Sigusch über den Versuch, mit der Unzulänglichkeit von Definitionen zu leben

Das Werktum des Mordens von Ria Endres
Ria Endres über Theodor Lessing, dessen Chronik vom Haarmann-Prozeß zur Anklageschrift wurde

Gewaltverhältnisse von Eberhard Schorsch
Begründet der Softy eine Welt voll Frieden und Partnerschaft?

Beforschen, Veredeln, Zergliedern von Rudolf Müller

Tabu Kindersexualität von Helmut Kentler
Wie der aufrechte Gang, so muß auch Sexualität gelernt werden. Schon auf das Kleinkind wirkt Sexualität »ansteckend«.

Mit Kanonen auf Spatzen von Helmut Leiblein
Geschäft und Potenzangst verhindern die Entwicklung alternativer Empfängnisverhütung

Verhüdungsmiddel...um Goddes Wille! von Gabriele Kreis
Die Bensheimer pilgern zur Pro Familia nach Dietzenbach und die Dietzenbacher nach Bensheim. Beratung auf dem Lande

Safran oder das Entzücken von Günter Herburger

Gedicht von Rita Breit

Erotik ohne Angst und Scham von Gisela Breitling
Malerinnen setzen dem männlichen Außen ein weibliches Innen entgegen. Für Gisela Breitling hat der weibliche Akt nichts mit Narzißmus, Homoerotik oder tradierten männlichen Vorstellungen zu tun

Keine Brandung muß mehr rauschen von Carmen Capezzoli
Das Thema Sexualität kommt bei unseren Dichtern nicht vor. Alle Worte scheinen sie an die Pornografie, die Sexpol-Protokolle und die empirische Wissenschaft verloren zu haben

Konkret-Sexualität 1983, S. 3

Volkmar Sigusch

Editorial

Wer Sexualität KONKRET macht, hat den ganzen Schlamassel am Hals: Allerweltskerle und Macho-Frauen, isolierte Schwänze und totale Mösen, lieblose Liebe und Genußfeindschaft im Genuß. Prostitution tut not.

Zum vierten Mal versuchen wir einige Klärungen, einige vorläufige Antworten. Manches ist Wort für Wort zu nehmen, anderes beim Sinn. Gemeinsam aber scheinen alle Berichte zu belegen: Es geht immer hektischer zu, immer technischer, und die Reste von Moral sind nicht nur verfault, sie fangen an zu stinken.

Der allgemeinen Show-Moral entspricht die Peep-Show, der gesellschaftlichen Gewalt die in den Geschlechterbeziehungen, der persönlichen Heuchelei die öffentliche unserer sittigen Politiker. Techno-Sex breitet sich aus. Den Sex-Shop um die Ecke ergänzt der Sexualtourismus in die Ferne. Das eheliche Schlafzimmer wird per Video zum Porno-Kiez verwandelt. Die Geschlechtswerkzeuge der homosexuellen Kassetten-Stars sind auf Dauer steif gespritzt. Grace Jones als Domina Imperator. Der Lustmörder Haarmann als Personifikation des objektiven Gangs.

Von Schulbehörden verwaltet, in Beziehungskisten abgepackt, elektronisch aufbereitet und mit Maschinenöl abgeschmiert, wird unsere Sinnlichkeit automatisiert und verramscht. Unser Sexualleben ist falsch, weil das Leben, das wir leben, falsch ist. Einen dialektischen »Trost« haben die Sexualforscher aber auch dieses Mal zu bieten: Die Lust, die wir haben, kommt aus der Entfremdung, aus Chaos, Wechsel und Verbot. Eine andere kennen wir nicht, und deshalb können wir nicht entkommen. Der Kardinal sitzt mit dem Zuhälter in einem Boot, die Geliebte mit der Dirne und wir mit dem Staatsanwalt.

Konkret-Sexualität 1983, S. 7

Martin Dannecker

Die Lust am Verbot

Mit dem unaufhaltsamen Niedergang der Sexualität finden sich die Menschen nicht ab. Sie inszenieren unablässig kleine Dramen gegen die sexuelle Langeweile.

UNABWEISBAR ist die Auffassung: in sexuellen Beziehungen von Dauer senkt sich die Sexualität mit einer geradezu gesetzmäßigen Regelmäßigkeit von einem höheren Spannungs- und Befriedigungsniveau auf ein niedrigeres. Dabei handelt es sich nicht in erster Linie um eine quantitative Verschiebung im Sinne nachlassender sexueller Aktivität, obgleich auch das der Fall sein kann. Diese Niveauverschiebung ist als eine qualitative zu denken, die ihren Niederschlag in unterschiedlichen Arten und Weisen des Erlebens findet.

Am Beginn einer Beziehung, wenn auch nicht gleich am Anfang sexueller Aktivitäten, wird die Sexualität normalerweise groß und lustvoll erlebt. So stellt es sich jedenfalls einem von später her gemachten Vergleich dar. Sowohl das auf der frühen Stufe vorherrschende Verlangen, als auch das Erleben des Geschlechtsverkehrs haben eine leidenschaftliche Dimension, die sich im Laufe der Zeit verliert und die Sexualität insgesamt flacher erscheinen läßt. Das hängt jedoch nicht mit einem unaufhaltsamen Niedergang der Sexualität und auch nicht mit ihrem allmählichen und kontinuierlichen Altern zusammen. Vielmehr liegt dem flacheren sexuellen Erleben ein Umschlag auf ein neues Niveau zugrunde, das über lange Zeit stabil bleibt.

Mit diesem Schicksal der Sexualität finden sich die Menschen nicht ohne Widerstand ab. Ihre Versuche, den schwächer gewordenen Strom des Begehrens wieder zu entfachen, sind außerordentlich vielfältig. Das fängt bei den eher lächerlich anmutenden Ratschlägen in Ehehandbüchern an, geht über zu den »Ratgebern für die erfolgreiche Geliebte«, die jeder biederen Hausfrau suggerieren, sie hätte das Zeug der Circe, und endet bei jenen Praktiken, welche in Amerikanisch so viel verheißungsvoller klingen als in Deutsch, noch lange nicht. »Mate Swapping« hört sich nicht nur nach mehr an als »Partnertausch«, sondern ist drüben wahrscheinlich auch weiter verbreitet als hierzulande. Auch kommen unsere Paare, welche in versprengten Annoncen ihre Toleranz anpreisen und ebensolche suchen, gegen die dort organisierten Interessenten an »Open Marriages« nicht an.

All das ist aber keineswegs neu. Schon Wilhelm Reich riet Paaren, dem nachlassenden sexuellen Interesse durch gelegentliches Fremdgehen wieder auf die Sprünge zu helfen. Er war von der günstigen Wirkung externer sexueller Erlebnisse auf die interne Sexualität überzeugt. Eine Erklärung für das Versiegen der Leidenschaft findet sich bei ihm indes so wenig wie eine Erklärung für die Wirksamkeit der von ihm verordneten Therapie.

Die Liste mit Ratschlägen, die auf die Wiedererweckung der Leidenschaft abzielen, ist lang. Den Menschen fällt aber auch ohne Ratgeber etwas ein. Noch das zum Geschlechtsverkehr abgeschaltete Licht, wogegen die Sexualaufklärer wettern, gehört in diesen Zusammenhang.

In unterschiedlicher Deutlichkeit haben all diese Ratschläge und alle Versuche, die verlorene Leidenschaft wieder zu wecken, ein Gemeinsames: in die zur Selbstverständlichkeit gewordene alltägliche Sexualität wird ein Stück Verbot und Tabu eingeschleust. Der Sexualität soll das Verruchte, Unerlaubte, Anstößige wieder zugeführt werden, das sie im Laufe der Zeit verlor. Dazu wird das Verbot, in welcher Weise auch immer, in Szene gesetzt. Ob das nun durch ein Negligé, das dem des Pornostars auf der Video-Cassette gleicht, oder durch geile Reden oder durch die gespielte Verweigerung des längst Gewährten oder durch das scheinbar zerknirschte Eingeständnis eines »Fehltritts« oder durch stärkeren Tobak geschieht, ändert nichts an der damit verfolgten Absicht: in den sexuellen Alltag soll Abwechslung und Lust gebracht werden.

Es ist geradezu eine Trivialität zu behaupten, Verbotenes sei mit einer besonderen Lustprämie versehen. Gleichwohl wird dieser Zusammenhang neuerdings beständig verleugnet. Vor allem die aufgeklärte Sexualpädagogik hat sich darin hervorgetan. Durchdrungen von der Überzeugung, eine von »restriktiven Normen« und Verboten befreite, also eine »ungehinderte Sexualität« sei gleichbedeutend mit einer lustvollen, schickte sich die Sexualpädagogik an, die Angst zu minimieren, Verbote aufzulösen und die sexuelle Sphäre zu entdramatisieren.

Hinter dem Rücken ihres aufgeklärten Programms aber suchen die Menschen nach dem entschwundenen Tabu und inszenieren unablässig kleine *sexuelle Dramen*. Sie scheinen zu wissen, daß die *sexuelle Lust* keine abstrakte Größe ist. *Sexuelle Lust* wird von wirklichen Menschen wirklich erlebt oder auch nicht. Sie stellt sich durchaus nicht automatisch ein, wenn dem Sexuellen alle Beschränkungen aus dem Weg geräumt sind. Ebenso wie die Kategorie Lust sich nur vermittelt eher die Kategorie Unlust erschließt, ist das subjektive Erleben von Lust auf sein Negativ *angewiesen, um* fühlbar zu werden. Die nur mit sich selbst identische Lust ist keine. Sexuelle Lust ist von der Einschränkung, vom unlustbereitenden Verbot nicht zu trennen.

Daß das Verbot auf Sexualität noch ganz andere Wirkungen hat, als es die hypostasierte Repressionshypothese behauptet, hat am deutlichsten Georges Bataille ausgesprochen. In seiner letzten, vor seinem Tod veröffentlichten Arbeit »Die Tränen des Eros« nahm er den ihn immer wieder beschäftigenden Gedanken über das Verbot und dessen Wirkung auf das Verbotene noch einmal auf. Auch Bataille geht von dem allgemeinsten und frühesten Schicksal der Triebe, das heißt von ihrer Unterdrückung aus, und sagt: »Es ist unvorstellbar! Es ist *verboten,* sich zu lieben! Es sei denn, man tue es im geheimen. Wenn wir es jedoch im geheimen tun, verklärt und beleuchtet das Verbot seinen Gegenstand mit einem zugleich unheilvollen und göttlichen Licht: es umgibt ihn mit einem religiösen Schein«.

Weniger pathetisch ausgedrückt heißt das: die verbotene sexuelle Handlung, die wir uns erlauben, wird durch die Existenz des Verbotes zu einem besonderen Vorgang. Dieses hat sich mitten im Zentrum unseres sexuellen Erlebens eingenistet. Nur die allererste sexuelle Regung auf der frühesten Entwicklungsstufe ist noch nicht vom Verbot affiziert, ist gewissermaßen bloße Triebäußerung. Ansonsten sind alle sexuellen Handlungen vom Verbot beeinflußt. Sexualität haben können wir zwar nur dann, wenn es uns gelingt, das Verbot zu überlisten oder ihm zu trotzen. Wir können das Verbot jedoch nicht aus unserer Sexualität verbannen.

Wie die religiösen Feiern der Urchristen in den Katakomben Roms durch das Verbot mit einer eigentümlichen Größe ausgestattet wurden, erhält die Sexualität vom Verbot ihre Glorie: »Das Verbot verleiht dem betroffenen Gegenstand«, so sagt Bataille, »eine Bedeutung, die er ursprünglich nicht besaß. Das Verbot überträgt seinen Eigenwert auf den betroffenen Gegenstand. Oft frage ich mich im gleichen Augenblick, in dem ich den Vorsatz fasse, dagegen zu verstoßen, ob ich nicht im Gegenteil hinterhältig dazu provoziert worden bin.«

Das Verbot übt auf seinen Gegenstand eine Faszination aus und verändert ihn gemäß seiner eigenen Textur. Ist das Verbot groß und mächtig, wird auch unser Erleben ähnliche Qualitätswerte aufweisen, wenn wir erfolgreich gegen ein derartiges Verbot verstoßen haben. Auch die der eigentlichen sexuellen Handlung vorausgehende Spannung, also die sexuelle Erregung, wird in dieser Weise vom Verbot beeinflußt. Bei ihr ist die Wirkungsweise des Verbotes sogar leichter nachvollziehbar.

So wie man alle seine Kräfte zusammennimmt, wenn man einen starken Gegner vor sich glaubt, der einem den Weg zu einem bestimmten Ziel versperrt, das man unbedingt erreichen möchte, so baut sich gegenüber einem mächtigen Verbot die sexuelle Spannung auf Gelingt es mir - so werde ich blitzschnell fragen - den Gegner zu besiegen, und kann ich danach den von mir gewünschten, von ihm aber verwehrten Weg zu meinem ersehnten Ziel einschlagen, oder wird der Gegner mich besiegen? Selbstverständlich wird niemand in einer solchen Situation sorgfältige Überlegung erwarten. Es handelt sich dabei eher um »impulsive Entscheidungen«, bei denen aber doch Ichkräfte im Spiel sind.

Weniger dramatisch haben wir alle solche Vorgänge schon im Alltag erlebt. Besonders begehrt wird das Widerstrebende und mit einem Tabu Belegte. Begehrt wird das Widerständige, weil sein Besitz ein höheres Gefühl, eine tiefere Befriedigung vermittelt, als etwas, das einem in den Schoß fällt. Das scheinbar unerreichbare Objekt wird in der Phantasie mit einer Größe ausgestattet, die im Moment seiner Besitznahme auf den Besitzer überzugehen scheint. Ob die einem solchen Objekt verliehene Größe eine Illusion war, kann sich im übrigen nur dadurch herausstellen, daß man es sich aneignet.

Richtet sich ein erotisches Interesse auf eine Person, die sich entzieht oder die gleichsam entzogen ist, dann pflegt dieses in seiner Intensität anzuwachsen und keineswegs sofort zu verschwinden. Emma Bovary war für Rudolf Boulanger von besonderem Reiz, weil sie den Namen eines anderen trug, dessen Frau sie war. Die Liebesleidenschaft dieser beiden wurde durch das mit der Ehe gesetzte Verbot entfacht und von dem Kampf der Bovary zwischen Tugendhaftigkeit und wollüstigem Begehren geschürt.

Die sexuelle Lust verdankt sich freilich nicht einer in Affirmation erstarrten Beziehung zum Verbot, sondern dessen Negation in der Überschreitung. Darüber wird Lust groß. Die Steigerung von Lust hängt mit der Bewältigung des Konfliktes, der sich im Kampf zwischen Wunsch und Verbot aufgebaut hat, zusammen. Dieser Bewältigung folgen Gefühle von Stolz und Triumph. Die Bovary sah nach dem schließlich vollzogenen Ehebruch vorzüglich aus. Sie war stolz darauf, endlich auch eine der beneideten amoureusen Frauen zu sein, und triumphierte über alle Widerstände: Das Ich desjenigen, der das Verbot überwindet, begeistert sich über das, was es leistet. Es stellt sich ein Zuwachs von Autonomie ein, der im Verlaufe der sexuellen Handlung immer mutiger macht, bis schließlich das Ziel, die Abfuhr der Spannung, erreicht ist.

Der Kampf mit dem Verbot läuft in den folgenden Schritten ab: Es meldet sich ein Triebwunsch, der im Moment seines Entstehens das Verbot evoziert: Das, was ich tun möchte, ist verboten! Ich lasse mir nicht vorschreiben, was ich zu tun habe! Wie wird mein Aufbegehren gegen das Verbot ausgehen? Wird das Verbot mich demütigen oder werde ich über das Verbot siegen? Gelingt das Aufbegehren gegen das Verbot, und kommt es zu einer sexuellen Handlung, ist diese begleitet von Triumph. Stolz, Triumph und Größe sind elementare Bestandteile leidenschaftlichen sexuellen Erlebens. Dafür gibt es beeindruckende Beispiele in der Literatur, die freilich jene des Lebens nicht zu überbieten vermögen.

Stolz, Triumph und Größe sind aber Gefühlswerte, welche die tiefe Befriedigung, die der leidenschaftlichen Sexualität ebenfalls zugehört, nicht verstehen lassen. Ihnen fehlt die ruhige Entspanntheit, die der tiefen sexuellen Befriedigung eignet. Diese Erlebensqualität kommt über das Gefühl von Erschöpfung und das Gefühl der Dankbarkeit zustande. Die in leidenschaftlicher Sexualität verstrickte Person hat die schreckliche Gefährdung, der sie sich ausgesetzt hat - und der sie sich bis zu einem gewissen Grade auch aussetzen mußte - überlebt. Die Annäherung an das große Verbot ist nichts anderes als eine Annäherung an den Tod. Ihm entronnen zu sein, macht dankbar und hinterläßt ein Gefühl tiefer und ruhiger Befriedigung.

Dieses leidenschaftliche Drama der Sexualität steht in engem Zusammenhang mit den ersten Annäherungen an ein Verbot beziehungsweise mit dessen ersten Überschreitungen. Es löst sich, wie ein Blick auf die Wirklichkeit lehrt, früher oder später auf. Auch dann, wenn die Leidenschaft im Leben des einzelnen zeitweise hoch sich aufschwang, vergeht sie und macht dem ewigen Einerlei der Sexualität Platz. Das mußte die Bovary schon nach kurzer Zeit erfahren und sich von Rudolf, dem erfahrenen Liebhaber, sagen lassen, daß auf die Leidenschaft nicht zu bauen sei. Er verläßt Emma und ruft ihr nach: Wären wir zusammengeblieben, »hätte sich unsere Leidenschaft (das ist nun einmal das Schicksal alles Menschlichen) früher oder später, doch verflüchtet. Zweifellos!«

In diesem, nur durch das angefügte »zweifellos« gemilderten Gesetz der Leidenschaft ist zweierlei gesagt. Erstens: Leidenschaft ist möglich. Zweitens: Leidenschaft hat ihre eigene Zeit. Die ihr eigene Zeit muß sich nicht gerade auf einen einzigen Augenblick beschränken. Aber mit einer langen Dauer will sich die Leidenschaft nicht vertragen. Da aber die Leidenschaft nicht an sich selbst, sondern an der Zeit stirbt, drängt sich die Frage auf, was in dieser Zeit geschieht.

Wenn es wahr ist, daß leidenschaftliches sexuelles Erleben eng mit dem Verbot und seiner Wirkung auf die Sexualität zusammenhängt, wenn es ferner wahr ist, daß die Größe des leidenschaftlichen Gefühls eng mit der wirklichen oder phantasierten Größe des Verbots zusammenhängt, dann muß die behauptete Niveauverschiebung im sexuellen Erleben wiederum mit einer Veränderung des Verbotes zusammenhängen. Daß sich Verbote in der Realität verändern, ist eine Binsenweisheit. Doch darum soll es hier nicht gehen.

Es geht hier um unterschiedliche Wahrnehmungen eines objektiv gleich gebliebenen Verbotes. In dauernden sexuellen Beziehungen kommt es nämlich zu einer Wahrnehmungsveränderung gegenüber dem Verbot. Das Verbot ist gleichsam einer Erosion ausgesetzt. So wie ein mit ein und derselben Person immer wieder vollzogener Ehebruch bald aufhört, etwas Besonderes zu sein und sich in seinem Erlebniswert der ehelichen Sexualität annähert, so schwächt eine dauernde sexuelle Beziehung zu einem Menschen das Verbot allmählich ab, ohne es jedoch völlig aufzulösen. Zu dieser Schwächung des Verbotes kommt es ohne weiteres Hinzutun, einfach durch die fortgesetzte Aktivität. Die Menschen wissen das und lasten nicht zu unrecht der Gewohnheit an, was sie vermissen.

Es ist wie verhext: Die Sexualität desexualisiert sich, indem sie praktiziert wird. Aus diesem Gesetz gibt es kein totales, sondern nur ein partielles Entrinnen. Bataille hat das nicht scharf genug gesehen, da er nur die Wirkung des Verbotes auf die Sexualität untersuchte und die Wirkung, welche die sexuelle Aktivität auf das Verbot hat, außer Betracht ließ.

Die Sache ist die: Etwas, gegen das ich so häufig verstoße, ohne dafür bestraft zu werden, kann nicht wirklich verboten sein. Zumindest kann das Verbot nicht so ungeheuerlich sein, wie ich das zu Beginn einer Begegnung oder zu Anfang meiner sexuellen Aktivität geglaubt habe. Durch wiederholte sexuelle Aktivitäten erweist sich, daß vieles, was dem Verbot (oder einer Person) als Qualität angeheftet wurde, sich einem projektiven Vorgang verdankt, der sich allmählich auflöst. Die fortgesetzte sexuelle Aktivität konsumiert also Teile des internalisierten Verbots und dessen Wirkungen. Mit dem damit einhergehenden teilweisen Zusammenbruch der Macht des Verbotes verflüchtigt sich das große sexuelle Gefühl. Alles, auch man selbst, beginnt in der Sphäre des Sexuellen etwas weniger großartig zu werden als vordem.

Der bisher beschriebene Vorgang soll am Beispiel des Ladendiebstahls, der während einer gewissen Phase der Studentenbewegung geradezu Mode war, noch einmal verdeutlicht werden: Der Ladendiebstahl beginnt damit, einen bestimmten Gegenstand besitzen zu wollen. Im Moment des Entschlusses kommt es zu Spannungs- und Unruhezuständen, die, hat man den Gegenstand glücklich außer Reichweite des Ladeninnern gebracht, von einer großen und großartigen Erleichterung abgelöst werden. Beim nächsten Mal wird dann schon nicht mehr allein um des Gegenstands willen gestohlen, sondern auch wegen des Wunsches nach Wiederholung der erlebten Gefühle.

Genauer gesagt: Der Wunsch nach dem Gefühl und der Wunsch nach dem Gegenstand können nicht mehr voneinander getrennt werden. Unter bestimmten Bedingungen mag das dazu führen, daß das Gefühl zum Selbstzweck und der gestohlene Gegenstand völlig nebensächlich wird. Normalerweise aber schwächt sich das besondere Gefühl nach mehrmaligem Gelingen deutlich ab. Wird die Praxis trotzdem fortgesetzt, bleibt nur ein dem vorherigen Gefühl zwar vergleichbares, jedoch deutlich schwächeres Erleben übrig. Das hängt damit zusammen, daß Stehlen weiterhin als Unrecht empfunden wird und verboten ist. In analoger Weise verläuft die Transformation der hohen sexuellen Leidenschaft in eine banale.

An dieser Stelle drängt sich die theoretisch zwar sinnlose, praktisch aber um so bedeutsamere Frage nach dem der Sexualität gemäßen Erlebniswert auf. Ist dieser, um einen Ausdruck von Gunter Schmidt zu gebrauchen, »autochthone Erlebniswert« der Sexualität, also der ihr sozusagen eingeborene Erlebniswert, so groß, wie er sich in der Leidenschaft äußert, oder ist er so moderat, wie er sich normalerweise zeigt? Oder anders gefragt: Blitzt in den leidenschaftlichen Ausnahmezuständen mehr von der Wahrheit der Sexualität auf als in ihren vergleichsweise langen banalen Phasen? Müssen wir uns also tunlichst unserer Wünsche nach leidenschaftlicher und hochgespannt lustvoller Sexualität entschlagen und sagen, so wie die Sexualität zumeist und von den weitaus meisten Menschen erlebt wird, so ist sie eigentlich?

Theoretisch ist diese Frage sinnlos, weil es keinen natürlichen Erlebniswert der Sexualität gibt. Es gibt aber ganz offensichtlich gesellschaftliche Verhältnisse, in denen die Sexualität entweder für bestimmte Lebensphasen oder unter bestimmten Bedingungen in einer Weise unterdrückt wird, daß sie sich gegen die ihr auferlegten Verbote nicht durchzusetzen vermag. Dann ist die Lust gewährende Dialektik von Verbot und Übertretung stillgestellt.

Praktisch bedeutsam ist diese Frage, weil allgemeine Vorstellungen von Sexualität den Umgang der Menschen mit ihr beeinflussen. Ist die Sexualität also so harmlos, wie sie in der modernen Sexualpädagogik aufscheint? Oder ist sie so dramatisch, wie sie von mir gezeichnet wurde?

Nun, die Sexualität ist sowohl harmlos als auch leidenschaftlich. Ihr besseres Element liegt im letzteren. Denn bei aller Faszination, welche die Leidenschaft dem Verbot abgewinnt, bei all ihrer Befangenheit im Verbot: durch die Leidenschaft wird das Verbot in seinen wirklichen Qualitäten erst erfahrbar, und zwar durch Überschreitung. Machte sich nun aber einer auf und bräche immer da, wo die Stimme der Leidenschaft nicht mehr voll ertönt, würde er zum Opfer des Verbotes. Was für die Stimme der Leidenschaft gehalten wird, ist hier nur noch Stimme des Verbotes, das den Befehl zum Wandern erteilt. Auch ein Daueraufenthalt im engen Kreis der Leidenschaft bringt am Ende nur Banalität, weil auch der verruchteste Ort mit der Zeit seine Schrecken verliert.

Leichter als andere können jene Menschen ein Quentchen Leidenschaft über einen längeren Zeitraum ihres Lebens retten, deren sexuelle Präferenzen mit mehr als dem gewöhnlichen Verbot belegt sind. Das gewöhnliche Verbot auf Sexualität konnte in kollektivem Maßstab ja nie wirklich übermächtig und total werden. Verstöße dagegen mußten gewissermaßen blinzelnd zugestanden werden, weil die Fortpflanzung mit der Sexualität liiert ist. Bei jenen Sexualitäten, die nichts vorweisen können, was ein Zugeständnis erforderlich machte, blieb das Verbot dichter.

Aber auch hier zeichnen sich Veränderungen ab. Die sich vollziehende Integration der »sexuell Abweichenden« wird deren sexuelles Erleben nicht unangetastet lassen. Ihrem Begehren wird ein Stück des alten Reizes genommen, wenn auch sie immer wohlanständiger werden. Das ist an der Reaktion der Homosexuellen auf den Integrationssog abzuleiten, dem sie in jüngster Zeit ausgesetzt sind. jetzt dürfen sie, was sie wollen, zumindest dürfen sie es ungestrafter als vordem.

Einige von ihnen scheinen sich gegen die besseren Verhältnisse hartnäckig zu stemmen. Mit schrecklichen Lettern malen sie das Menetekel der Verfolgung an die Wand, als ob sie befürchteten, mit der Liberalisierung verfalle ein Stück des Reizes. Provoziert wird der Verfolger aber auch durch eine Veränderung ihrer sexuellen Praktiken. Gleichlaufend mit ihrer Integration in den vergangenen Jahren haben sich unter homosexuellen Männern sadomasochistische Praktiken und Selbstdarstellungen epidemisch ausgebreitet.

Aber auch die Homosexuellen werden der Integration nicht entgehen. Für sie ereignet sich im Moment, was andere bereits hinter sich haben: die Neutralisierung der Sexualität durch deren Vergesellschaftung. Alles deutet darauf hin, daß die Sexualität damit jenen Schuß Unanständigkeit einbüßt, der ihr erst Glanz und Leben verleiht.

Konkret-Sexualität 1983, S. 10

Gerd Fuchs

Die verletzte Domäne des Mannes

Die Katastrophe der männlichen Sexualität machte das Kind, macht den Mann und läßt den Schriftsteller Gerd Fuchs ratlos

Rauf und runter, sagte er. Jetzt schneller. Interessiert beugten wir uns über den Bettrand. Ein dicker Tropfen klatschte auf den Fußboden. Wir waren zu viert und sollten längst schlafen. Und warum? fragten wir. Es tut schlau, sagte unser großer Vetter. Mir tat der Arm weh.

Das muß Mitte des Krieges gewesen sein. Einquartierung, Flüchtlinge, die Kinder wurden zu dritt oder viert in ein Bett gesteckt, Kissenschlachten, Gefummel unter der Decke, beeindruckt begutachteten wir den Schwanz unseres großen Vetters, später tobte wegen des Lärms eine unserer Mütter ins Zimmer, walkte uns wahllos durch und machte das Licht aus. Noch ein wenig Gekicher, dann schliefen wir ein.

Das ging so bis weit nach Kriegsende. Zusammen schlafen, zusammen onanieren, einmal wollten wir einen Vetter zur Strafe in den Hintern ficken (ging aber irgendwie nicht), endloses Ausprobieren von Körperteilen, Vetter Reinhold und ich hielten uns an den Händen, wenn wir einkaufen geschickt wurden, offenbar hielt das niemand für anstößig, selbst seine Mutter nicht, eine ausgemergelte, fanatische Protestantin. Doch dann war plötzlich alles aus. Dann versuchte ich, den Frauen unter die Röcke zu sehen, Ausschnitte wurden zu schwindelnden Abgründen, der Anblick von Mädchen verursachte Atemnot, wenn wir Vettern uns noch trafen, kam Verlegenheit auf, wir verloren uns, wie es heißt, aus den Augen.

Was war geschehen? Etwas in mir hatte sich nicht nur für die Mädchen entschieden, etwas in mir hatte nicht nur gesagt, daß das Gefummel mit Jungen Sünde sei, etwas in mir sagte plötzlich, daß Gefummel überhaupt Sünde sei. Ich begriff das nicht. Ich hatte sogar die sexualpädagogischen Bücher gelesen, die mein Vater im Bücherschrank hatte (er war Lehrer) und die »maßvolles« Onanieren keineswegs für Sünde, sondern schlankweg für gesund erklärten, und trotzdem wollte ich plötzlich »rein« bleiben, plötzlich der Kampf gegen den unwiderstehlichen Drang der Hände, unter die Bettdecke zwischen die Beine zu wandern. Plötzlich Wörter wie Wichsflecken. Wörter wie feuchte Träume. Plötzlich Scham, Erniedrigung. Ich begriff das nicht. Niemand hatte mir etwas verboten.

Kürzlich hatte ich Besuch. Ein sympathischer Typ, robust, sensibel, langsamer Sprecher, Schweizer. Er war zum erstenmal in Hamburg, hatte zwei Tage Zeit, und am letzten Tag lud er mich zu einem »Nachtessen« ein. Ich hatte mich kaum um ihn kümmern können, und so meinte ich schuldbewußt, das sei ja doch wenig, wenn er von der Stadt nur den Hafen und ein bißchen Innenstadt gesehen habe, und während ich sprach, wurde mir klar, worauf es hinauslaufen würde, und prompt kam es auch: Er hätte schon gern auch noch etwas von der Reeperbahn sehen wollen.

Als wir den Wagen in der Hein-HoyerStraße abstellten, begann es zu regnen, es war elf Uhr, ein Donnerstagabend im Januar, und die Reeperbahn war nahezu ausgestorben. Ich war jahrelang nicht mehr dagewesen, und im Eilschritt führte ich ihn durch ein paar Straßen, die ich noch für charakteristisch hielt, natürlich durch die Herbertstraße, und zwei Kontakthöfe nahmen wir auch noch mit. Ich war, wie gesagt, seit mindestens zehn Jahren nicht mehr dort gewesen, und ich merkte, daß ich enttäuscht war wie jemand, der zuviel versprochen hatte, daß ich mich aufführte wie irgendein Anreißer vor den Türen der Bars. Inzwischen lief uns das Wasser die Mantelkrägen hinein, ich wollte schon sagen, das wars, das ist alles, als er meinte, allmählich könnten wir uns einen trockenen Platz suchen, und etwas mit oben ohne wär schon recht. Als der nächste Anreißer das Gedeck für zehn Mark anbot, sagte ich, Schluß jetzt, hier gehen wir rein.

Die Haare klebten uns, wie gesagt, am Kopf, unsere Mäntel troffen, und während wir in das Halbdunkel einer schmuddeligen Bar stolperten, sah ich etwas, was ich mir geschworen hatte, nie sehen zu wollen: Auf einem Bett lag eine nackte Frau, die den Schwanz eines nackten Mannes im Mund hatte und uns aufmunternd zulächelte. Natürlich war mein Schweizer Freund schockiert. Aber für den Gipfel hielt er dann doch wohl die Rechnung, die wir später bekamen. Für unser Gedeck zahlten wir zehn Mark, aber für das Glas Orangenwasser für eines der beiden Mädchen, die sich zu uns gesetzt hatten, neunundneunzig.

Ich war anders schockiert. Noch nicht einmal durch das, was ich nie hatte sehen wollen. Denn die beiden taten alles, um es gewissermaßen nett zu machen. Sie waren nahezu fleischlos, er tupfte eigentlich nur so an sie hin, und wenn er die Arme aufstützte und das Kreuz gerade machte oder sie ein Bein anzog, dann hatte das eher den Anschein einer gymnastischen Übung, die konzentriert, ernst und sachlich vorgeführt wurde, als Arbeit, nach der sie sich in die Ecke vor ihr Nachtessen setzten, proper in Badetücher gehüllt, brav nebeneinander und mit einwandfreien Tischmanieren.

Mein Schock war die Obszönität oberhalb der Obszönität: Über dem schweigend aneinander arbeitenden Paar das kleine Stück Leinwand, auf dem endlos wechselnde Paare endlos dasselbe taten. Wobei konsequent gewesen wäre, wenn auch im Film ein Film gelaufen wäre, auf dem seinerseits wiederum ein Film gelaufen wäre.

Also die Wirklichkeit genügt nicht. Sie genügt niemals. Da ist immer noch, immer wieder, immer weiter dieser kleine, schmutzige Film, auf dem abwechselnd die Hure oder die Heilige erscheint, niemals aber eine wirkliche Frau. Der Geschäftsführer der Bar, der lachend erklärte, daß er mindestens die Hälfte seiner Gäste auf dieselbe Weise übers Ohr haute wie uns beiden Trottel, dieser schmierige, brutale Kerl hatte mit seiner Anordnung, diese Leinwand über dem Bett anzubringen, eine sehr tiefe Einsicht bewiesen.

Von Albrecht Dürer gibt es ein Selbstbildnis als Aktstudie. Feder und Pinsel auf grün grundiertem Papier, 292 x 154. Weimar, Staatliche Kunstsammlungen, Schloßmuseum (Winkler 267). Es hat zwei Mittelpunkte. Das Geschlecht; fett, gedunsen, selbstzufrieden, tückisch; knorpelig darunter die Hoden; brutal, fast mit Haß ausgestellt, ein schweres, lastendes Gehänge an einem ausgemergelten Körper, der sich schief durch Mauern zwängt. Und darüber seine Augen; ein Blick voller Trauer und Verzweiflung.

Lächerlich, die paar Jahrhunderte Christentum dafür verantwortlich zu machen, diese bläßliche Händlerideologie (gibst du mir, geb ich dir). Da wäre schon tiefer zu graben, in älteres Gestein. In die Orestie des Aischylos etwa. Doch auch die war ja bereits Triumphgesang. Da waren die alten Götter des Matriarchats schon gestürzt, hatten die jungen Götter Zeus, Apollo und die Kopfgeburt Athene gesiegt, waren zu Eumeniden besänftigt die Erynnien, die Orest jagen, der das schlimmste Verbrechen begangen hatte, das nach der alten Ordnung möglich war, der getötet hatte, was ihn hervorbrachte, seine Mutter, kein Verbrechen gegen die Gattung, weil gegen das gnadenlose Gesetz der Fruchtbarkeit.

Noch einmal läßt sie Aischylos aus dem Unterirdischen hervorbrechen, wohin sie verdrängt wurden, zeigt er, welcher Art ihr Gericht gewesen wäre, die nur fragen, ob Orest getötet hat und nicht warum, wie es das Gericht der neuen Ordnung, der Areopag, tut. Doch kann er sie nur als Erynnien zeigen, weil sie längst als Eumeniden verharmlost sind, weil mit dem alten Gesetz auch jene Gewalt gebrochen ist, die den Hominiden zwang, selbst verreckend noch die Art fortzupflanzen, war der Sexus längst nicht mehr die wichtigste Produktivkraft, hatte begonnen seine Kanalisierung, Nutzbarmachung, die Verschnürung, die Scham. Bis schließlich zweitausend Jahre später der Biedermeier-Kommis im Vollgefühl seiner revolutionären Sendung seiner Einzigen auf den ersten Blick schwören kann, sie sei die Einzige für ihn, den ganz Einzigartigen, und für immer werde sie für ihn die Einzige bleiben, sein Eigentum.

Ob feudalistische, ob bürgerliche oder sozialistische Umwälzung - alle revolutionären Bewegungen entwickelten puritanisch-utopische Frauenbilder. Die hohe Frau der Troubadoure, die großen Liebenden des Bürgertums, die Revolutionärin - sie sind Bilder nicht nur von Männern gemacht, sondern als Heiligenbilder auch behaftet mit der Komplementäreigenschaft, ihr Gegenteil, das Obszöne, anzuziehen. Sie erzwingen die doppelte Moral geradezu. Sie sind nicht lebbar, aber sie sind Ausdruck des Lebens. Auf immer höheren Ebenen angestellte Versuche, die Katastrophe der männlichen Sexualität rückgängig zu machen.

Ich habe damals nicht verstanden, was als Kind mit mir geschah. Als ich von mir selbst getrennt wurde. Als ich mir selbst fremd, angsterregend, fratzenhaft, schweinisch wurde. Es nützt mir nicht viel, daß ich jetzt mehr verstehe. Es kommt darauf an, daß ich damals nicht verstand. Erklärungen erklären nur. Weder heilen sie den Riß, der mich seit damals teilt, noch betäuben sie den Schmerz davon, der nie nachlassen wird. Die Gattungskatastrophe wiederholt sich in jedem einzelnen.

In einer Wochenzeitung las ich kürzlich auf der Frauenseite die Überschrift »Sexualität ist die letzte Domäne des Mannes«. Also alle anderen Bastionen wären bereits geschleift? Doch dann verging mir das Lachen, als ich begriff, wie sehr im Kopf der Schlagzeilenmacherin Sexualität tatsächlich Männersache geblieben ist, als mir all die Frauen auf unserem Dorf einfielen, für die Sexualität immer und ganz selbstverständlich Männersache war. Es gebe neben dem gemeinsamen Kampf von Frauen und Männern für die Abschaffung von Klassenherrschaft noch einen Kampf unter den Kämpfern, lese ich. Das leuchtet mir ein. Die Brechung des Matriarchats war nicht die Folge, sie war die Voraussetzung von Klassenherrschaft, ist mit dieser deshalb auch nicht beseitigt. Doch worum soll es in diesem Kampf gehen?

Um eine möglichst nette Art, miteinander zu vögeln? Laß jucken, Kumpel? Alle bisherige Geschichte von Sexualität ist die Geschichte männlicher Sexualität. Und nun entwickelt sich im Schoße des Alten das Neue?

An dem Verhältnis zum *Weib,* als dem *Raub* und der Magd der gemeinschaftlichen Wollust, ist die unendliche Degradation ausgesprochen, in welcher der Mensch für sich selbst existiert, denn das Geheimnis dieses Verhältnisses hat seinen *unzweideutigen,* entschiedenen, *offenbaren,* enthüllten Ausdruck in dem Verhältnis des *Mannes* zum *Weibe* und in der Weise, wie das *unmittelbare, natürliche* Gattungsverhältnis gefaßt wird.« Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Und weiter. »In diesem Verhältnis zeigt sich auch, inwieweit das Be*dürfnis* des Menschen zum *menschlichen* Bedürfnis, inwieweit ihm also der *andere* Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist.«

Vorläufig aber habe ich noch die letzten Bilder eines Films im Kopf, den ich kürzlich sah: ein Mann säubert mit Eimer und Scheuerlappen die Zelle einer Münchner Peepshow.

-

Konkret-Sexualität 1983, S. 13

Heinar Kipphardt

MÄRZ IN HAMBURG-HARVESTEHUDE

Elegant zu zweit
mit süßlich, gespitztem Mund
(Mon Chérie)
schreiten wir zierlich die
Außenalster entlang
pappen der Knieenden
Schnee an den Venusberg.
Hamburg im Schnee
das wollte ich immer so gerne
so gerne mal sehen
schon wegen
der stolzen Schiffe im Packeis
und den berühmten Feuerbestattungen
mit Hans Albers. (La Paloma)
Stelle mir vor Graf Zeppelin
auf einer Hafenrundfahrt
mit brennender Zigarre!
Auch die verfallenden Lagerhallen
sind sehr schön
die zusammengerosteten Hebedocks
und Eisengießereien.
Begeistert aber sehe ich
das stolze Schiffsriesenwrack
Atlantis
im Hafenbecken versinken
denn auf dem Oberdeck spielt
eine Damenkapelle.
Hamburg bei Nacht
muß ganz herrlich sein.

Konkret-Sexualität 1983, S. 15

Horst Tomayer

...Krehm schmiert

Horst Tomayer ließ »seine« Erektionsprobleme in verschiedenen Sex-Shops behandeln

WATT denn, watt denn, wer hattn den schwarzen Negerschwanz verkooft? Und det Glas is ooch weg, wo er hinter war?! Ihr Lumpen! Packt aus, Bagaasche!« Aber die beiden Schichtverkäufer im »Sex-Bazar« in der Hamburger Hauptbahnhofsgegend haben (»Ehrenwort!«) keinen Schmu gemacht, das schwarze Kunstglied nicht schwarz verkauft, keiner weiß, wohin sich der stumme Befriediger aus dem Regal fortgemacht hat. Da ist der Chef des Shops (um die sechzig, Choleriker, untersetzt, Strickweste, Berliner Schnauze) leicht indigniert, legt aber gleich die joviale Platte auf, als sich Kundschaft nähert. – Was willn der mitin Rasierpinsel aufm Kopp, hä? »Tag, Chef, schaun Sie mal, im Schweißband, ‚VEB Luckenwalde', ein volkseigener Gamsbart ... «

»Kann ick nich lesen, Brille nich bei, aber watt willste mit so'm Deckel, Du Klohn, ick trage Schtätson, vastehste, Schtätson, nischt andret sonst, und Luckenwalde? Ick war in Jüterbog, auf der Adolf-Hitler-Schule, da warst du noch im Sack von Vatern, watt saachste nu?« ja, was sag ich jetzt? Ach, weiß schon, apropos Sack: »Chef, hej, psst!, ich hab vorm halben Jahr einen Arbeitsunfall gehabt und seither hängts in der Hose, Erektionsschwierigkeiten, Sie verstehn?« Schon hakt er mich, das arme Luder, unter, bugsiert mich zur Vitrine mit den Versteiferpräparaten:

»Da jibts wat janz Gutes, Penisex. Is bekannt durch seine Krehm. Hier, guck, da is ne Kombi-Packung, wenn ma Probleme hat, innerlich und äußerlich, Tabletten innerlich, Krehm äußerlich. Wirkt gleich, sofort. Auf Wärmebasis. Verkauf ick sehr viel. Oder auch Tropfen.«

»Schlägts auch an?«

»Tja muß man testen, ein Körper spricht auf Tabletten an, ein Körper auf Krehm, ein Körper auf Tropfen. Manchmal hat man Glück, gleich beim ersten Präparat. Aber Penisex - is was Gutes. Oder hier, Sanur-Sex, fünf Schachteln, für ne Kur, Zaubermittel Jibts ja nich, sechzich Stück neunzehnachzich, da nimmt man dreimal täglich zwei Draaschees nachn Mahlzeiten, das zieht man mit fünf Schachteln durch, ne richtje Kur, wa, da baut man det ganze Sexualzentrum mit auf. Früher gabs ja Okasa, wa, is aber besser wie Okasa. Brauchste die fünf Schachteln auch nich auf einmal koofen.«

»Chef, ein Arbeitskollege hat mir »Ständertropfen« empfohlen, hab ich auch genommen, hat aber nicht so recht gewirkt ... «

»Tja, Ständertropfen - bei manchen nix, bei manchen wieder sehr gut. Hab einen Kunden, der kommt schon drei Jahre. Sucht sich im Puff drüben schnell 'n Meedchen, machtn Preis klar, kommt hierher, muß ich ihm 'n Glas Wasser geben, kippt die ganze Pulle rin, wat er gar nich machen soll, schwupp s er drüben. Also det is verschieden, is det, man muß bißchen testen, wa, aber det hier is ne ganz reelle Sache, wa!«

»Und «Largo«!«

»Würd ich nich empfehlen, 'Largo', da mußte 'n viertel Jahr lang, äußerlich, steht hier, auf der Gebrauchsanweisung, zweimal täglich eine dünne Schicht auf die Gesamtlänge des Penis und die.Eichel auftragen und mit der Fingerspitze leicht einmassieren. Det is ne langwierige Sache, und - Krehm schmiert! Penisex, Sanursex is wat janz Reelles, mußt ja nich gleich alle fünf Schachteln auf einmal, aber man soll eine Kur mit 300 Stück durchmachen, fünf Schachteln, wa, sollte man korrekt durchziehen.«

»Ginge das auf Krankenschein, Rezept?«

»Neeeien, könnwa nich auf Rezept nehmen, det macht nur der Arzt, wa.«

»Und die Präparate, keine schädlichen Nebenwirkungen?«

»Allet wat Du im Sex-Shop koofst, is unjefährlich. Det wird vom Jesundheitsamt jetestet! Überleg dir det in Ruhe, aber Penisex wär det Reellste, Zaubermittel jibt et nich, auch wenn man die Spanische Fliege für die Frau nimmt - der Mann muß doch aktiv bleiben! So ne kleine Stütze is da schon richtich!«

Im Fickartikelladen ums Eck, der mit dem schummrigen Charme einer Nachkriegsbaracke, sitzt Omi an der Cassa (und Weihnachtswollene für die Enk längst vom Knäuel, sie strickete, wet Grübchen hat die liebe Gute, freunche Augen, einen mütterlich-mächtigen Busen und - dieses Mitleid im Timbre (noch so jung und schon dieses grande Malheur), das tut gut. »Erektionsschwierigkeiten, ja, wir nehmen zuhaus diese Salbe von Penisex, es kann natürlich sein, daß für Sie Tropfen besser sind, täglich fünfzehn Stück, ja, ich glaube, Tropfen sind besser für Sie als Salbe, weil Salbe reibt sich ja ab, die geht wieder weg, aber Tropfen bleiben länger im Körper drin, wir nehmen die Salbe, weil es ja nur für diesen Moment ist, aber Sie brauchen etwas für länger, für Dauer, jeden Tag fünfzehn Stück, ist egal, wann Sie sie nehmen, morgens, abends, nur regelmäßig muß es sein, und wenns gar nicht mehr geht, ja, dann nehmen Sie doch für Ihre Partnerin diesen Vibrator, sehn

Sie, der ist in Penisform und hat auch so Hautfalten, weil das ist natürlicher, das ist aus Plastik, müssen Sie vorher und hinterher abwaschen, und da ... «

»Da?«

»ja, da, da müssen Sie die kleinen Mikrobatterien reinlegen, die gibts ja überall, und dann machen Sie so ... «

»So?«

»ja, so, und dann vibriert er und dann ... «

Hätten Sie vielleicht Prospekte, wissen Sie, meine Partnerin, die ist nämlich etwas, also, mhmm, äh, prüde ... «

»Nein, Prospekte gibts nicht, da müßte sie schon mal mitkommen, nehmen Sie sie doch mal mit, vorher auch mal nen Film ansehen, damit sie das alles mal so sieht, Hemmungen und so verliert, es kommen ja viele, auch ältere Paare, braucht man sich nicht zu schämen, sind ganz tolle Filme, Sie könnten auch gleich reingehen, ich mach den Apparat an, sind wirklich schöne Filme, ganz toll, da, da sieht man dann, ob noch eine Regung kommt, also wissen Sie, da müßte einfach was kommen, nichtwahr, vier Filme sind das, für acht Mark, Sie können aber auch länger sitzenbleiben, also wirklich, da müßte sich was regen. Kommen Sie, gleich nebenan, Moment, ich mach schnell die Heizung an, soll Ihnen ja warm werden, aber wirds Ihnen auch so.«

Zwei Tischtennisplatten tät es eng werden in dieser Dunkelkammer mit acht Stühlen (ein Stumpen rauchender Rentner leistet Gesellschaft) und zwei Standaschern für Kippen und Kleenex. Und schon gehts los auf der Schweinwand, die Damen und Herren aus dem Lande Hamlets, blond, blauäugig, kommen ohne Umschweife (das sagts!) zur Sache, in devoten, auf den Zentimeter mit der Kamera verabredeten Positionen spreizen die Damen die Schenkel und wie im Frühling im Zoo rücken die Herren (kein Gramm Fett zuviel, und was für ein Stehvermögen!) mit aufgepflanztem Pint heran.

Unerbittlich wird eingeführt, aus den deutsch synchronisierten Kehlen röhrt es, das sechste Gebot liederlichst verhöhnend, und alle fünf Minuten saust ein Schwall Ejakulat vom final-masturbierten Stamm ins Schamhaar oder ins Antlitz der Koituskollegin. Wem sich da nichts regt, der empfange zum Lohn den Heller des Heuchlers. Ich aber gebs zu an der Cassa und bedaure, der Tropfen nun doch nicht zu bedürfen.

Der deutsche Sexualitäteneinzelhandel ist opulent sortiert. Neben der im wilhelminischen Zotenfundus ergrauten »spanischen Fliege« das Stimulans der Adenauerära »Okasa« und die Spitzmacher der Moderne, Penisex, Sanursex, Etceterasex - alle miteinander von der durchschlagenden Wirkung eines Traubenzuckerwürfels oder eines puren Placebos, Imagination ist die halbe Miete. Hier die »Stützungs-Creme«, die den »Lümmel« in die Halbeinstellung bringen, dort die »Orgasmus-Bremse«, die seine Zeit des »Kommens« hinausschieben soll.

Eine Augenweide die exzellent gedruckten Farbmagazine für die, die sichs selber besorgen. Und erst die Gerätschaften für ein besseres Erleben des Geschlechts. Das Verhüterli mit dem friktionsförderndem Schuppenkamm einer Galapagosechse mag ja ein älterer Hut sein. Aber der Clito-Boy fürs unbemannte Girl (ein Kunststoffgeäst aus phallusförmigem Zeigefinger für die vaginale und schlankem Daumen für die rektale Körperöffnung - der ist nigelnagelneu. Zweifelsfrei auch eine überfällige Innovation auf dem Satisfaction-Sektor: Die »Herkules-Erektionspumpe« (»Pumpen Sie, und Ihr Herkules verlängert und verstärkt sich um das Doppelte!«).

Und natürlich kommen die Mädls nicht zu kurz, und wenn ich 'nicht zu kurz' sage, meine ich es auch so: Da haben wir den Damensattel mit Haltegriff, aus dessen Mitte sich - wie der Spargelkopf aus dem Beet - dienstwillig ein Hartgummiglied erhebt und - das Ficksitzkissen, ein weicher Schaumstoffrundling mit eingelassenem Plastik-Pint. Erfreulich die Diversifickation in der Sparte »unbeseelte Ganzpartnerinnen«, ingeniöse Produkte der Enteinsamkeitsindustrie, geschaffen von Maschinen für Menschen.

Was da Evolution respektive Design geleistet haben, was da aus der ersten Generation der Fickpuppen, jenen maulfaulen, kalthäutigen Geschöpfen, geworden ist - alle Achtung! Schaun wir mal in die »Sex-Wörld« rein. Das ältliche diensthabende Fräulein, dem man vom Habit mehr die Vorsitzende eines Sittlichkeitszirkels zutraut, schwärmt vom Sortiment:

»Das fängt mit fünfundachtzig Mark an, nöch, die da, die 'Bessy Doll', das ist ne schwarze, mit blonden Haaren, die ist sehr preiswert, wir hatten ja eine für zweihundertundfünfundneunzig Mark, die hatte drei Öffnungen, Vollhaare, nöch, ne auswechselbare Vageena, da war alles mit bei, alles, ein ganz tolles Ding, die ging weg wie warme Semmeln.«

»Was ist das da, ein schwarzer Rumpf mit Brüsten und einem fleischfarbenen gesäumten Schlitz?«

»Erinnert mich fatal an die Bimbo-Visage Al Johnsons in Hollywoods erstem Ton-Film ... «

»Das ist ein Body, der kostet fünfundsechzig, wird auch sehr viel gekauft, nöch, von Fernfahrern, wird von Männern gekauft, die keine Frau haben oder die Frau liegt im Krankenhaus oder ist auf Reisen, dann kaufen sie sich das, oder sowas hier, eine Vageena, nöch, die kommt auf neunundachtzig, sind auch Haare dran, vorne, nöch, dann hatten wir ja noch eine,

irgendwo warten Sie mal, die sprechen konnte, ach, da steht sie ja, die kommt auf hundertneununddreißig, die hat blondes Haar, Preßhaar, und da ist innen ein Band drin, das muß man aufziehen, das ist genau das, was die Babies hingehängt kriegen, die ziehen dran und dann spielt das, genauso ist das bei der Puppe, da ist so Sprechband drin.«

»Was sagt die?«

»Nö, Gott, was soll sie schon sagen, einschlägig ist das, nöch, was die da sagt, noch ... «

Zum Kassenwart im Etablissement nebenan hab ich Vertrauen, der darf wissen, daß ich mit einem Schwager in der Ostzone geschlagen bin, der nix im Sinn hat als Westkram: in den Fünfzigern gierte er nach Pudding, in den Sechzigern nach Beatlesplatten und Jeans, jetzt jiepert er nach Schweinkram aller Art. Hat er Erfahrungen mit Pornopäckchen nach drüben?

»Ich schicke öfters Sachen aus unserm Shop nach drüben und muß sagen, daß das ganz selten ist, in zwei Jahren erst einmal, daß was wegkommt. Mein Freund drüben schickt mir dafür ja auch Raritäten, zum Beispiel herrliche Bleikristallsachen, was absolut streng verboten ist, auch schöne Dauerwürste, die Wurst ist ja drüben viel besser gewürzt, ja, und das ist immer alles angekommen, bis auf einmal, ist ja eigentlich Blödsinn, daß die diese Sachen verbieten, Lotto und Toto und was weiß ich nicht alles, war ja auch mal verboten, na und jetzt gibt es das drüben, eines Tages fangen die mit diesen Sachen da auch an.«

Wo kommen die Puppen her, man möchte ja schließlich wissen, mit wem man fickt?«

»Also die preiswerten kommen zum Teil aus Japan, die guten Sachen werden hier hergestellt, diese hier, ne reine Luxuspuppe, die »Lolita Vitak fühlt sich an wie Fleisch, die kostet sechshundertzehn, die war mal früher bei siebenhundertfünfzehn, sehn Sie den alten Preis noch, also das ist eine, mit der kann man alles machen, von der Qualität her, also Lebensdauer, deswegen ist die auch gleich in diesem kleinen Koffer hier verpackt, sehn Sie, mit Griff. Die Lolita ist ein deutsches Erzeugnis.

Wissen Sie, ich hab viele Kunden, die kaufen gern preiswerte Puppen, aber eines Tages haben sie alle auf teure Sachen umgeschwenkt. Da können Sie nehmen, was Sie wollen, das Preiswerte ist halt nicht unbedingt haltbar, die teuren Sachen, das ist Qualität. Kommt hinzu, daß die »Lolita« beweglicher ist, da ist alles dran beweglich, Arme, Beine, alles. Ich hab zum Beispiel zwei Kunden, die kaufen sich jedes Jahr eine. Da kommen die auch ein ganzes Jahr mit aus, also von der Qualität her, nur, die machen jetzt' folgendes: Die verkaufen die Puppe zum halben Preis weiter, also fragen Sie mich nicht, wie die das machen, aber die machens, das ist sicher.«

Schichtwechsel war in der »Sex-Wörld«, jetzt bedient ein freundlicher Pharma-Mann aus einer norddeutschen Kleinstadt, den Erwerbslosigkeit aus der Apotheke in den Sexualitäteneinzelhandel nach Hamburg verschlagen hat. Er hatte unlängst einen Kunden, »der mußte ins Gefängnis, wußte noch nicht einmal, ob er die Puppe mit reinbekommt, aber der dachte sich, wenn ich da nun zwei Jahre sitze, dann nehme ich die Puppe mit. Oder ein anderer, ganz junger Kunde, man weiß ja nie genau, was in den Leuten vorgeht. Vielleicht sind die unterentwickelt, vielleicht haben sie Hemmungen vor Frauen oder sie sind so extrem, daß Mädchen das nicht mitmacht, diese Praktiken, nicht wahr, ja und dann kaufen Sie sich eben ne Puppe.«

»Und das Geschäft geht, trotz Rezession?«

»Na, wenn die Leute schon arbeitslos sind und haben kein Geld, oder weniger, für diese Klamotten ist immer nochn Markt da.«

»Und wenn jetzt endgültig die große Wende kommt, mit den Saubermännern retour in die sittlichen fünfziger Jahre, da die Sex-Läden dicht machen?«

»Na wieso denn, das wird doch alles gebraucht, auch von denen, die so tun, als ob sie's nicht brauchen. Und außerdem: Da hängen doch auch Arbeitsplätze dran. Nein, wir packen nicht ein.«

Aber ich hab eingepackt, hab mein Wagen vollgeladen: die Rechnung bitte...

Konkret-Sexualität 1983, S. 19

Gunter Schmidt

Und wo sie begehren, können sie nicht lieben.

Bemerkungen zur Videopornografie

Sexuelle Angebote und Gebote wuchern. Rundherum sollen wir mit Pornografie versorgt werden - per Video und, folgerichtig, bald auch per Kabel. Bis in den letzten Winkel wird sie uns nachsteigen. Ihre Orte sind nicht mehr Kaschemme und Kiez, sondern die gute Stube und das eheliche Schlafzimmer. Ihre Adressaten sind nicht mehr Männer allein, sondern Mann und Frau, Paare.

Jeder achte Film, der in Videotheken zu haben ist, gehört zur Sparte »Erotik«. Die sogenannte normale Hardcore-Pornografie -»bis ins Mark hart« - ist besonders begehrt. Sie ist auf Heterosexuelle zugeschnitten, relativ frei von »perversen« Handlungen und physischer Gewalt. Sie unterscheidet sich von der »weichen« Pomografie allein dadurch, daß sie Genitalien aus allen – auch nicht mehr denkbaren - Perspektiven und in allen physiologischen Zuständen zeigt.

Um diese normalen (1) pornografischen Verhältnisse geht es mir.

Diskussionen um Pornografie enden oft, bevor sie beginnen. Meistens so: Sie sei frauenfeindlich, voller sexistischer Stereotype, ästhetisch unter aller Kritik. Das alles stimmt. Videopornografie ist so frauenfeindlich wie »Stern« oder »Spiegel«, so voller Geschlechtsklischees wie ein Western oder Heimatfilm und so kunstvoll wie Trivialfilme - von Dick und Doof bis Dallas. Aber was noch?

*

Pornotopia, wie Steven Marcus(2) die Weh der Pornografie nennt, hat ein neues Medium. Aber wie eh und je spiegeln sich in ihr - mal konvex, mal konkav - die sexuellen Zustände ihrer Zeit. *Ein* Leitthema ist die immerwährende Begierde, die unstillbare totale Lust, Schlaraffia und Kanaan. Lustobjekte sind immerfort verfügbar, im Nu, sobald man nur an sie denkt und zum sofortigen Genuß bereitet: umstandslos greifbar, nackt, soweit erwünscht, und erregt. Die Litanei von Fellatio, Cunnilingus und Koitus kann sofort beginnen.

Hergebetet wird der endlos hingezogene präorgastische Zustand, der nicht enden wollende Genuß. Orgasmus, wenn er dann endlich kommt, reizt nur die Lüsternheit nach dem nächsten. Ein Schlaraffenland, in dem man ißt und trinkt und trinkt und ißt, ohne daß Hunger und Durst nachlassen. Ein Schlaraffenland mit einem Hauch von Tantalusqual: Lust, die keine Ruhe finden will, Akteure, denen der Orgasmus immer bis zu den Lippen steht. Die wenigen Lautäußerungen in den Filmen, die nicht Stöhnen und Kreischen sind, gelten diesem Thema.

Originalton: »Zügellos begierig sein ist schöner als der Liebesakt«. Oder auf geringerem Abstraktionsniveau: »Ich bin schon das dritte Mal gekommen, mach weiter!« Oder einfach: »Ich könnt mich(!) totficken!« Sucht, die nicht weiß, was sie sucht. Abendfüllend quälen sich die Wonnen der Helden hin: Die Filme dauern 90 Minuten, nicht mehr 10 oder 20 wie in gnädigen Superacht-Zeiten.

Der Pornotopier steckt die ganze Welt in sein Geschlechtsteil. Er lebt nur, solange er geil ist oder geil macht. Befriedigung stillt das Verlangen und stellt den Genuß ab, sie ist gemeingefährlich in Pornotopia. Ein sexuell Zufriedener ist hier ein Störenfried, ein notorischer Querulant, die Ejaculatio praecox politischer Aufruhr.

In Zeiten knapper Güter, sparsam bewirtschafteter Bedürfnisse und Konsumrestriktionen war »endloser Genuß« - wie Steven Marcus für die viktorianische Pornografie zeigt - eine Metapher für Verschwendung, Prassen, über die Stränge schlagen. Sie stellte die bürgerliche Ethik auf den Kopf, hielt der Moral von Verzicht, Haushalten, Askese triumphierend die verpönte Welt des Überflusses entgegen. Heute, bei einer auf maximalen Verbrauch angewiesenen Wirtschaft, ist Pornotopia eine Metapher auf den perfekten, also: sofortigen, permanenten, wahllosen Konsum.

Wäre es mit allen Bedürfnissen so wie in der Pornografie mit dem sexuellen Verlangen, wir wären im Paradies der Warenverkäufer. Sexualität in Pornotopia steht für die totale Ware: sie wird ständig verbraucht, da ihr Konsum keine absatzmindernde bedürfnislose Zeit schafft, also wird sie auch permanent produziert. Pornotopia ist der Idealtypus der Konsumgesellschaft, Pornografie den sozioökonomischen Verhältnissen überfliegend konform.

Träger dieser Metapher ist vor allem die Frau mit ihrer sexuellen Unersättlichkeit - in der Pornografie phantasiert wird. Frauen sind die besseren Lus*tsubjekte* (auch wenn sie in den Köpfen der männlichen Betrachter zu *Objekten* werden): gieriger, hemmungsloser, affektgeladener, orgastischer - und auch das noch multipel, mehrmals hintereinander.

Männer haben den Konsumtrip noch nicht ganz mitgekriegt. Sie liefern immer noch artig ihr Produkt ab, tröpfchenweise und für jeden sichtbar, als ginge es darum. Rebellierte die Pornografie früher partiell gegen das offizielle Frauenbild, trat sie es mit Füßen, indem die »der Propagierung von Zartgefühl und Frigidität der 'anständigen' Frau Legionen von Mänaden und rasenden Weibern entgegenstellte (3)«, so sind ihre Heldinnen heute besonders modern.

In Pornotopia ist Zeit Sexzeit, nicht Arbeitszeit. Die Glocke schlägt nicht Schichtbeginn, Mittagspause, Feierabend, sondern Orgasmen. Das war in einer Welt, in der bis zum Umfallen geschuftet werden mußte, eine Verheißung von Zeit und Zeitverschwendung. Jetzt, da Arbeit immer knapper wird, signalisiert Pornografie eine düstere Möglichkeit, wie »ozeanische Leerzeit«(4) gefüllt werden kann. Sie ist ein Wink mit dem Zaunpfahl, sich auf die Verhältnisse einzustellen. Sie zeigt, wie Menschen beschäftigt werden können, für die es keine Verwendung mehr gibt. Sie enthält eine zynische Utopie auf eine nahe Zukunft, und Video und Kabel sind genau die passenden Medien für ihren Transport. Verkabeler und Pornografen arbeiten Hand in Hand und für das gleiche Ziel: endloser Konsum und besinnungslose Selbstbeschäftigung.

*

Doch auch heute ist Pornografie nicht ganz ohne Renitenz. Sie zeigt eine durch und durch unfriedliche Sexualität, die mit Liebe und Zärtlichkeit nichts zu tun hat - und verdreht gängige Klischees.

Pornografie steckt voller Gemeinheiten, Feindseligkeiten, Demütigungen, Rachegelüsten; sie inszeniert fortwährend Unterwerfung und Beherrschung, Kampf um die Kontrolle des Partners(5). Sadomasochismus also ist ein weiteres Leitthema der Pornografie, auch wenn Fesseln und Peitschen nicht vorkommen, und sie kommen in *diesen* Filmen nicht vor. Vordergründig sind vor allem Frauen die Opfer. Die Choreografie der Stellungen zeigt durchweg männliche Herrscherposen: Fellatio, bei der die Frau vor dem Mann kniet, Coitus a tergo, also von hinten, in der Manier eines Herrenreiters. Doch die Machtverhältnisse sind diffiziler, Stärke und Schwäche viel mehr ineinanderverwoben, als dieser Mummenschanz uns weismachen will.

Frauen stöhnen vor Gefügigkeit und Lust, und die Männer bewirken dies - das ist die phantasierte Macht der Männer. Männer unterliegen der unwiderstehlichen, geheimnisvollen Anziehung der Frau, ob sie wollen oder nicht - das ist die phantasierte Macht der Frauen. Die gefährliche Frau ergibt sich dem Mann, lustgeschüttelt; aber ausgeliefert ist sie durch die Stärke *ihrer* Begierde, ohnmächtig durch die *Macht* ihrer Affekte.

Die Verteilung der Täter-Opfer-Rolle scheint gleicher geworden zu sein, seitdem auch die Frau Adressat der Pornografie ist. Gegen wen sich die Gewalt auch richtet, sie wird immer durch die Lust des Opfers geleugnet: Es verlangt schließlich noch wüster als der Aggressor danach.

Anonymität gehört zum sadomasochistischen Arrangement. In Pornotopia ist Lust nur mit Fremden möglich. Kein Liebespaar liebt sich hier. Es kommen Menschen zusammen, die nichts miteinander zu tun haben; Sexualität ist Intimität und maximale Ferne zugleich. Dieses Paradoxon wird in der älteren Pornografie über Geld (Prostitution) oder soziale Distanz (Herr - Dienstmädchen, Herrin - Knecht) hergestellt. Heute spielt Pornografie unter Gleichen, und Distanz wird psychologisch geschaffen. Die kennen sich einfach nicht, hinterher so wenig wie vorher. Ein Augenkontakt - Schnitt - das Paar beim Geschlechtsverkehr. Sehen, verfallen, sich lösen.

Noch in der Vereinigung ist man getrennt. Räumlich und sichtbar. Umarmend machen es Paare nie. Kontakt besteht nur zwischen Schleimhäuten, sonst gibt es keine Berührung. Und zwischen die Schleimhäute zwängt sich noch die Kamera. Wo selbst diese Zweisamkeit zu nah ist, treiben es mehrere Fremdlinge miteinander - die Männer, zum Beispiel, handeln dabei Kaufverträge aus, während die Frauen vor Lust sprachlos ficken«, ist wortwörtlich zu nehmen. »Die Zeit, die du für deine Rose verloren hast, sie macht deine Rose so wichtig«, sagt der Fuchs zum Kleinen Prinzen. In Pornotopia verliert man nur für einige Orgasmustakte Zeit miteinander, und keiner ist keinem wichtig.

Den anderen zur Sache machen, also Fetischisieren, gehört schließlich in diese Welt. Strümpfe, Dessous, Hochhackige und was sonst noch immer - zwei völlig nackte Menschen wären für den kundigen Betrachter ein Schock. Der Oberfetisch aber ist nicht das Drumherum der Frauen, sondern das Stehherum der Männer - Objekt höchster Verehrung und Selbstbewunderung. In Pornotopia sind Frauen »schwanzgeil«(6). Nach dem Schwanz verlangt es sie vor allem - zur höheren Ehre der Träger. Aber die Bewunderung kippt um in Abwertung, auch wenn die Männer das gar nicht mitkriegen: sie gilt eben einem Fetisch, und es gibt zahllose davon. Einer ist so krumm und so benutzbar wie der andere, wie die Pornografie Mal für Mal belegt, egal, wem er gehört.

*

Es wäre bigott, sich mit Grauen abzuwenden. Das Spiel mit Macht und Unterwerfung, das Oszillieren zwischen Fremdheit und Vertrautheit, Idealisierung und Entwertung zielt auf allgemeine und unbewußte Sexualphantasien. Deshalb ist Pornografie so erfolgreich - und so empörend. Sie ist ein Symptom für die. »allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens«. (7) Nach Sigmund Freud spaltet der bürgerliche Mensch sinnliche und zärtliche Strebungen voneinander ab. Erst die psychische Erniedrigung des Liebesobjektes ermögliche ihm die volle Entfaltung seiner sexuellen Sinnlichkeit. Dadurch werden die vermuteten Gefahren der Liebe - Verletzung des Inzesttabus, Verschmelzung und Auflösung, Abhängigkeit und Ausgeliefertsein, Sich-Einlassen und Verlassenwerden - unter Kontrolle gehalten, die mit diesen Gefahren verbundenen Ängste ertragbar.

Freud schrieb seinen Aufsatz vor 70 Jahren. An der kollektiven Sexualstörung »Liebesspaltung« hat sich wenig geändert - trotz der starken Oberflächenveränderungen von Sexualmoral und Sexualverhalten, die wir Liberalisierung nennen. Familiäres, also Vertrautheit und Geborgenheit, und Erotisches, also Leidenschaft und Begehren, bleiben unvereinbar und richten sich unter verschiedenen Dächern ein.

»Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben«.(8) Einen Teil des Spaltproduktes, das Freud mit diesem Satz beschreibt, setzt Pornografie als Klamauk in Szene: die dunkle, mit der Angst kämpfende und destruktive Seite der Sexualität. Wenn ihre Genitalmechanik rattert, verhöhnt sie die Tröstungen der pazifizierenden Aufklärer und die Prediger einer purzärtlichen, von jedem Arg und jeder Bosheit gesäuberten Sexualität. Sie pariert Lüge mit Gegenlüge und setzt einen Schelm auf den anderen.

*

Übrigens: Die Wirkung der Pornografie auf den Betrachter ist nicht belanglos. Sie enteignet seine sexuelle Phantasie, stiehlt die Eigenart seines Erlebens, kränkt ihn durch die gleichförmiges platte Motorik ihrer Vollzüge, durch ihre gleichmachende Banalität, entblößt sein Intimes, kurzfristig - aber immerhin.

---

1 Angesehen habe ich neun Filme mit einer Spieldauer von ungefähr 13 Stunden. Eine kleine Auswahl bei dem großen Angebot. Aber für pornografische Stücke gilt wie eh und je: Kennst du eins, kennst du alle.

2 Steven Marcus, »Umkehrung der Moral. Sexualität und Pornografie im viktorianischen England«, Frankfurt 1979.

3 Steven Marcus, a.a.O., S. 240.

4 Günther Anders, »Die Antiquiertheit des Menschen«, Zweiter Band, München 1980, S. 98.

5 Robert J. Stoller, »Perversion. Die erotische Form von Haß«, Reinbek 1979, bes. Kap. 5.

6 Adolf-Ernst Meyer, Märchen für Onanisten, Opium für Impotente«, KONKRET-Sexualität, Heft 3, Hamburg 1981.

7 Sigmund Freud, Aufsatz »Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens« (1912), zitiert nach der Studienausgabe, Band V, Frankfurt 1972.

8 Sigmund Freud, a.a.O.

Konkret-Sexualität 1983, S. 22

Günter Amendt

Stange, Stengel, Knüppel & Knorpel

Günter Amendt hat sich insgesamt vierzehn Videopornofilme für Homosexuelle angesehen, elf Stunden lang

Zum Sehen geboren

Zum Schauen bestellt,

dem Turme geschworen,

gefällt mir die Welt.

Faust II

Bücher kann man anlesen, Bilder betrachten, in Heften blättern und Dias gegen das Licht halten. Der Inhalt von Videokassetten aber bleibt im Dunkeln. Nur die Verpackung preist an, worauf der Käufer hoffen darf. *A1 Parker's Supercock* oder einen *Pornotypen schlank und charmant,* der sich selbst *mit der Flasche fickt, um den Totalorgasmus zu erreichen.*

Die Inhaltsangaben sind aufs nötigste reduziert, Episoden werden mehr angedeutet als erzählt. Die Phantasie wird auf sexuelle Ausschreitungen orientiert. *Ein supergeiler Türke und ein noch geilerer Schwede - dazu fünf weitere Typen. Das muß ja zu einer Orgie ausarten.*

Jeder Kunde kann sich ausrechnen, wie viele Genitale er pro Videoband zu Gesicht bekommen wird mit Stumpf und Stil, als Stange und Stengel, Knüppel und Knorpel. Daß der *Pornotyp* weder *schlank* ist noch Gelegenheit erhält, sich *charmant zu* zeigen, daß drei der *geilen Schweden* ihre *jugendlichen Säfte aus überladenen Schwänzen* nicht *abspritzen,* wie es der Klappentext verspricht, wird der Käufer erst nach dem Heimgang oder dem Eingang seiner Mailorder entdecken.

Und sollte er sich bei seiner Wahl vom Coverboy haben beeinflussen lassen, wird ihm eine weitere Enttäuschung angetan. In den meisten dänischen Filmen stimmen Verpackungsfoto und Kassetteninhalt nicht überein. Selbst die versprochene Spieldauer wird oft nicht eingehalten. Das unterscheidet dänische Filme von US-amerikanischen, aber auch französischen Produktionen. Was da die Verpackung avisiert, wird auch geliefert.

Zu allen dänischen 30-Minuten-Videokassetten sind Super-8-Filme lieferbar, in denen die einzelnen Episoden ausgespielt werden. Beim Schneiden und Umkopieren auf Video haben sich Sprünge und Zeitverzögerungen eingeschlichen, die an Stummfilmtechniken erinnern und groteske Slapstick-Effekte bewirken. Eine nervöse Hektik liegt über allen Szenen. Die Modelle - mehr aufgelesen als ausgelesen - tun das ihre, um den Eindruck eines rührend dilettantischen Undergroundfilms zu verstärken.

Erstaunte, erschrockene und entsetzte, aber auch lachende, verschmitzte und kokette Blicke in die Kamera und an ihr vorbei stoßen den Betrachter unentwegt auf die Entstehungsbedingungen seiner bewegten Vorlage. US-amerikanische und französische Produktionen arbeiten mit O-Ton oder Playback, während dänischen lediglich eine Musikspur unterlegt ist. Und doch meint man, Regieanweisungen aus dem off zu hören, Anfeuerungen zur action, aber auch Anmahnungen, für das vereinbarte Honorar eine Gegenleistung zu bieten.

Einige Akteure tun sich schwer dabei. Viel Zeit geht verloren, bis sie endlich sich in jenem erregten Zustand befinden, der von ihnen erwartet wird.

Vor der Linse einer Super-8-Kamera hantieren einander fremde jungen unbeholfen und ungeübt an fremden Körpern; nur zu diesem Zweck hat man sie gepaart oder zum Trio zusammengeführt. Und nicht selten müssen Pornovorlagen für die nötige Stimulation sorgen. Einige erkennbar - wie auch in den Heften - heterosexuelle Stimuli. Schwungvoll wie eine Partitur durchblättert, leiten Heteropornos das homosexuelle Finale ein.

Kaum einmal jedoch geriete der Anlaß in Vergessenheit. Einer, der es für sich, oder zwei, die es um ihrer selbst willen treiben. Es kommt. Es kommt vor. Es kommt selten vor.

Pornos auf der Höhe der Zeit und dem Stand der Dinge fabrizieren US-amerikanische - und mit Abstrichen - französische Lieferanten. Ihren Produkten ist alle stümperhafte Unvollkommenheit ausgetrieben.

Die Akteure sind mindestens achtzehn Jahre alt. Das schreiben die Gesetze der Vereinigten Staaten vor. Notice: *Dieser Film bzw. dieses Videotape wurde ausschließlich für ein bestimmtes und begrenztes Publikum hergestellt und ist namentlich für Erwachsene gedacht, die eindeutig sexuelles Material zu ihrer Information, Erziehung und zu ihrem Vergnügen wünschen und fordern.*

Von kalifornischer Sonne gebräunt, agieren all-american-white-middle-class-boys vor dem Hintergrund einer Reicheleutekulisse unter Verwendung entsprechender Statusrequisiten. Andersfarbige kommen nicht als Menschen, sondern als sexuelle Spezialitäten vor: Ein *supergeiler Türke* oder ein *schwarzer Hengst.*

Dreibeinige Monster beherrschen die Szene, schwer geschafft von der Last ihrer Zweihänder. *Al Parker's Supercock* setzt den Maßstab. Den Größenverhältnissen angemessen sind die bestialisch normierten Körper der Helden. Jeder kommt. Jeder kommt zu einem Auftritt, bei dem er das Letzte geben darf. Vor der Menge ihres Ejakulats geht man unwillkürlich in Deckung.

Ebenmäßig geformte Eicheln, die an Champignons aus den Kellern einer belgischen Zucht erinnern - und balsamierte Schwänze, beschnitten nach Art des Landes, dringen gefräßig in willige Hinterteile ein. Ihre außergewöhnliche Anatomie erlaubt ihnen fast alles. »Do it yourself!« Das machen sie freihändig mit einem Zungenschlag. Selbst die Unmöglichste aller Möglichkeiten - fuck yourself - Krönung aller autosexuellen Anstrengungen, gelingt einem der Helden. Fast.

Und noch die Wonnen der gewöhnlichen Onanie werden mit Hilfe von Vibratoren und Gummischwänzen, Massagestäben und Sackhaltern, Schwanzringen und Pornos im Porno gesteigert. Weder die Situation noch ihre Akteure geraten jemals außer sich. Wehe aber sie machen den Mund auf, um mehr als nur zu konsumieren, was in einem Porno konsumierbar ist. Wenn sie zu sprechen beginnen, kracht der ganze Edelpornokitsch mit seinen hochfliegenden Ansprüchen zusammen, mischt sich das Playbackgejammere mit einem Wortgestammle, das in den ordinären Pornorealismus zurückfällt, von dem sich abzuheben doch die Absicht ist: *Fuck me/I love youl Your cock is so great/ My God/ Your ass is so nice/ My love/ Yeah, yeah, yeah.*

Was die amerikanischen Produktionen von skandinavischen unterscheidet, ist die Perfektion, nicht der Koitusstellungen, sondern der Kameraführung, der Beleuchtung, des Schnitts und des Ambiente. Es ist nicht nur der größere Kapitalvorschuß, der solche Perfektion möglich macht, es ist das Verständnis von sexueller Stimulation, das sie auch nötig macht.

Alles ist auf Steigerung angelegt. Doch was bleibt, hat man erst einmal die Artistik von Autofellatio und Autopedicatio staunend bewundert und den Größenvergleich (möglicherweise neiderfüllt) verarbeitet? Nichts bleibt, außer dem Stumpfsinn ewiger Wiederholungen. So muß die Kamera rausholen, was die Akteure reinstecken. Der Sexualakt wird kameragen inszeniert. Der Versuch, dem Objektiv überall hin Zugang zu verschaffen, führt zu absurden Körperhaltungen, abenteuerlichen Verrenkungen und abwegigen Schauplätzen. Im Geäst eines Baumes hängend, über kantige Felsen gebeugt, auf einem Baumstamm balancierend, unterm Überrollbügel eines Jeeps geduckt treiben sie es, um der Kamera einen neuen, nie dagewesenen Blickwinkel zu ermöglichen.

Stundenlang - so scheint es - fingern sie mit abwesendem Gesichtsausdruck an ihren Schwänzen herum, die sie behandeln wie andere ein Haustier. So geht es, wenn es überhaupt um etwas geht, weniger um Pornographie als um Tierquälerei.

Filme wie *Pacific Coast Higbway* und *Aime comme Minet* sind sichtlich bemüht, durch Rahmenhandlungen künstlerischen Ansprüchen zu genügen. Doch sie geraten nur zu exquisiten Ausstattungsstücken, herausragend einzig wegen ihrer technischen Vorteile, die sie im Vergleich zu skandinavischen Filmen perfekt erscheinen lassen. Nur aus einer einzigen Szene des französischen Films entwickelt sich das Sexuelle, das überall ist, in seiner triebhaften Logik, nur eine einzige Szene, wo nicht ein plumper Vorwand den Anstoß gibt, sich zu entkleiden. Der selbstgesetzte künstlerische Anspruch aller anderen Episoden bewirkt nichts als eine künstliche Verlängerung des Vorspiels, dem unweigerlich der Höhepunkt einer Ejakulation folgt.

Ob Ejakulationen und Orgasmen zusammenfallen, ist zweifelhaft. Auch hier unterscheiden sich die meisten US-Produktionen von dänischen Filmen, deren Helden, mit wessen Hilfe auch immer, nicht selten in eine Erregung geraten, die einen Orgasmus vermuten lassen. Kaum eines der von Masters und Johnson beschriebenen Orgasmusmerkmale ist an oder auf den Körpern amerikanischer Pornohelden feststellbar. Und - ob O-Ton oder nicht - ihr Gestöhne und Gewinsel ist allemal Playbacktheater.

Langfassung oder Kurzfassung ist somit keine Frage der Filmästhetik, sondern eine der Benutzerfreundlichkeit. Konsequenter scheinen Kurzfassungen mit reduzierter Rahmenhandlung wie *Feurige Boy Bolzen,* die nur noch zeigen, worauf sowieso alles hinausläuft:

Richard steigt aus dem Auto; legt sich auf eine Wiese; schaltet den Radiorecorder ein und ab geht's. Antonio und Don kommen die Straße entlang; überqueren eine Wiese; rollen eine Bastmatte auf und ab geht's. Bob und Jon treffen Ruben; machen ihn mit einem Pornoheft an und ab geht's. Wohin? Zum Gipfel. Doch der heißt nicht Orgasmus, sondern Ejakulation. Orgasmen sind nicht überprüfbar. jeder weiß: Orgasmen lassen sich vortäuschen und akustisch simulieren.

Erst das weiße Sperma, auf den Rücken gespritzt, den Bauch geklatscht oder ins Kissen geträufelt, verleiht der Szene ein Gütesiegel und bestätigt die Kaufentscheidung. Der Augenblick wird ausgekostet, Ejakulationen werden zu nicht enden wollenden Entladungen aneinandergeklebt. Rückblenden wiederholen den Vorgang verlangsamt.

In dem *Kip Noll Superstar* Film werden die Entleerungen aus drei Kamerapositionen vorgeführt. Zweimal wird das Ejakulat gegen eine vor das Objektiv gestellte Glasscheibe gespritzt. Was fehlt, ist ein Meßbecher. *Und als Dessert gibt es viel süsses Boy Sperma,* wird in der Serie *Teen World* eins, zwei und drei versprochen. Hier handelt es sich um eine *Auswahl der besten Höhepunkte aus inzwischen verbotenen amerikanischen Teenagerfilmen.*

Jedes Tape bringt zwei oder drei Episoden, deren Ablauf auf dem Tapeumschlag beschrieben wird, und schließt ab mit: *Special Selections.* Hier nun wird auf eine Inhaltsangabe verzichtet; sie spottete jeder Beschreibung. Aus unzähligen Filmen sind Abspritzszenen aneinandergeklebt, Gesichter, selbst Körper verschwinden gänzlich in einem Wald von Schwänzen.

Ich rede nur von dem, was ich gesehen habe: *Feurige Boy Bolzen - Flashback-Callboy Sperma - Pacific Coast Highway - Sporty Suckers - Kip Noll Superstar – Brentwood Fuckin' Farmband/The Homecoming-Non Stop Orgasm - Aime comme Minet - 7up Sex - Die Boys von St. Tropez - Teen World one/two/tbree.*

Mehr sehen wollte ich nicht. Ausgelassen bei der Sichtung habe ich sado-masochistische Filme, wenn auch immer wieder und unerwartet Sadomaso-Anspielungen auftauchen.

In *Die Boys von St. Tropez* wird gänzlich ohne Vorankündigung ein fist-fucking zelebriert. Der Covertext verspricht nur *ein wahres Feuerwerk der Geilheit: sieben stets steife und spritzwütige Schwänze, ein Arsch geiler als der andere und das alles in traumhafter Umgebung.*

Auch englische KZ-Pornos habe ich mir nicht zugemutet aus Verantwortung für meine Träume.

Insgesamt 14 Filme von 11 Stunden Spieldauer habe ich gesehen, rund 2.300 Mark hätte ich zahlen müssen, wenn ich die Videobänder gekauft hätte, und ungefähr 160 Mark Leihgebühr, hätte ich sie ausgeliehen. Hätte ich mich entschlossen, die Bänder erst auszuleihen und dann zu kaufen, wäre die Leihgebühr mit dem Kaufpreis verrechnet worden.

Der Maßstab für Mängelrügen ist subjektiv und nicht einklagbar. Deshalb sind Reklamationen zwecklos. Umtausch ist ausgeschlossen. Höchstens technische Mängel haben Chancen, anerkannt zu werden.

Der Anteil von Pornofilmen an der in die Bundesrepublik vertriebenen Videoproduktion macht ungefähr ein Drittel des Spielfilmangebotes aus. Die Filme, von denen hier die Rede ist, fallen nach der Definition der Videoproduzenten ausnahmslos unter die Kategorie »Hardcore-Filme«.

Homosexuelle dürften unverhältnismäßig mehr Benutzer von pornographischen Medien sein als Heterosexuelle. je älter desto mehr; das erklärt einiges. Auch haben Homosexuelle anders als Heteros keinen Zugang zur institutionalisierten Prostitution. Das ist ein weiterer Grund.

Nach Schätzungen von Fachleuten wickelt sich weit über 50 Prozent des Geschäfts - obwohl verboten - über Mailorder ab: Gegen Vorkasse oder per Nachnahme. Auch das sagt etwas über die Lage von Homosexuellen in der Abgeschiedenheit und Anonymität der Provinz.

Wie hoch der Anteil US-amerikanischer Produkte am Gesamtumsatz von Homovideos ist, läßt sich nur schwer ermitteln. Die Angaben von Vertriebsfirmen und Pornoläden klaffen auseinander und schwanken zwischen 60 und 90 Prozent.

Nicht Wettbewerb, sondern ein in Strafgesetzbuchparagraphen gekleideter Protektionismus reguliert die internationale Marktaufteilung. Nur auf dem europäischen Markt sind dänische Produkte - frei von US-Konkurrenz - Marktführer im Bereich der unter Achtzehnjährigen.

Sind erst einmal die Bestimmungen der US-Regierung, wonach nur Modelle ab 18 Jahren zum Einsatz kommen dürfen, erfüllt, gibt es keine weiteren Hindernisse, die Produktionen auch auf dem europäischen Markt abzusetzen. Umgekehrt verhindern strenge Bestimmungen die Einfuhr pornographischer Produkte, auch wenn alle einschlägigen US-Bestimmungen eingehalten werden. Und so beliefern US-Produzenten nicht nur den einheimischen, sondern auch den europäischen Markt und sind gleichzeitig geschützt vor der Konkurrenz europäischer Produkte, die allerhöchstens Schwarzmarktchancen haben.

Hollywood hat mit seinen Fernsehserien unsere Köpfe okkupiert und mit Bildern gepflastert. Es scheint, als wolle es selbst noch in unsere Onaniephantasien vordringen.

Der Kapitaleinsatz ist - verglichen mit europäischen Produktionen - enorm und wird durch die Existenz eines Binnen- und Außenmarktes gerechtfertigt. So hat sich eine Professionalisierung der Pornoproduktion herausgebildet. Neben bezahlten Laiendarstellern agieren Profis, die sich Kip Noll, Jonny Harden oder John King nennen und zu Stars aufgebaut werden, die als Hauptdarsteller ganze Serien bestreiten.

Im Sexuellen aber fallen Professionalität und Prostitution zusammen. Tricks und Täuschungen gehören zum Geschäft und sind Bestandteil der Arbeit.

»It's a hard work to keep it hard«, sagt Kip Noll in einem Interview, das den Rahmen für eine »The best of.« Pornoserie abgibt. Wo die Potenz aussetzt, hilft Silicon nach, das ist ein offenes Geheimnis manches Hardcore-Stars. Leicht wird einer da zur Spottgeburt der Götter, zum warmen Bruder jenes armen Priapos, dessen »pathologisch anhaltende, meist schmerzhafte Erektion ohne sexuelle Erregung« die Mediziner Priapismus nennen.

Vielleicht erklärt das den oft so apathischen Gesichtsausdruck der Pornohelden und die fragenden Blicke, unter denen sie ihre mächtigen Genitale bearbeiten: Ist der Penis doch nur ein Phallussymbol?

Notice: Alle hier besprochenen Videofilme eignen sich bestens zur Einspielung in laufende Fernsehprogramme, besonders die »Bonner Runde« und Bundestagsdebatten.

Konkret-Sexualität 1983, S. 26

Michael Naumann, Boris Penth

Grace Jones, Domina Imperator

Auf der Bühne türmt sich eine Treppe. Ganz oben, auf dem letzten Absatz ein Affe, der auf eine Trommel schlägt. King Kong auf dem Empire State Building, nur die weiße Frau fehlt. Als nächstes schleudert der Affe die Trommelstöcke von sich, lüftet die Gummimaske, das Gesicht von »Amazing Grace«, Queen of the Night, kommt zum Vorschein. Ganz aus dem Affenkostüm gepellt, zeigt sie sich in einem bläulich glänzenden Anzug, der Jackettausschnitt umrahmt das nackte Brustbein und die ansteigende Wölbung der Brüste. In der wattierten Jacke wirken die Schultern breit, ihre ganze Statur bekommt etwas Vitales, Viriles, Athletisches. Das Licht der Scheinwerfer trifft sie meist von unten, so daß sie den Dimensionen ihres riesenhaften Schattenwurfes näher scheint als irgendeiner Wirklichkeit aus Fleisch und Blut. Entrückt in eine gebieterische Pose, scheint sie unnahbar, ist Domina-Imperator.

Das Dreieck des Oberkörpers mit dem entblößten, metallisch schwarz-blau schimmernden Haut-Delta korrespondiert mit dem Gesicht. Es wirkt ebenfalls geometrisch, wie auf dem Reißbrett gezirkelt. Die Frisur ein Crew-cut im Stil amerikanischer G. I.'s: oben das Borsten-Zahlbrett, an den Seiten glattrasiert. Derart exponiert wirken ihre Ohren wie die eines Luchses, spitz auslaufend, oder man denkt an Captain Spock von »Raumschiff Enterprise«. Es liegt darin etwas Lauerndes. Die hohen Backenknochen sind durch schattenwerfendes Make-up betont. Darüber die Augen, mit Schminke und Lidstrich optisch verengt und schräggestellt, unterstreichen den kraftvoll lauernden Blick einer Wildkatze. Die Lippen sind üppig. Mit einem glänzenden nassen Film überzogen wirken sie gleichzeitig einladend und herausfordernd.

Sie intoniert den Song »Warm Leatherette«: Ein Pärchen gerät in seinem Auto in eine Massenkarambolage, und bevor beide ihren tödlichen Verletzungen erliegen, schieben sie auf dem Rücksitz noch ihre letzte Nummer, setzen sich den goldenen Fick inmitten eines Infernos von krachendem Blech, splitterndem Glas und zerfetzten Körpern - Sinnbild der Nähe von Eros und Thanatos. Sie visualisiert die Gewalttätigkeit und Leidenschaft dieser Geschichte mit harten rhythmischen Schlägen auf Becken, bringt sie zum Umkippen. Dennoch moduliert sie ihre Stimme zu einer Art Sprechgesang von metallischer Sachlichkeit und verhaltener Dramatik, ihre Bewegungen wirken niemals unkontrolliert, entgrenzend. Energie wird ästhetisch gebündelt. Zur fingierten Ekstase und Selbstauflösung - einem bekannten Muster in Rock-Shows - kommt es jedoch nicht. Artifiziell wirkt eher die Verzögerung der Entladung zu einer schier endlosen Vorlust des Anblicks.

Grace Jones ist nicht einfach Prototyp der »coolen« Frau. Ihre Präsentation und Stilisierung sind raffinierter - ein perfekter Synkretismus: teils Vamp, phallisch-kastrierend, eine schwarze, mysteriöse Dietrich, die auch wie die Piaf singen kann, »eine raffinierte Wilde mit langen Beinen, festen Brüsten und dem Arsch eines edlen Rennpferds«, wie ihr Svengali Jean Paul Goude formuliert. Von ihr geht etwas Bannendes, aber auch in seiner Lüsternheit Bedrohliches aus (»pull up to the bumper, baby, drive me in between«). Sie ist androgyne Domina, die verwirrt, feeling like a woman, looking like a man«.

Und, natürlich, sie ist Narziß, der sich mit lauter Duplikaten seiner selbst umgibt, den hilfreichen Klonierungen aus der »One Man Show«, vielfältiges Echo der eigenen triumphalen Pose, Grandiosität. Es ist nicht mehr das vordergründige, schnell zu durchschauende Bild einer Disco-Queen im Glitzerfummel, die sich dem Publikum mit kreisendem Unterleib und laszivem Stöhnen feilbietet, obwohl Grace Jones, nach einer Cover-Girl-Karriere für »Vogue« etc., so ihre zweite Karriere als Show-Star begründete.

Ihr erster großer Hit »I need a man« avancierte zur Hymne der Schwulen-Schickeria New Yorks. Die Travestie der Grace Jones wurde zu ihrem unverwechselbaren Stil. »Die Androgynität ihres Körpers in Kombination mit ihrer dunklen Hautfarbe und der Kraft ihrer Gestalt (was, zusammengenommen, den meisten als bizarr, wenn nicht gar abstoßend anmuten würde), all dies wurde stilisiert und zu ihrem Vorteil gewendet. Sie ist zu einem Geschöpf geworden, dessen einzigartige Schönheit jenseits ihrer Geschlechtszugehörigkeit und den ethnischen Merkmalen liegt, die gemeinhin mit ihrer Hautfarbe assoziiert werden. Kaum, daß sie einem menschlichen Wesen, eher einem fremdartigen, bedrohlichen außerirdischen Wesen gleicht, zwischen Blau-Schwarz und Schwarz changierend« (Jean Paul Goude). Eine Art »extraterrestrische Amazone«.

Grace Jones selbst vermutet, »daß ein großer Teil meiner Anziehungskraft auf Schwule daher kommt, daß ich für sie eine Art Mutterfigur darstelle«. Was zunächst paradox erscheint, ist doch die Mutterphantasie im homosexuellen Arrangement, als gefräßiger, verschlingender Mutterschoß eine bedrohliche. Verständlich wird die Paradoxie, wenn wir sehen, wie ironisch die Rezeption des »I need a man« war. Sie wurde möglich durch die Zweideutigkeit der Vorlage: ein Zwitterwesen, von dem jeder weiß, daß es sich eigentlich um eine Frau handelt, obwohl die verwegensten Gerüchte, ähnlich wie bei Amanda Lear, kursieren - dieses Zwitterwesen singt mit sonorer Stimme »I need a man«.

Und man weiß von ihr, daß sie middle-of-the-road-sex langweilig findet und verkündet: »Ich mag Männer und Frauen. Wie kann man Frauen nicht mögen? Frau heißt doch Üppigkeit. Ich bin eine Frau, und onanieren kann ich auch, also ... « Mit Nonchalance gibt sie sich polymorph-pervers, Sado-Maso, alles ist im Sortiment. Und dennoch scheint ihre Faszination für die Szene nicht nur darin begründet, daß sie ihre Weiblichkeit entschärft. Sie beschwört eher auf entlastende

Weise das homosexuelle Triebschicksal, indem sie die Sehnsucht nach der aktiven, übermächtigen Mutter aktiviert, gleichzeitig aber auch besänftigen kann durch die Travestie zum makellos schönen Mann, extravagant und exotisch.

Als narzißtisches Idol ist Grace Jones ein wandelndes Kunstwerk, ein Amalgam europäischer Haute Couture, jamaikanischer Musikalität und New Yorker Urbanität, Quintessenz einer Epoche, welche die Stilisierung der eigenen Oberfläche zum Imperativ erhebt, zum Schlachtruf des guten Lebens. Don't be a straight bore. Everybody his own hero! Ihr gelassenes, ja majestätisch anmutendes Auftreten in ihren Shows schließt jede Assoziation von Liebesbedürftigkeit, gar Schutzbedürftigkeit aus. Sie singt den Chrissie Hynde-Song »Private Life«. Man erinnert, Chrissie (Lead-Sängerin der »Pretenders«) wie eine Viper, verächtlich, »bitchy«: »sentimental gestures only bore me to death ... attachment to obligation through guilty regret - shit, that's so wet ... you ask my advice, I say: use the door ... I just feel pity when you lie, contempt when you cry,. - schleudert dies dem verheirateten Mann entgegen, mit dem sie eine Affäre verbindet. Anders hingegen Grace Jones. Hier schwingt die Emotion, die der Text prätendiert, in der Stimme nicht mehr mit. Sie ist gebremst und verfremdet, der Text wird monoton exekutiert wie eine höherenorts beschlossene Verfügung. Das hat Stil.

Grace Jones ist zum Protagonisten eines modebewußten Kults der Selbstgenügsamkeit, zumindest der selbstgenügsamen Geste, geworden. Eines der bekanntesten Fotos von Grace Jones (in Wirklichkeit eine raffinierte Collage und Retusche) zeigt sie mit ihrem Zwillingsbruder (auch den hat sie in Wirklichkeit nicht): zwei nackte Gestalten, mit fast identischem Gesicht, Körper, Größe und Haltung, stehen sich gegenüber, nur unterschieden durch das unterschiedliche Geschlecht. Ein anderes zeigt dieselben beiden Gestalten auf einem Diwan, eng aneinandergeschmiegt. Grace Jones, als Kunstfigur, Mann und Frau in einem, immer wieder nur sich selbst im andern suchend und findend. Am Gegenüber interessiert nur seine Eignung zur narzißtischen Resonanz. Seine Wider- und Eigenständigkeit werden ausgeblendet.

In ihrer »One Man Show« tragen die Tänzer und Musiker Grace-Jones-Masken und den gleichen Anzug wie sie. Sie ist umgeben von ihrem eigenen Konterfei, einer Vervielfachung ihrer erotischen Aura - nichts anderes scheint Platz zu haben als die Selbstliebe. Sie füllt den Raum, ergreift die Objekte und nährt beim Betrachter die Illusion, die Sehnsucht nach einer »beziehungslosen Beziehung«, nach dem »paradise lost« der frühesten Kindheit, wo Subjekt und Objekt noch zu einer phantasierten Einheit sich fügten.

Die Parallele, Grace Jones könnte der ästhetische und euphorische Ideologe der im Grunde resignativen neuen Single-Mentalität sein, drängt sich auf. Für Singles, ob Mann oder Frau, schwul oder hetero, schafft sie einen glanzvollen Mythos der Unverbindlichkeit, hinter dem die Misere der eigenen Unfähigkeit, sich auf andere einzulassen, verschwindet.

Die neuentdeckte Single-Bewußtheit tritt**,** so könnte man sagen, das biographische Erbe einer Zeitströmung in einer Generation an, welche die Selbst-, Fremd- und Gruppenerfahrung zum Postulat erhoben hatte. »Experience« als Medium der Versicherung, daß am Ende eines gleichsam kathartischen Marathons das Glücksversprechen winkt. Inzwischen grassiert der Katzenjammer bei vielen. Die trotzige Reaktion lautet: »Ich bin so wie ich bin«. Dem Selbstzweifel wird so ein zumindest äußerlich sichtbares Ende gesetzt.

Geblieben ist der Erfahrungshunger, gewandelt hat sich sein Charakter. War vordem die selbstreflexive Erfahrung gefragt, so ist es jetzt die Sucht nach dem »starken« Erlebnis. Aber es soll eines sein, das nicht ergreifend ist, eines, dessen man sich bemächtigt,- ohne wirklich berührt zu sein: distanzhafter Erfahrungshunger, eine ästhetische Dialektik aus Nähe und Ferne, die den äußeren Sinn innerviert. Sehen, Gesehenwerden, Hören, Fühlen, die fünf Sinne werden in einer passageren Erregung, die im Wortsinne nicht unter die Haut geht, zum Vibrieren gebracht.

Grace Jones scheint diese verschiedenen »starken« Posen mit Leichtigkeit zitieren zu können. Ihre veröffentlichte Identität summiert sich zu der überlegenen Fähigkeit, chamäleonhaft Facetten von Persönlichkeit spielen zu lassen.

Mit Erleichterung mag der von diesem Schein faszinierte und damit identifizierte Zuschauer die Meldung zur Kenntnis nehmen, daß sich hinter dieser Fassade halt doch »die kleine, schwache, anlehnungsbedürftige Grace« verbirgt - und wird sich auch darin wiederfinden können. Aber der Erfolg des Poseurs gibt ihr letztendlich doch recht.

Was aber geschieht, wenn, wie Grace Jones singt, the hunter gets captured by the game«? Nun ja, in dem Falle: »Things don't look the same!«

Konkret-Sexualität 1983, S. 30

Ina Deter, Gianna Nanini

Interview Ina Deter und Gianna Nanini

Wie chauvinistisch oder feministisch sind weibliche Rockstars? Ina Deter: »Rockmusik zu machen, ist aufregender als der Lover im Bett«

Sechsunddreißig bin und reibe mir manchmal die Augen wie ein wachgeknutschtes Dornröschen, das, eben erwacht, das Wunder der Liebe zum ersten Mal erfährt.

Ohne Widerstand, geblendet von Blicken, die berührn, geh ich mit dem, wenn er was hat, was mir gefällt. Fast immer bin ich mit dem Falschen gegangen, fast ebenso oft ließ ich mich gerne wieder wachknutschen. Fast immer geh ich mit dem, der mir in' Bauch schießt. Was ich brauche, suche ich immer, und was ich mal habe, verliere ich, wenn ich's behalten will.

Entschlossen, beim nächsten Mal nicht wieder Opfer sondern Täter zu sein, schaue ich dem neuen Märchenprinzen skeptischer in seine rehbraunen Augen, bevor ich durch die Knutscherei zum x-ten Mal an das Wunder der Liebe glaube, bevor ich wieder Blut im Schuh spüre und schichtweise abgebröckelte Haut.

Ich habe es immer noch nicht ganz gelernt, erst stehen zu lernen und dann zu laufen, anders zu lachen als die andern, erst die Schuhe auszuziehn und dann die Hose.

Ich muß mein Alter verloren haben, also die sogenannte Erfahrung. Wie sonst könnte ich mir erklären, daß trotz des Abenteuers einer Begegnung ohne Anfang und Ende, den kalten Nächten, den Verstellungen und Lügen der »One-Night-Lover« ich alldem noch etwas entgegenzusetzen habe, was mich nicht im Alleingang verrückt werden läßt.

Im Alleingang verrückt werden würde ich, wenn ich die Kraft nicht mehr hätte, den Rausch zu halten, den das Leben erfordert. Um es nicht zu werden, mache ich Musik. Meine. Um es nicht zu werden, brauche ich den Rausch, den allabendlichen auf der Bühne. Einen Rausch, der mich meine sogenannte Erfahrung vergessen machen läßt.

Es ist ein Rausch, wie ein Spiel, bei dem jeder die Chance hat zu gewinnen, und Spieler haben immer eine Chance. Ein ehrliches Spiel.

Weil alles offen ist bei diesem Spiel, ist jedes Mal, wie es nur beim ersten Mal sein kann. Mit Leidenschaft. Was für ein Gefühl. Zusammenspielen und Aufeinanderlosgehn bis zum Grund der Gründe, mit dem der dahin will, wo ich hin will. Da will ich mit Augen berührt werden, die Luft mit Händen ergreifen, da fühle ich Töne, Sound, eine Melodie, fühle, wie es klopft und beschleunigt, wie die »Lust mir an den Beinen hoch und runter kriecht.« Es kommt da unten an, wo's »warm und weich und feucht und laut wird.«

Meine Zunge will in den Mund, hinter die Zähne, zu dem, der dahin will, wo ich hin will. Was für ein Gefühl, diese Lust kommen zu lassen, ohne Orgasmuszwang, ohne alles, was ängstigt und unfrei macht. Alles ist möglich, machbar, erlebbar. Ein wahres Gefühl.

Eine Spannung wird erzeugt, die sich entladen muß, eine Spannung, die meine Lüste weckt.

Wenn ein Mann und eine Frau auf der Bühne wagen, ihre Spannung, die sie erzeugt haben, vor allen zu entladen, lieben sie sich so ohne Scham, wie es ehrlicher nicht mehr abgehen kann. Das ist ein Höhepunkt, mein musikalischer Orgasmus. Einer, bei dem ich mich nie betrogen fühle. Da ist jeder mit sich und für den andern. Keine Verstellungen, keine Lügen, das Abenteuer einer Begegnung mit Anfang und Ende. Umarmen und Küssen, so, jetzt, hier vor allen, in diesem Augen-Blick. Es überkommt mich und ich will auch nichts dagegen tun.

Wenn eine Frau und vier Männer auf der Bühne zusammen, richtig zusammen Musik machen, machen sie mehr miteinander. Die Zuneigung, die gegenseitige Achtung schließt nichts aus. Die fühlen mehr als ein Stückchen Beethoven in sich, die fühlen den Herzschlag von den Zehen bis ins Hirn. Die haben Träume und tauschen Zärtlichkeiten aus, die haben sich entdeckt und genießen. Ein schöner Rausch. So erlebe ich ihn auf der Bühne mit den richtigen Musikern.

Ja, das ist Erotik, die mich »high« macht. Rockmusik zu machen kann die Lust Nummer eins auf Erden werden. So unverfälscht, und unverkrampft. So aufregend, wie mit keinem Lover der Welt im Bett.

So gewaltig, aber nie brutal, so gierig aber nie eklig. So ehrlich kann man Sexualität leben, so ehrlich erlebe ich Sexualität nur auf der Bühne.

Ich kann das, und das wieder, ich will das, und das immer.

»Ich zeige das Gesicht männlichen Imponiergehabes – Potenzprotzerei und Hilflosigkeit«, sagt Gianna Nanini

.... jede Nacht wechselst du dein Gesicht, deinen Stil, deine Worte/Latin Lover .. /hastig gerauchte Zigaretten/die Augen stöbern in den Décolletés ...« (aus: »Latin Lover«)

Ich klage in meinem Lied niemand an, es geht nicht nur um den bösen »lateinischen« Macker, der heutzutage viele Gesichter hat. Ich versuche, aus dem Klischee herauszukommen, weil es *den* »Latin Lover«, der so ein Lied hört und sich dann empört abwendet, ja gar nicht gibt. Wir leben schließlich nicht mehr in der Zeit Rodolfo Valentinos, und aus der damaligen Welt des Films stammt der Begriff ja, den ich für das Lied übernommen habe. Ich lächle über den »Latin Lover« und versuche am Schluß des Liedes, das doppelte Gesicht des männlichen Imponiergehabes zu zeigen - Potenzprotzerei und Hilflosigkeit.

» ... Sie versteht dich nicbt/Sie trinkt Bier/ ... /will dich sofort spüren/während du keine Lust hast/ .. « (aus.~ »Latin Lover«)

Klar läuft dieser Typ Mann überall herum - manchmal fühle ich mich richtig umzingelt! Aber heute hat die Sexualität so viele Aspekte dazugewonnen, und es gibt soviel Neues -, daß ich mich beim »Latin Lover« nicht lange aufhalten will. Ich muß dazu auch nicht groß meine Meinung sagen: jeder versteht sofort, worum es geht, und dadurch wird es ein fast lustiges Lied, mit einer heiteren Ironie. Aus all den Gründen ist meine innere Beteiligung an dem Lied nicht so tief - anders ist es zum Beispiel bei »Primadonna«, dem Lied über die Vermarktung im Showgeschäft.

» ... ich bin nur eine Idee/für dein Publikum/ du erfindest mich ... « (aus »Primadonna«)

In dem Lied geht es um die frustrierten Leute des Show-Business, die selber kein, Möglichkeit haben, sich auszudrücken, um die Journalisten, all die Leute, die besser woanders arbeiten sollten, weil sie nicht weitervermitteln, worum es geht, sondern auch noch das Humane einer Person verfälschen. Der erste Teil des Liedes bezieht sich auf einen Mann des Show-Business, der zweite aber auf eine Frau, eben die »Primadonna«.

»Primadonna mach deine Sbow/verschieß dein Pulver/laß dich anfassen und stell dich ins Rampenlicht wie ein echter Star/....« (aus: »Primadonna«)

»Primadonna« wendet sich also in ironischer Weise gegen den Verkaufsmechanismus: Die damit Beschäftigten verändern laufend die Realität, die in der Musik ausgedrückt werden soll, im Interesse ihrer persönlichen Ziele.

»Wieviel Phantasie braucht es, sich zu zweit zu fühlen« (aus. »America«)

Ich spreche immer über meine Erfahrungen. In meinen beiden LP's »Una Radura« und »California« erzähle ich von meinen Schwierigkeiten in der Kindheit und Jugend. Ich habe gelernt, über diese Themen Lieder zu machen, und mit den Leuten darüber zu reden. Ich sitze nicht mehr allein in meinem Zimmer.

Als ich noch solo mit Klavier auftrat, sang ich von allem, was ich fühlte - so wie ich auch privat mit Leuten darüber sprach. Diese Art, an die Öffentlichkeit zu gehen, war neu. Sie hat meine inneren Türen aufgestoßen. Und die Leute kamen nach den Konzerte auf die Bühne und erzählten ihre eigenen Geschichten. Das war schön, weil es mir Vertrauen in die Anderen gab und auch in mich selber.

Auf diese Weise habe ich mich weiter entwickelt, und was zunächst eine Sache der Intimsphäre war, wurde so eine Sache der Öffentlichkeit. Das waren Gruppenerlebnisse, und so konnte ich zu den neuen Erfahrungen gelangen, die ich in der LP »California« beschreibe.

Musikalisch bin ich dadurch gewachsen - ich mache jetzt zusammen mit Anderen Musik, mit einer Band, verfüge also über verschiedene Instrumente. Ich bin auch dabei, meinen Körper zu entdecken, um ihn als mein wichtigstes Instrument einzusetzen. Auf der Bühne kann sich jeder bewegen wie er Lust hat, aber er sollte sich nicht wie ein Affe bewegen, sondern versuchen, aus sich heraus etwas auszudrücken. Ich selber hatte immer Probleme damit, aber es ist sehr wichtig, die eigenen Bewegungen zu befreien, ohne dabei einem vorgeschriebenen Stil zu folgen.

Natürlich geht's nicht darum, daß ich meine »Linien« zeige, um die Wünsche der Fetischisten zu befriedigen. Bei mir ist die Art, wie ich mich bewege, noch daran gebunden, daß ich Sport im Freien betreibe. Ich bin froh, daß meine Bewegungen nicht mehr durch *ein* Musikinstrument begrenzt sind (das Klavier), und ich glaube, daß im Moment mein Körper das Hauptinstrument ist, das auch seinen Einfluß auf meine Tonart und Stimmlage hat. Daran arbeite ich, und ich denke, daß diese Entwicklung auch meine Texte verändern kann.

Meine Bewegungen auf der Bühne sind der Versuch, mit dem Publikum in Kontakt zu kommen. Ich fühle mich mit ihm zusammen in einer Energiewelle, die hochsteigt und bei jedem Konzert anders ist und sehr emotionalisierend wirkt.

Fernsehinterview geführt von Boris Penth und Helmer Tralst, das in Ausschnitten am 18.3.83 von NDR III gesendet wurde. Die Zitate sind Eigenübersetzungen von Liedern der LP's »California« (0065.014) und »Latin Lover« (0065.027), Metronome.

Konkret-Sexualität 1983, S. 33

Henning Venske

Operation Adam

Ein MAD-S Oberst, der sich in die Karibik abgesetzt hat, plauderte zuvor mit Henning Venske über einige sexualpolitische Petitessen aus der Bonner Provinz

Die Lust, geheime Schandtaten auszuplaudern, scheint ansteckend zu sein wie Herpes. Erst die Kleingeld-Raffkes von der Neuen Heimat, dann die Schreibautomaten, die ohne menschliches Zutun Geldwaschanlagen in Gang setzen, dann Langemanns Ausfluß, dazu die mit Brauchitsch's Barem geflickte Demokratie, nicht zu vergessen die subversiven Aktionen der Hamburger Polizei und jener BKA-Aussteiger, der uns das Neueste vom Obversationsmarkt mitteilte.

Die Seuche erreicht nun den Militärischen Abschirmdienst (MAD). Denn das Heeresamt am Militärring in Köln 51 und seine etwa 2000 Mitarbeiter haben unverhofft einen charakterfesten und qualifizierten Kollegen verloren. Victor Punzner, stellvertretender Abteilungsleiter beim MAD-S in Bonn, hat erkannt, daß der Wahl- und Werbespruch seines Arbeitgebers »Spionage lohnt sich nicht« tatsächlich stimmt. Vorzeitig pensioniert hat sich der 54jährige Oberst in die Karibik abgesetzt, allerdings nicht ohne vorher eine Bombe zu legen, deren Sprengwirkung alle Skandale der letzten zwölf Monate übertrifft. Über die Motive des Oberst Punzner herrscht Unklarheit. Er selbst gibt nur an, er habe »saubere Verhältnisse« hinterlassen wollen, Geld- und Geltungssucht spielten keine Rolle.

SEXUALITÄT-KONKRET-Mitarbeiter Henning Venske hat sechs Stunden Tonbandaufnahmen von Victor Punzner abgehört, mit ihm selbst gesprochen und die Dokumente geprüft. Wir veröffentlichen hier zunächst nur einen Teil dessen, was der völlig außer Kontrolle geratene MAD in Bonn und Umgebung treibt. Originalton Oberst Victor Punzner:

»Die Anfänge dieser Aktion gehen zurück auf die Zeit, als Herr Strauß Bundesverteidigungsminister war, also 1962. Das heißt, genauer gesagt schon 1961, vor der »Spiegel«Affäre. Da fand im Wehrbereichskommando Hannover eine vertrauliche Tagung der sieben MAD-Dezernatschefs statt, auf Anregung von Dr. Strauß, und er selbst war auch da. Ich selbst war damals als Adjutant des Chefs von MAD-S dabei und habe so das meiste mitgekriegt. Herr Strauß sagte, der Zustand des Landes sei besorgniserregend, und militärische Grundsätze, Ziele und Wertvorstellungen müßten ein wesentlich stärkeres Gewicht in der Politik des Staates erhalten, und man solle sich darauf vorbereiten, militärische Prinzipien auf alle Lebensbereiche zu übertragen.

Es sei unvermeidlich und von höchstem Interesse, daß die militärische Führung wieder die gebotene Autorität erhalte, um den Einfluß auf die politische Führung nicht nur zu wahren, sondern entscheidend auszubauen. Er deutete an, er könne sich durchaus eine Situation vorstellen, in der auch in der Bundesrepublik militärische und politische Führung identisch seien, und in einem solchen Fall der Machtübernahme durch das Militär sei es von großem Nutzen, wenn genügend Belastungsmaterial gegen die bisherige politische Führung bereit gehalten werde.

Daß es dann ein Jahr später, nach der »Spiegel«-Affäre, nicht zu einem Putsch der Bundeswehr kam, lag schlicht und einfach daran, daß die von uns damals vorgelegten Materialien Herrn Dr. Strauß nicht ausreichend erschienen. Aber das ist auch kein Wunder, schließlich waren wir mit unserer Observationstechnik noch lange nicht so weit wie heute.

Das Dezernat MAD-S in Bonn wurde federführend bei der Aktion und ist es heutenoch. Es wurden drei Kontaktbereiche eingerichtet, so nannten wir das, das waren also drei Referate in drei verschiedenen Abteilungen, die von den jeweiligen stellvertretenden Abteilungsleitern koordiniert wurden. Drei Bereiche sagte ich, für finanzielle, für sexuelle und für sonstige Kontakte. Ich übernahm den Bereich sexuelle Aufklärung, das heißt, ich hatte die sexuellen Kontakte der führenden Politiker zu observieren, zu registrieren, karteitechnisch auszuwerten und die interessantesten Fälle monatlich meinem Dezernatschef aufzubereiten.

Das lief alles sehr langsam an bei uns, war ja irgendwie Neuland, mußten wir uns natürlich erst erobern, aber nach einer Aufbauphase, sagen wir mal mit Beginn der Großen Koalition, hat kein Bonner Politiker jemals mehr allein geschlafen. Also, ich meine, ohne daß einer von meinen Leuten beobachtete, was die Herren da so unter ihrer Bettdecke trieben. Das Ganze lief unter der Bezeichnung »Operation Adam«.

Wir stellten einen umfassenden Plan a um Informationen über die etwa 500 führenden Männer zu sammeln, die seit 1961 in der Politik des Landes tätig waren. Wir legten eine Kartei über die Bundespräsidenten, die Kanzler, die Ministerpräsidenten, die Fraktionsvorsitzenden und die wichtigsten Abgeordneten an. Dazu kamen die höchsten Richter, regierende Bürgermeister und die mächtigsten Wirtschaftsführer.

Natürlich haben wir Leute kaufen müssen und auch gekauft, die uns die verlangten Informationen liefern mußten. Ich kann heute sagen, daß eine große Anzahl von Bordellen nur für den MAD gearbeitet hat, und daß es kaum irgendwo eine qualitativ hochwertige Prostituierte gegeben hat, die wir nicht bezahlt haben. Zuzüglich zu dem, was sie von anderer Seite erhielt, versteht sich. Also, um mal ein paar Zahlen zu nennen, nur hier, aus dem Stadtgebiet Bonn/Bad Godesberg.

Hier waren durchschnittlich zu jeder Tages- und Nachtzeit etwa 80 Callgirls für uns im Dienst. Jedes Mädchen arbeitete sechs Tage in der Woche und elf Monate im Jahr - 48 Stunden - und empfing im Schnitt acht Kunden täglich. Das sind 2304 Besuche pro Mädchen und Jahr. Davon waren 1382 Politiker! Die Zahl der Besuche, die Politiker im Jahr den von uns kontrollierten 80 Frauen gemacht hatten, belief sich somit auf 110.560. Oder 773.920 in den letzten sieben Jahren unserer Untersuchung, also bis Dezember 1982.

Übrigens: Für jeden Bericht über die sexuellen Wünsche dieser »politischen« Kunden haben wir immer eine Bestätigung durch mindestens zwei weitere Quellen gesucht, bevor wir ihn für vertrauenswürdig erachteten! Ich meine, ich kann das ja mal zusammenfassend so vorwegnehmen, weil, das interessiert Sie ja wohl am meisten:

Also, die meisten Politiker gehen zu Prostituierten, um ihre zwanghaften Wünsche nach, wie soll ich sagen, also nach widernatürlichem Sex zu befriedigen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Also so Nummern, wo nicht der Koitus, der ganz normale Koitus, oder so Verkehr von Mund zu Mund für die Befriedigung sorgt, sondern eben Voyeurismus oder Fetischismus oder Prügel, will sagen Flagellation. Die meisten mögen's am liebsten sado-masochistisch, die verlangten von den Mädchen Züchtigung oder Knechtung und Erniedrigung oder sowas.

Ja, so ist das. Aber wir hatten natürlich nicht nur diese paar Bonner Mädchen eingespannt, das ging eben bundesweit. Aber auch international. Ich meine, es hat ja wenig Zweck, wenn man über alles, was ein Politiker zu Hause treibt, Bescheid weiß, und im Ausland läßt der plötzlich die Sau raus. Das gibt's ja alles. Wir hatten da unsere Verbindungen und selbstverständlich auch Kopien von den wichtigsten schwarzen Notizbüchern, die in der Branche kursieren, Telefonbücher, meine ich. Das wird ja meistens von der Wirtschaft lanciert. Da gibt's diese weit überbezahlten Chefsekretärinnen, die sowas nie selbst machen würden, dazu sind die viel zu fein, die aber sehr diskret für den Chef oder den wichtigen Geschäftspartner aus Übersee das Notwendige arrangieren.

Zum Beispiel die Olga in Köln. Die ist mittlerweile stinkreich, die steigt mit 'nem gewöhnlichen Abgeordneten schon lange nicht mehr ins Bett, das hat die nicht mehr nötig, da muß schon ein arabischer Prinz kommen oder der Vorsitzende des englischen Oberhauses oder der amerikanische Vizepräsident. Das läuft dann so: die diskrete Chefsekretärin, sagen wir mal des Kanzlerkandidaten, ruft Olga an und teilt ihr die Reiseroute ihres Chefs mit.

Dann holt Olga das schwarze Telefonbüchlein hervor, und siehe da, überall entlang dieser Reiseroute hat sie die passenden Kontakte und Rufnummern. Auf Olgas Geschmack kann man sich hundertprozentig verlassen, und der Standard der Mädchen, die sie zur Verfügung stellt, ist so einheitlich und vertrauenswürdig wie der von Hilton-Hotels. Der MAD hat das immer wieder nachgeprüft und kontrolliert, weil wir ja sowieso die Kameras und Tonbandgeräte warten mußten.

Klar ist natürlich, daß diese First-Class-Nutten unter dem ganz besonderen Schutz des MAD stehen. Auf der anderen Seite ist es natürlich auch riskant, sich mit ihnen anzulegen. Man muß schon einigermaßen nett mit denen umgehen, weil, sie stehen eben auch unter dem besonderen Schutz ihrer Politiker oder Industriellen, das reicht ja bis zu den höchsten Ebenen, und das wird schon ziemlich konspirativ gehandhabt. Also, wenn da mal irgendein Idiot von der Sittenpolizei hinlangen will oder anfängt, Schwierigkeiten zu machen - das geht so schnell, ehe der sich umdreht, steht der plötzlich wieder an einer Kreuzung und regelt da den Verkehr...

Einzelheiten ... ? Mein Gott, Einzelheiten gibt's viele. Angefangen hat das eigentlich mit Wehner. War ja logisch, ich meine, Herr Strauß hat das ja initiiert. Aber das war ein Reinfall. Ich weiß noch sehr genau, wie enttäuscht ich war, daß diese unsere erste Recherche so ergebnislos verlief Der Mann hatte ja eine ganze Reihe von Obszönitäten im Bundestag losgelassen, also der war nicht zimperlich mit seinen Zwischenrufen, das ging ziemlich oft genau auf den Sack... Ich dachte jedenfalls, wenn einer so redet, dann weiß der auch, wo's langgeht, aber nix war. Absolut nichts. Und irgendwie habe ich dann auch gemerkt, der verkörpert so eine moralische Position... Ich, ich meine, wir haben schnell rausgekriegt: obwohl der Wehner so zweideutig daherredet, ist er völlig impotent. Oder anders gesagt: weil er impotent ist, redet er so. Wehner war ein totaler Mißerfolg für den MAD, das können Sie mir glauben.

Der Wehner ist übrigens das genaue Gegenstück zu Genscher. Ich sage Ihnen, den Genscher auszuforschen ist kein Problem. Das ist alles so offensichtlich, da muß man nur dranbleiben. Aber es ist anstrengend, weil der Mann so viel unterwegs ist. Immer im Dienst, rund um die Uhr, rund um den Globus, immer der erste an den Brennpunkten der Welt. Der Mann steht ewig unter Druck, der lebt in permanenter Spannung. Das ist ja eine große physische Leistung, das kann man wirklich nicht abstreiten, der ist da hoch potent. Also, ich meine, für ein schwieriges erotisches oder sexuelles Leben, was einem ja gelegentlich auch an die Nieren geht, für sowas hat der gar keine Zeit.

Den müssen Sie mal beobachten, da wird Ihnen alles klar, da brauchen Sie den gar nicht mehr heimlich zu observieren. Der Genscher kommt irgendwo rein, und kaum ist er drin, guckt er. Mit ganz flinken Blauäugelein: wer sitzt wo mit wem am Tisch, wen muß ich mit Handschlag, wen mit Kopfnicken begrüßen, und wie mache ich das, daß auch alle sehen, daß ich das mache. Also, ich habe mir natürlich im Verlauf dieser speziellen Tätigkeit für den MAD ein psychologisches Grundwissen angeeignet, um entsprechende Analysen für meine Vorgesetzten anfertigen zu können.

Ich kann Ihnen nur sagen: Der Genscher ist das, was man eine Fassaden-Persönlichkeit nennt. Nicht wahr, der hat für jede Situation die passende Fassade parat. Und: er ist ein Narzißt. Wenn der, wie gesagt, in ein Restaurant zum Beispiel reinkommt, dann guckt der eben sofort: wo kassiere ich hier meinen narzißtischen Gewinn, der Mann ist narzißtisch gestört, verstehen Sie? Der flippt, um es mal modern auszudrücken, der flippt auf alle ausgestellten Sachen aus, der fliegt zwanghaft auf jede andere Fassade.

Als wir das erkannt haben, hat uns das die Beschattung ungemein erleichtert. Nun ja, und das Ergebnis war denn auch entsprechend. Wenn Herr Genscher heute Schwierigkeiten machen würde, ich kann Ihnen sagen, von dem gibt's beim MAD Material bis in die Steinzeit und zurück. Genauso, wie der in der Weltgeschichte rumhühnert, genauso ist sein Liebesleben. Der hat eine Behühnerungsmaschinerie in Gang gesetzt, nicht wahr, entsprechend seinem politischen Drive betreibt der exakt nach Terminkalender ein maschinelles Beficken, das können Sie sich nicht vorstellen.

Ich habe mal in einem Fachbuch nachgesehen, weil ich's nicht glauben konnte, aber der hat eben eine habituelle, also zwanghafte Ficksucht. Und genauso, wie er zu allen Fragen der Weltpolitik seinen Senf dazugeben muß, schlägt er eben auch zwischen zwei Gipfeltreffen kurz und heftig seinen Samen ab. Das hat natürlich was von Verplempern. Außerdem bin ich davon überzeugt - dieses Augenzucken von ihm, das kann nur vom Onanieren auf dem Intercitylokus kommen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was passiert, wenn Sie diesen Text wirklich veröffentlichen. Also, zuraten kann ich Ihnen da nicht. Ich jedenfalls bin zu der Zeit schon weit aus der Schußlinie. Wenn irgendsoein sexualneurotischer bayerischer Staatsanwalt Amok läuft - da müssen Sie schon selbst sehen, wie Sie damit fertig werden...

Otto Graf Lambsdorff? Nein, der ist nicht so anstrengend wie Genscher. Der ist ja auch nicht so schnell. Der Graf erinnert mich irgendwie immer an Henry Kissinger. Weiß auch nicht, warum. Das sind beides so giftige Zwerge, irgendwie mißraten. Und beide haben so langbeinige Frauen, die eigentlich viel zu groß für sie sind. Also, entweder ist so ein Mann pervers, nicht wahr, das heißt, er muß diese für ihn viel zu große und eckige Frau bewältigen, er muß das einfach schaffen, obwohl er doch eigentlich so weich und schwach ist, oder...

Na, zum Beispiel der Kissinger - das wissen wir nun ganz genau, der Kissinger hält sich weit weg von Washington einen Callboy... Nein, sowas hat der MAD vom Grafen nie in Erfahrung bringen können, aber nach meiner Einschätzung liegt das nur daran, daß sich der Graf nicht traut. Ich habe schon den Verdacht, seine große Frau ist eigentlich ein Mann-Ersatz, eben, weil er sich richtig offen mit Mann nicht traut, und deswegen wählt er unbewußt eine eher männliche Frau. Männer, die sehr schwach sind, haben nun mal einen Zug zum Männlichen, Kompensation.... ist doch klar, oder?

Ganz recht, soviel anders ist das bei Helmut Schmidt auch nicht. Loki ist ja auch eine eher herbe Schönheit, wenn ich das mal so sagen darf. Interessant bei Schmidt ist, daß wir beim MAD immer davon ausgegangen sind: der Mann ist schwul. Der Verdacht kam schon ganz früh auf, als Schmidt noch Innensenator von Hamburg war. Der hat doch die Schwulenszene da drangsaliert wie kaum einer vor oder nach ihm. Razzien in den einschlägigen Kneipen hat's gegeben, Karteien wurden angelegt, ich glaube, die Einwegspiegel in den Klappen gingen auch auf sein Konto.

Und dann hat er ja, bei den Koalitionsverhandlungen 1980, ganz energisch die Abschaffung des §175 verhindert, nicht wahr. Genscher wollte den Paragraphen abschaffen, der kann sich das leisten, aber Schmidt wollte nicht. Übrigens, die Frau Hamm-Brücher war auf Schmidts Seite, das ist ja auch abnorm, daß so 'ne ältere Frau, ich meine, ältere Frauen haben ja meistens ein Herz für Schwule, daß die den Paragraphen unbedingt behalten wollte.

Genscher hat im Koalitionsgespräch zu ihr gesagt »gnädige Frau, davon haben Sie keine Ahnung, seien Sie doch still«, und als sie da immer noch Widerworte hatte, hat er gesagt: »Und was ist mit alten Weibern, die junge Männer betatschen?« Das hat der MAD alles auf Band. Na, jedenfalls der Schmidt hat dafür gesorgt, daß der 175 bleibt, weil er hat das Problem rational nicht im Griff. Das Unbewußte, das Eigen-Spezifische, nicht wahr, das schießt bei ihm durch, und das ist ja auch ganz klar: wenn jemand selbst zu sowas neigt, dann macht ihm so ein Punkt auch Angst. Da ist die Angst eben stärker als das politische Kalkül.

Und dann hat er natürlich auch Angst vor der Veröffentlichung... Er habe ja diese Leute... und dabei sei er selbst... Also, das ist das einzige. Der Schmidt ist da irrsinnig diskret! Gucken Sie sich nur mal an, wie der mit diesem Franzosen Giscard d'Estaing umgegangen ist. Am liebsten wären die beiden irgendwohin verschwunden, aber das konnten sie ja nun nicht machen, ihre Schwulität so ungeniert ausleben, nicht wahr, und dann haben sie das eben in sublimierter Form getan, also so als »tiefe Männerfreundschaft«. Wirklich sehr diskret, muß man sagen...

Die Frauen? Welche Frauen. Ach, die Frau Hamm-Brücher war wohl deswegen für die Beibehaltung dieses Paragraphen, weil sie einen Neffen hat, der selbst so ist, also, Betroffenheit in der eigenen Familie. Der hat damals sogar in einem Homoblatt einen offenen Brief an seine Tante geschrieben, da wollte sie wohl besondere Prinzipientreue demonstrieren...

Die CDU hat übrigens viel weniger Schwierigkeiten mit ihren Schwulen als die SPD oder die FDP. Die wissen eben, im Bundestag gibt es genausoviel Schwule wie, sagen wir mal, also jedenfalls prozentual, wie bei der Bundeswehr oder in jedem Turnverein. Und da können die mit leben. Also, so ein feiner Herr wie der damalige Außenminister von Brentano,

der war ja sehr diskret, der verkehrte nur in ersten Clubs in Rom, Paris oder London - hat der MAD ganz hervorragende Diaserien, alles in Farbe, erstklassig - der von Brentano ist nur gelegentlich vom alten Adenauer erpreßt worden. Der hat dann so ganz beiläufig bei Meinungsverschiedenheiten gesagt, »Sie wollen doch wohl nicht, daß ich über gewisse Dinge plaudere«, und damit war das Thema aber auch schon erledigt.

Und bei dem Ministerpräsidenten Bernhard Vogel - ich meine, das ist natürlich schon spaßig, wenn der in einem Illustrierteninterview gefragt wird, warum er immer noch Junggeselle ist, wie der da rumdruckst...

Oder nehmen Sie mal den Todenhöfer. Ich weiß nicht, ob der weiß, was ich weiß, aber da hat der MAD Fotos und Tonbänder, das gäbe einen prima Bunten Abend! Und dann gucken Sie sich den Eiertanz um Johannes Rau an. Kaum steht er auf dem Sprung zur SPD-Kanzlerkandidatur, schon kriegt er einen Wink von der Partei: Nun aber heiraten, hopp hopp. Und dann schafft er sich'ne Sandfrau an. Na, das ist eine Frau, die dazu dient, anderen Leuten Sand in die Augen zu streuen. Also, der Johannes ist ein Bruder. Ich sage extra nicht warmer Bruder, weil, nach unseren Ermittlungen ist er eindeutig inaktiv. Er ist eher ein Bruder in Christo. Der hat das Brudersein regelrecht verinnerlicht.

Normal, normal - was heißt schon normal? Natürlich ist das alles stinknormal. Nehmen Sie mal den Herrn Kohl. Das mit seiner Freundin - Mann Gottes, das hat der MAD schon Ende der 60er Jahre gewußt. Mann, haben wir manchmal gelacht, wenn wir gesehen haben, was der für ein Affentrara aufgeführt hat damals, als seine Frau noch nichts davon wußte. Wir haben das ja wesentlich eher mitgekriegt als die. Schlimm finde ich natürlich - und das ist auch einer der entscheidenden Gründe für meinen Ausstieg aus dieser Gesellschaft und aus diesem Staat - wenn ich höre, was dieser Herr Kohl für Reden führt über die geistig-moralische Erneuerung, und wenn ich dann mitkriege, und die Observationen haben das eindeutig ergeben, wie der seine Freundin bescheißt. Dieses sympathische Dauerlächeln kommt ja nicht von ungefähr, der Mann hat ja Grund dazu. Das ist sein schlechtes Gewissen, und das ist schon ziemlich eklig!

Ha ha, gute Frage! Tja, wer vögelt Vogel? Wen vögelt Vogel? Also der Jochen - ich nenn' ihn Jochen, weil ich ihn wochenlang selbst mit Tele und Richtmikro verfolgt habe - der Jochen, also der Jochen vögelt nicht. Der ist eigentlich, also von Haus aus, Transvestit. Ganz harmlos. Wollen mal so sagen: Streng genommen hat der Herr Strauß recht, wenn er den Vogel als den mittelmäßigsten Spießbürger bezeichnet, weil, hinter jedem Spießbürger gibt es etwas Unanständiges und verborgen-Schmutziges. Der Vogel hat nur ein heimliches Vergnügen: Der trägt Damenunterwäsche. Raffinierte Dessous. Strapse und sowas. Stört ja niemanden. Ich meine, da sollte man nicht draufrumreiten...

Wie sowas kommt ... tja, ich kann mir das nur so erklären: Politiker, die in höchste Positionen gelangt sind, die haben eine seelische Struktur, die sie dahin treibt. Ich meine, niemand wird aus Zufall Politiker, vorausgesetzt, da ist ein gewisser Spielraum vorhanden. Und ich denke, Politiker, die da oben angelangt sind, die sind von Grund auf deformiert, also, die sind nicht erst später deformiert worden...

Stimmt. Die am lautesten nach der Todesstrafe rufen, die so Kopf-ab-Parolen brüllen, das sind im Grunde ihres Herzens verhinderte Kinderschänder und Muttermörder. Zimmermann? Wieso Zimmermann? Nein, nein, der will immer nur ganz kleine Mädchen, aber das macht er sehr lieb. Also, auf den Fotos, die der MAD hat, kann man nirgends erkennen, daß eins der Mädchen weint. Nein, nein, der Zimmermann hat regelrecht Angst vor erwachsenen und selbständigen Frauen. Für den kommen nur von irgendwoher eingeflogene Go-Go-Girls in Frage, oder eben sehr kleine Mädchen. Das ist ein ganz harmloser Schokoladenonkel...

Dieses Innenministerium hat ja sowieso seine ganz eigene Note. Haben Sie mal bemerkt, wie priapistisch der Carl-Dieter Spranger guckt? ja, er guckt absolut nötig, priapistisch eben. ja, natürlich wissen wir, warum. Der Innenstaatssekretär ist in Behandlung wegen Priapismus. Er leidet unter einer dauerhaften, schmerzhaften Versteifung des Gliedes. Der Mann hat eine ganz ungewöhnliche Potenz, aber er kann nichts machen, weil's so wehtut. Ich kann Ihnen sagen, das ist sehr lästig, und wer läuft schon gern in einer Bretterhose herum. Aber ich finde es bewundernswert, wie er dafür eintritt, daß Frieden und Freiheit in erster Linie für die Normalen reserviert sein sollen, und nicht für perverse Minderheiten. Wie der das durchhält, ich meine, er muß ja eigentlich wissen, was mit seinen Kollegen los ist, und das weiß er auch.

Nehmen Sie mal den Herrn Dregger zum Beispiel. Kennen Sie den? Gut. Also, der Dregger tritt doch immer sehr straffmännlich auf. Ist ja auch sein gutes Recht. Aber wußten Sie, daß er ein waschechter Exhibitionist ist? Exhibitionisten haben ja große Kastrationsängste, und wenn sie ihr Glied öffentlich vorzeigen, dann wollen sie demonstrieren: siehe da, ich bin ein ganzer Mann. So einer ist der Dregger. Ein Mantelklapper. Ein Gliedvorzeiger. Der MAD hat ganz neue Videotapes!

Oder Wörner zum Beispiel, der Verteidigungsminister. Das ist ein ganz armer Hund! Der kann niemandem ins Auge sehen, immer guckt er so leidend. Ich will Ihnen sagen, was los ist: Wörner hat den untertänigen Blick des Masochisten. Der hält eine gewaltige Macht in Händen, der hantiert mit den wundervollsten Raketen, der hat den Befehl über eine halbe Million Männer. Und wie das so oft ist: man muß im Leben genau das Entgegengesetzte von dem tun, was man tun mochte. Der Wörner ist ein ganz lieber, schwacher, ängstlicher und anschmiegsamer Mann, ein Mann, der eigentlich unterworfen werden will.

Und richtig - wo finden wir ihn wo treibt er sich nachts heimlich rum? In Folterkellern. Wann immer es seine Zeit erlaubt, zieht er sich abends um, verkleidet sich als Ben Hur oder sowas, und dann läßt er sich in Ketten legen, auspeitschen und sonst irgendwie quälen. Der möchte nämlich in Wirklichkeit von seinen Raketen von rückwärts penetriert werden, der steigt in einen Starfighter und hätte viel lieber, daß der Starfighter in ihn steigt, der wünscht sich nichts sehnlicher, als daß seine 500.000 Soldaten nacheinander über ihn herfallen. Den Blick des geschändeten Mannes hat er schon. Schrecklich für ihn, daß er die Bundeswehr kopulieren muß, wo er's doch andersrum viel lieber hätte...

Was bei Stoltenberg war? Ich meine, ich habe Ihnen jetzt soviel erzählt, da müßten Sie eigentlich schon von selbst drauf kommen...

Nein, ganz falsch. Das ist Heiner Geißler. Der wird mal ähnlich wie Genscher, überall hühnert der in einem aberwitzigen Tempo herum. Geißler ist der Prototyp des notorischen, immer eiligen Peepshowkunden. Das muß ruckzuck gehen bei dem, der kann sich mit so Kleinigkeiten wie Jackett ausziehen nicht aufhalten. Da wird einmal kurz gerubbelt und fertig. Nein, Stoltenberg ist da anders. Beurteilen Sie doch mal Bück, Haltung, Auftreten! Ganz recht, ob einer geschlagen werden will oder selbst haut, das ist dasselbe, nur das eine oder andere dominiert jeweils. Aber Stoltenberg will nicht hauen, Stoltenberg will gehauen werden, und das in sublimierter Form. Er wünscht, daß man ihn anpinkelt. Ein sogenannter Natursektliebhaher. Die Kontaktanzeigen der »Bild«Zeitung sind von Urvater Springer handverlesen, extra für ihn!

Ob Sie das glauben oder nicht, ist mir egal, aber was glauben Sie denn, womit wir uns beim MAD in den letzten Jahren die Zeit vertrieben haben?

Na ja, diese Jungdynamiker... Welche Namen haben Sie da genannt? Stoiber, Möllemann? Ach du meine Güte. Wollen mal so sagen: die haben alle Funktionsstörungen Verstehen Sie mich nicht falsch: die funktionieren prima, aber immer zur Unzeit. Die können immer, die wollen auch immer, aber es geht nicht. Die sind in sexualibus, wie wir gelegentlich sagen, Totalversager, weil, sie kommen entweder zu früh oder gar nicht Davon gibt's jede Menge, eigentlich der ganze politische Nachwuchs. Ejaculatio praecox, wenn Ihnen das was sagt. Ich würde sagen: sexualpathologische Würstchen. Kein Drive, kein Niveau, nicht zu vergleichen mit den Champions.

Ob wir Herrn Strauß observiert haben? Na hören Sie mal, selbstverständlich hat der MAD da seine Pflicht getan. Als der Mann wieder Zivilist war und nicht mehr der für die Bundeswehr zuständige Minister, war er für uns ein Objekt wie jedes andere auch. Das war schließlich unser dienstlicher Auftrag! Aber ich kann Ihnen versichern: Der Herr Strauß ist der gesündeste von allen! Ich meine, der ist schlicht polymorph pervers. Der kann viel vertragen und auch viel zulassen, vom Schlagen bis zum Geschlagenwerden, der verwurstet alles. Das ist für mich der Haarmann der Politik, der macht eben alles zu Fleischprodukten.

Ob der sich den Schmidt vornimmt - ja, das kann man wohl so sagen: der Herr Strauß ist ja auch ein Sadist, und der Sadismus von Herrn Strauß bezieht sich eben mit Vorliebe auf solche Hintern wie den von Herrn Schmidt, weil, je größer der ist, und Schmidt ist ja groß oder bedeutend, also, den zu unterwerfen, das gibt die Lust. Ich meine, je höher das hängt, das Objekt, das man erobern und besitzen will, nicht wahr, desto größer die Lust, die daraus kommt - also ob der Herr Strauß sich den Schmidt vornimmt oder eine Prostituierte, ich sag' da nur New York, New York, das ist dem alles Wurst.

Der ist gesund. je höher die Tiere, desto lieber. Giraffen, Elefanten, Stuten - alles Wurst. Ich glaube, am liebsten würde er mal den Papst verwursten, da arbeitet er auch schon lange dran. Der Herr Strauß ist ein ganz ungewöhnlicher Ficker. Wir vom MAD sind ihm immer mit großem Respekt begegnet...

Natürlich könnte ich Ihnen zu dem was sagen. Na klar, das MAD-Archiv ist voll von Material über den... Von dem auch, selbstverständlich...

Nein, aber ich habe mein Wort als Offizier gegeben, daß ich darüber kein Wort verlauten lasse, und daran halte ich mich.

Ich will Ihnen mal was sagen: Haben Sie eine Ahnung, wie hoch meine Pension ist? Glauben Sie im Ernst, daß ich davon einen mir angemessenen Lebensabend in der Karibik finanzieren könnte?

Na sehen Sie.«

Konkret-Sexualität 1983, S. 37

Wolfgang Welt

Kalter Bauer in Bochum

Dem Andenken an Helmut Welt gewidmet (geb, 7,8.30 gest. 25.12.70), der jetzt hoffentlich stolz auf seinen Neffen ist, der nicht am Pütt verecken muß. Für meine Eltern, denen ich alles verdanke! Für den Klassenerhalt des SuS Wilhelmshöhe! Motto: »Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat!« (Franz Grillparzer:»Der arme Spielmann«)

»Hat er Höhe?« »Bis zum Bauer.« »MEINER gebildet! Ich hab ihn bis zur Dame!«

Willi zeigt seinen Terz: zehn, Bube und eben jene Dame in Trumpf. Das ist beim »Klammern«* schon die halbe Miete.

Sein ihm gegenüber sitzender Partner David spielt an. Ich kenne das Schauspiel: Er knallt den dritthöchsten Trumpf, das As, auf den Tisch. Gerd, einer der beiden Gegner von Willi und David, muß drübergehen (mit der neun, sprich: mit der »Scheiß-Mie«), dann kassiert der Bauer beide, und der vierte Mann, Gerds Mitspieler Franz, muß Trumpf bedienen, hat aber keinen und wirft eine Lusche ab, in diesem Fall die blanke Kreuzsieben.

Ich liebe dieses Zuschauen beim »Klammern« noch mehr als das bewundernde Zugucken beim Skat. Alles ist im Grunde möglich. Man hat viel in der Hand, und selbst wenn der Spielausgang, das heißt die Gewinner-Partei von vornherein feststeht aufgrund der Übermacht einer Trumpf-Flöte, so ist es doch interessant zu verfolgen, wie die offensichtlich Unterlegenen um wenigstens einen der acht Stiche kämpfen, denn Kleinvieh macht auch Mist, und erst bei 761 Miesen wird die Runde bestellt.

»Trinkze einen mit, Omo?«

»Nee, laß ma, Franz, ich wollt' noch in die Kanülen-Bar!« Ich meine damit das »Rotthaus«. Da soll meine übliche Freitagsabend-Tour beginnen, wie jedes Wochenende seit geraumer Zeit. »Außerdem hab ich schon drei Pils weg! Und Du weißt' ja, unser Oller stellt sich so an wegen der Karre!«

»Kommze nachher noch mitte Taxe runter? Wenne hier genug verlorn hass'?«

»Nee, der Gerd und ich müssen morgen früh raus. Wir ham 'ne Schwarzarbeit in Pusemuckel. 300 Pfeifen für jeden!«

»Na gut. Dann gibze morgen einen aus. Du spielz doch nachmittags inne Alte Herren, oder?«

»Ma gucken. Wenn we bis dahin mit'm Tapezieren fertig sind!«

»Also ich hau dann ab. Soll ich einen bei der Heidi für dich mit reinschieben?«

»Klar! Und für den Wilhelm auch!« Willi ist schon leicht schicker.

»Lohnt nich!« Ich kneif Franz ein Auge zu. »Bei dem kommt doch nur noch blaues Wasser raus!«

David kommt vom Pott zurück mitm Rolf. Ich steh auf und bezahle beim »Frika«-Dellmann meinen Deckel.

Als er mir das Wechselgeld hinlegt, kloppt einer auf meine Schulter. Herbert isses. Ich bin platt.

»Ich dachte, Du wärs noch inne Kur?«

»Nee nee. Ich wollte keine Verlängerung haben. Kost' ja heute zehn Mark pro Tag. Wollze gehn?«

»Jaja. Die übliche Tour. Ersma ins Rotthaus. Willze nich mit, oder krisse sonz Theater mit Deine Olle?«

»Och, da war ich schon dran vorhin. Die mußte ja endlich ma wieder watt vor die Buchse ham, nach vier Wochen!«

»Und?« frag ich. »Wie war et dahinten? Hasse watt kennengelernt?«

»Nee«, meint Herbert, »war sowieso nix los. Iss ja Winter. Und du glaubz ja garnich, wie leer datt überall da iss! Wenn wir da nich gewesen wärn in Bad Soden, wir vonne Knappschaft ... «

»Komm, dann laß uns abhaun, bevor die doowe Ilse gleich runterkommt, oder wollze noch einen hier trinken?«

Herbert: »Ich trink doch nich mehr!«

Ich: »Umso besser! Dann stell ich die Karre von unserm Alten inne Garage und ab durch die Mitte ... «

Gegen zehn Uhr Freitag abends fängt im »Rotthaus« immer die Disco an. Samstags sind da in der Regel Auftritte von Rock-Bands, dienstags Beratung für Kriegsdienstverweigerer, dann und wann Kino. Am letzten Montag im Monat ist »Frauenabend«. Dann kommen Männer nich rein, nich mal als Bedienung.

Ich möchte mal gerne wissen, watt die Scheiß-Emanzen sagen würden, wenn die vom »Rotthaus« mal'n »Männer-Abend« einführn würden. Aber ins »Rotthaus« geh ich freitags sowieso nur deshalb rein, weil das Bier billig iss, im Vergleich zu andern Discos.

Ich sauf mir da erst ma einen an und hau dann so gegen zwölf ab, in die »Zeche« (die jetzt übrigens zusammen mit »Samson« wirbt), nich weil ich unbedingt sehen und gesehen werden will.

Nee, ich bin eigentlich viel zu berüchtigt in dieser Szene, nich nur als Schreib-Chaot und als eine Art Pop-Dutschke von der Uni. Der Scheiß iss vielmehr, datt ich 'n paar Jahre Musik-Redakteur bei dem Ruhrgebiets-Magazin »Marabo« gewesen bin, anschließend noch freier Mitarbeiter u.a. bei »Sounds«, »Musik Express« und mit der »Marabo«-Konkurrenz »guckloch« mal 'n Leserbrief-Krieg geführt habe. Was sagen will: bekannt genug bin ich, fast schon zu bekannt, aber wenn ich watt zu ficken suche, bietet sich einfach die »Zeche« an: Voll gepackt bis unters Dach mit hübschen Mädchen, die alle lochtig sind, die alle gefickt werden wollen! Nur wegen der Musik kommt da bestimmt keine hin. Und tanzen tun auch immer die zehn Selben in der Disco, während die andern 495 zugucken: schön aussehen und sich einen ausgucken, oder sich ausgucken lassen.

Ich weiß, ich weiß, das liest sich frauenfeindlich. Aber sind wir doch mal ehrlich! Wir wollen doch alle nur ficken, nix anderes. Und wer mir, vor allem von den Frauen unter euch, weismachen will, sie wolle das nich auch, die tut mir leid, dann muß die noch an ihren Komplexen abarbeiten. Laßt euch mal von mir ordentlich durchficken. (Adresse über den Verlag!) Ich will euch nich zuviel versprechen, aber bis jezz hat sich noch keine beklagt! Im übrigen bin ich auch kein besonders guter Ficker. Aber die Zeiten, wo ich nur die Haare naß gemacht habe, sind lange vorbei, Conny!

Also, ich setz mich in Herbert seinen billigen Renault rein.

»Oder solln wa ers im »Appel« gucken gehn? Ich glaub, der Norbert zapft heute. Da kriegen wir einen für lau. Außerdem iss in der »Zeche« noch zu voll. Da krisse keinen Parkplatz. Obwohl - jezz um elf laufen noch jede Menge Jungfrauen da rum!« »Datt meinze doch wohl nich im Ernst!«

»Nee! War nur'n Scherz! Obwohl, ich glaub, heute geht's nich mehr so drunter und drüber, wie noch vor zehn Jahren. Da standen die ja schon mit 16 unter Streß. Wer da noch die Unschuld hatte, galt doch schon als Alte Jungfer. Übrigens hab ich dir mal von der Conny erzählt, der aus Bad Lippspringe?«

»Nee«, Herbert setzte seine Karre vorm »Appel« ab. »Laß uns erst ma reingehn.«

Die Kneipe unten im »Appel« war voll. Katja spielt Billard mit ihrem behaarten (ein Mediziner würde sagen: atavistischen) Freund, der bei »HERNE's Scheiß« trommelt. Wie die sich über den Tisch reckt.

»Der könnt ich so einen verpassen. Von hinten ins Nasenloch«, flüstert Herbert laut.

Ich versuch ihn zu beruhigen: »Heute nich! Warte ab, bis dem Kerl seine Scheiß-Kapelle auf Tour iss, dann iss watt bei der zu machen!«

»Hallo, Bramma!« Ich hab mich mittlerweile zur zweiten Reihe am Tresen vorgekämpft. »Macht der Zonte heute oben wieder Musick?«

»Klar? Hörße nich! 'This Is Pop't«

»Isser wieder dick und spielt den ganzen Abend XTC?«

»Hasse den schon ma als Disc-Jockey nüchtern gesehn? Außerdem kommt der nich darüber hinweg, datt 'Sounds' gezz dicht iß!« Ich dreh mich in Richtung Zapfhahn: »Hallo Norbert, machse mir ma 'n Guten? ... Und, Herbert, Du'n Bier? - Toll, die Scheibe, die da gerade von Gil Scott Heron läuft, woll? Kannze mir die ma leihen?«

Dieses Stück »B-Movie«, eine aktuelle Bestandsaufnahme Amerikas, ist wirklich das Beste an Politsong, das ich kenne, vom Text her wie von James Joyce (»Ulysses«), Mit feinster Disco-Musik unterlegt. »Since John Wayne was no longer available/We saddled for ... Ronald Reagan«. Echt Spitze.

»Komm Herbert, wir gehn ma hoch. Vielleicht treffen wir ja deine Tochter. Wie alt iss die eigentlich? Schon 16?«

»Die wird nächste Woche 17.«

»Also an der hätt ich ja auch Spaß. Aber die ist mir echt zu schade! Hat die schon ma ...«

»Die erzählt mir alles. Die hat auch 'n Freund, der mehr will, aber sie *will* noch nich.«

»Wennse vernünftig iss«, stimme ich ihm, das heißt eigentlich ihr zu.

»Tja, aber Du weiß ja, wie datt iss. Ich hab's ihr auch gesagt: ewig wird datt der Macker nich mitmachen, wenn der sonn Ende inner Levi's hat.«

»Besser als die Conny, von der ich dir erzählen wollte. Die hat mir geflüstert, datt die von dem damaligen Freund ihrer Schwester beim Nachhilfeunterricht datt erste ma genagelt wurde. Da war die vierzehn ... Soll se ruhig. Aber als wir dann später zugange warn, hat se mir - da war die schon 24! - erzählt, datt se sich noch nie selbst befriedigt hat ... und dann hab ich ihr erklärt, datt datt ganz schöne Scheiße für die iss, ewig auf Kerls angewiesen zu sein.«

Ich begrüße eben noch die Lotte, die die Woche über Sekretärin von somm Proff anner Uni iss und freitags hier kellnert. Ich würde auch gerne an die ma drangehen, aber die meint, ich müßte ers ma 'n Star werden. Ich mein, ich hab schon Lou Reed und Mick Jagger interviewt (echt wahr!) und Alan Bangs ist mein Freund. Muß ich denn erst den Papst beim Wichsen in der Peep-Show erwischen?

»Komm Alfred! Hier läuft ja doch nur noch Gesocks rum! Ich sag eben noch dem Zonte »Tüss« und dann fahrn wir nach Bochum!«

Zonte ist scheißendick und hat bis vier Uhr noch zweieinhalb Stunden vor sich. Als ich rausgeh, hör ich die ersten Takte von Wire's »I am the fly in the ointment«, was wörtlich übersetzt heißt: »ich bin die Fliege in der Salbe«, zu deutsch: »Ich bin das Haar in der Suppe!«

»Ach, weiße watt«, sag ich dem Alfred, als W ir an der Uni vorbei in Richtung Stadtmitte fahrn. »Laß uns eben noch in dem neuen Dingen gucken. 'Sachs' heißt datt. Da wo früher dieser Schwulenklub drin war. Die hatten übrigens fuffzehn Jahre keinen einzigen Anschiß vom Ordnungsamt gekriegt.«

Das »Sachs« ist bauhausmäßig eingerichtet. Der Inhaber, Barnie, ist auch da. »Watt iß, du Wirt? Gibse einen? Ich bau dann Deinen Laden auch in meine nächste Story ein. Schleichwerbung. So wie die Mercedesse in 'Dallas'.«

»Gut. Einen doppelten Scotch fürn Omo. Watt will der Herbert?«

»'N Wasser und 'ne Olle. Aber hör ma, Barnie, Wieso heißt dat Dingen hier eigentlich 'Sachs'?«

»Weil ich'n halbes geborn wurde, bevor meine Eltern geheiratet haben. Und *die* Zeit hatte ich eben den Namen meiner Mutter, 'Sachs'«.

»Scheiße, Herbert. Gezz iß schon fast zwei Uhr, und ich hab immer noch nix zu ficken!«

»Du willz doch wohl nich auf'n Eierberg?«

»Bistu bescheuert?« mein ich. »Dann lieber in die hohle Hand. Oder warte ma: die gezz reinkommt mit dem Zinken und den dicken Peppen ... ach lieber nich. Der Olle kann mich nich leiden. Der iss 'n höheres Tier bei der »WAZ«. Als ich den ma zufällig zu Hause an der Strippe hatte und ihm 'Guten Tag, Herr Kollege' sagte, hat der sich fürchterlich bei seiner Deene beschwert. Ich sollte doch erstma 'n Staatsexamen machen oder wenigstens ein dreijähriges Volontariat, womöglich bei seiner Scheißzeitung. Nee, ein langjähriger Mitarbeiter bei sonner Stadtzeitung ist für den kein Kollege.«

In der Tür fang ich plötzlich an, Gerry Rafferty's Schnulze »Her Father Didn't Like Me Anyway« zu summen.

Als wir zur »Zeche« einbiegen, spielt Alan Bangs in seiner Sendung »Night Flight« gerade Roger Daltrey's Version von »Oceans - Away«. Vor der Disco seh ich eine Bekannte von mir aus Köln, Johanna Schmitz, reingehen, mit ihrem Macker. Wir bleiben in der Parkplatzauffahrt stecken.

»Guck Dir diese Scheiß-Tommies an.« Herbert macht die Lichthupe an.

Ein paar englische Soldaten, höchstens zehn oder zwölf, alle besoffen bis dorthinaus, kloppen sich mit der Besatzung von mehreren Peterwagen.

»Komm, Herbert, hier iss ja doch nix los. Und die Schlange vor der Disco iss sowieso erst inner Stunde weg.«

»Willze denn nich noch zu Deiner Freundin. Wie heißt die denn noch?«

»Welche meinze denn? Die Blonde, die so aussieht wie 'ne Kreuzung aus Trude Herr und Kim Wilde?« »Ja. Die.« »Die hat doch ausgerechnet heute nacht Dienst in dem Dingen hier. Und wenn die um sechs mit'm Fahrrad nach Hause fährt, kann die ... «

»Wie heißt die noch ma?«

»Marlies. Marlies Pfeffer.«

»Jedenfalls, die hat dann morgens auch keine Lust mehr zum Ficken.«.

»Und watt gezz?«

»Komm, laß uns nach Dortmund-Körne zu dem verkommenen Wolfgang Nowack fahrn. Von dem läuft doch gezz seine neue Fernsehserie mit Iris Bergen an. Bei dem gucken wir uns 'n paar Pornos an und lassen uns anschließend von dem in diesem teuren Edel-Puff in Berghofen freihalten.«

»Ach nee. Laß man. Ich mach lieber meine Olle Wach.«

»Und watt soll ich machen?«

Herbert rammt den Rückwärtsgang rein. »Dann kloppze Dir eben einen ... «

* (einer Mischung aus Skat, Pokern und Doppelkopf)

Konkret-Sexualität 1983, S. 40

Volkmar Sigusch

Prostitution tut not.

Über Moral und Politik

In der Stadt, in der ich lebe, haben beherzte Politiker damit begonnen, die Peepshows zu schließen und die Prostitution aus dem Bahnhofsrevier irgendwohin zu verbannen. Ich bin dazu so oft nach meiner Meinung gefragt worden, daß ich sie mir jetzt gebildet habe.

Werden die Äußerungen der Moralpolitiker auf ihren Kein reduziert, dann ergibt sich: Die Prostituierten sind sittlich gefallen, die Bordellbesitzer asozial und kriminell, die Freier haltlos bis tierisch. Es wird also so getan, als sprenge das alles den Rahmen dessen, was Fakt und Sitte ist. Ich denke, das Gegenteil trifft zu.

Beginnen wir mit der Würde der Frau, die die Politiker verletzt sehen, und unterstellen wir, es gäbe sie tatsächlich. Wie sollte entschieden werden, wer entwürdigter ist: die Prostituierten oder die Journalistinnen, Krankenschwestern, Psychologinnen, die wegen einiger kurzweiliger Vorteile ihrem Chef zu Diensten sind? Die Callgirls oder die Frauen am Fließband, auf den Toiletten, bei Latscha an der Kasse, auf dem Laufsteg, vor der Linse, an den Sichtgeräten? Die Peepshow-Frauen oder all die anderen, die sich auch verkaufen müssen, allerdings für weit weniger als 3.000,- Mark netto im Monat. In den Peepshows geht es jedenfalls unmittelbarer und sauberer zu als in den Verlagen, Kranken-, Kauf-, Funkhäusern und sonstigen Betrieben, die ich ein wenig kenne. Dort gibt es, sofern überhaupt, eine verlogene Distanz zu den Zwecken, gepaart mit jener impotenten Geilheit der Männer, welche jedem Außenstehenden so widerwärtig ist.

Die, die diese Atmosphäre am Kochen halten, beleidigen tagein, tagaus Frauen mit niederen Blicken und wollen uns weißmachen, der türkische Fremdarbeiter, der zur Enthaltsamkeit verdammt ist, werfe sie beim Peeping. Sie inszenieren ein sexistisches Standgericht nach dem anderen, sie stiften, wo es nur geht, zu jeglicher Prostitution an und sorgen sich um die Würde jener Frauen, die es tatsächlich tun. Sie setzen weibliche Körperteile in der Werbung ein und sind betroffen, wenn sich einer so darauf stürzt, wie sie es gerne hätten. Sie treiben die Eros-Center aus der City und ersetzen sie durch Kauf-Handel-Makel-Center. Sie lassen sich von Flick und Flack Bargeld in den Smoking schieben und nennen die schwer verdiente Mark der Prostituierten schmierig.

Man kann, wie Sokrates, die Einsicht gewonnen haben, in ethischen Fragen weit vom Wissen, dem wahren, sicheren und zureichend begründeten, entfernt zu sein und doch, wie er, nicht davor zurückscheuen, Lebensregeln zu sehen wie die: Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun.

Auf der sozialen Rangskala stehen WC, Wärterinnen, Dirnen und Fabrikarbeiterinnen am einen Pol, Filmschauspielerinnen, Publizistinnen und Gattinnen gutsituierter Herren am anderen. Die einen gelten als Smer, die anderen als Crème. Oft wird sich nicht einmal entscheiden lassen, wo die Schinderei größer ist. In Bordellen und Peepshows wird von Männern über einen Teil des Körpers der Frau verfügt, in Fabriken und Filmstudios erklärtermaßen über alles: Körper, Seele, Geist. Die Dirne wird oft wie ein Ding behandelt, doch der Filmstar, der sich auf Geheiß des Produzenten alle Zähne ziehen läßt, über dessen Mimik, Figur, Sprechweise, über dessen öffentliches und nichtöffentliches Leben von anderen direkt verfügt wird, ist zum Rohstoff geworden.

Letztendlich läßt sich überhaupt nicht sagen, wer »würdeloser« ist. Existiert die finanzielle Unabhängigkeit der Bankiersgattin in der Form eines Dispositionskredits, verdient sich die Prostituierte ihren Lebensunterhalt selber. Oft ernährt sie noch einen Mann dazu, wider Willen oder gewollt. Es ist fraglich, welche der beiden Frauen sich in lichten Momenten besser fühlt. Muß die Ärztin oder Ingenieurin hundertmal gescheiter, fleißiger und angepaßter sein als ihre männlichen Kollegen (was gleichzeitig gar nicht möglich ist), ohneje bestimmte Positionen erreichen zu können (an welcher unserer Universitäten leitet eine Frau eine Frauenklinik?), verzichtet die Prostituierte auf Karriere und Herrschaftswissen, jedenfalls seit dem Ende des Hetären- und Mätressenwesens. Dabei wissen wenige Frauen so gut wie Prostituierte, am ehesten noch Psychoanalytikerinnen, wie klein und lächerlich das männliche Geschlecht ist, wie dicht die größte Stärke bei der größten Schwäche liegt, wie zusammengeschweißt Normales und Perverses, Gewöhnliches und Ungewöhnliches sind.

Wenn schon würdelos, dann ist es die fabrizierte Dummheit der Gymnasiastin, die sich mit dem Schlager von dem »bißchen Frieden« einen europäischen Preis ersingt. Als gäbe es das: ein bißchen Krieg, ein bißchen schwanger, ein bißchen moralisch, ein bißchen tot. »Würdelos«, weil dieser Nebel dem verdinglichten Bewußtsein entspricht, demzufolge wir ein bißchen lebendig sind. Wenn schon würdelos, dann ist es der Politiker, der sich von seiner Prostituierten heimlich auspeitschen läßt und öffentlich zur Gewalt gegen Demonstranten aufruft. Oder jener, der seine Ehefrau mit dem entsicherten Gewehr bedroht, weil sie mit einem anderen Mann Blicke getauscht hat. Oder jener, der, obgleich manifest homosexuell, zum Schein vor den Traualtar tritt. Wer tagsüber nadelgestreift und staatstragend daherredet, nachts aber durch die Hurenwinkel streift, wer vor der laufenden Kamera Sauberkeit und Ordnung einklagt und sich von gedungenen

Schleppern an der Autobahn unsaubere, unordentliche Tramper als Nachtisch aufgabeln läßt, wer so normal gestört ist, der sollte schweigen, wenn es um Anstand und Sitte geht.

Werden Politiker auf so penetrante Weise objektiv zu Heuchlern und subjektiv zu Toren, ist mancher sammelnde Journalist in der Gefahr, einer bösartigen Phantasie zu erliegen: jetzt werden alle Stahlschränke geöffnet es wird schmutzige Wäsche gewaschen, damit alle sehen, von welchen Charakterschweinen sie verwaltet werden.

Bösartig ist diese Phantasie, weil sie der Dimension des Individuellen verfällt. Die Heuchelei aber, die Verblendung ist allgemein. Eine Leiche hat jeder im Keller, sagt der Volksmund. Die Leiche meint das reale Übertreten der sexuellen Tabus und Regeln, ohne das unsere Sexualität gar nicht zu denken wäre. Sie ist mehr oder weniger lebendig. Der Keller steht für das, was lebensgeschichtlich vergangen ist, mehr aber noch für das seelisch Unbewußte, das zur Gegenwart gehört. Meint einer über sein Triebleben nichts als die reine Wahrheit zu sagen, ist er nicht von dieser Welt, hat schon geleugnet. Wer Politiker oder sonstwen persönlich bloßstellt, zollt dem Vernichtungsmechanismus seinen Tribut, der gang und gäbe ist, dem er selber unterliegt. Er macht blutig wahr, was der fetischistische Verblendungszusammenhang verdeckt: daß es keine Intimität gibt, keinen generellen Schutz vor der Durchleuchtung und Verfolgung. Die Devise, das Geschlechtsleben eines Bürgermeisters öffentlich auszuschlachten, ist Jener verschwistert, nach der alle Perversen an die Wand zu stellen sind.

Die »Würde« des Ministers sollte ebensowenig angetastet werden wie die der Prostituierten. Die Parole »Wir sitzen alle in demselben Boot«, mit der ansonsten den Entrechteten das Fell über die Ohren gezogen wird, läßt hier einmal das Stück Wahrheit aus sich heraus, das sie enthält. Gesagt werden aber kann: Sie lügen wie gedruckt. jeder weiß das, und jeder ist davon überzeugt, daß sich das beweisen läßt.

In mehrfacher Hinsicht recht hatte der Kanzler-Aspirant Kohl, als er 1975 sagte: »Es ist schon bewundernswert, mit welcher Frechheit das Volk verdummt wird.« jedenfalls mit dem zweiten Teil seines Satzes und wenn man präzisiert, daß es Dinge gibt, bei denen sich »das Volk« keinen Bullen als Ochsen, keinen Totrüster als Friedensengel verkaufen läßt. jetzt, als Kanzler, hat mich Kohl aber beinahe verwirrt. Er fordert eine »Wende der Moral« (geht das wie bei einem Allzweckmantel?) und heißt die westliche Position beim Rüsten eine »moralische Position«. Da muß man ja, um noch mitzukommen, das bereits Verdrehte noch einmal verdrehen: Travestie der Travestie, Mystifikation der Mystifikation. Von US-Präsidenten aber können wir alle noch etwas lernen. Den »Offenen Brief an die Menschen in Europa«, den Reagan in Berlin zelebrieren ließ und der Kohl ins Manöver trieb, bezeichnete derselbe Reagan einige Stunden später als »Propaganda«. Es ging ja nur um Menschen, um Krieg oder Frieden. Sein Vorgänger Nixon war ebenso auf der Höhe der Verhältnisse, als er zusammenfaßte: »Für Politiker gehört zum Geschäft, die Unwahrheit zu sagen. Deshalb kann ein Politiker im moralischen Sinne des Wortes nicht lügen.« Kohl sollte also beherzigen, was Professor Schmidtchen gerade vor der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung glasklar erkannte: »Wir brauchen nicht nur eine stabile Geldwährung, sondern auch einen berechenbaren Kurswert moralischer Grundwerte.« Da bemüht sich doch einer, alles auf den einen großen Nenner zu bringen.

Gibt es keine allgemeine Moral, die in der Wirklichkeit fundiert ist, steht nichts über dem anderen, das Stundenhotel nicht über dem Debütantinnenball, die Peepshow nicht über der Pressekonferenz des Kanzlers. Das ist traurig, aber wahr. Es ist wie bei allem, was heute als Sexualität gilt, ob nun das Mysterium der Liebe oder der perverse Triebdurchbruch und alles, was dazwischen liegt: nichts ist moralischer, natürlicher als das andere. Das Menschliche überwintert am ehesten dort, wo es das dumpf grollende gesunde Volksempfinden bewußt nicht vermutet, unbewußt aber doch, wie der Aufschrei beweist. So hat die Perversion oft nicht die Maske des falschen Glücks aufgesetzt, hält durch größere Unmittelbarkeit und Leibnähe eine Distanz zu den Zwecken, welche der normalen Sexualität gebricht. Die große Liebe aber klagt die harmonische Möglichkeit des Sexuellen ein. Solange sie so wenig existiert wie ein allgemein moralischer Zustand, können nur die gröbsten Verletzungen und Übergriffe negativ sanktioniert werden, und zwar auf eine individualistisch-anachronistische Weise. Mit Moral aber hat das nichts zu tun. jene Juristen, die mit ihren modernen Paragrafen der realen Entkopplung von Moral und Recht genügen wollen, ahnen das schon lange.

Es ist wirklich verrückt: In einer Gesellschaft, in der prinzipiell alles käuflich ist und in der auch tatsächlich alles gekauft wird, was nicht niet- und nagelfest ist, vom Gewissen des Abgeordneten bis zum Humanitätsempfinden des Sozialarbeiters, in einer Gesellschaft, die alles darauf abklopft, ob es benutzt oder verwertet werden kann, ausgerechnet in einer solchen Gesellschaft wird die »käufliche Liebe« zum Skandal. Bejaht einer die hiesige Kultur im großen und ganzen, hat er gefälligst auch die Peepshows zu akzeptieren wie Skalhüte, den neuen Mercedes oder die Hitparade des ZDF.

Moralvorstellungen aus untergegangenen Zeiten widersprechen hier der längst kursierenden Parole, nach der alles machbar ist. Sie bekennen ungewollt, daß Lust, Leidenschaft und Liebe einen unkalkulierbaren Rest enthalten. Weil das so ist, sind beide irritiert: der Makler ebenso wie der Freier. Irgendwie, ärgern sie sich, geht die Rechnung nicht auf Vielleicht aber ist die Prostitution für die freien Marktwirtschaftler auch deshalb so anstößig, weil ihr der Anschluß an das kapitalistische Zeitalter einfach nicht gelungen ist. In ihrer altmodischen Form kann sie auf dem Niveau der einfachen Warenproduktion, des Verlagskapitalismus und der Manufaktur gedacht werden. Als Hausbackene steht sie heute menschenfreundlich, anständig und überschaubar dar. Wo geht es denn so ehrlich zu? Man löhnt ein paar Scheine und darf etwas tun, was sonst

nicht möglich ist. Von makellosen Leibern, sirrend auf perlweißem Sand unter rauschenden Palmen, ist nicht die Rede. Und wenn man eine Mark reinwirft, darf man 60 Blicke tun. Das ist korrekt. Stützli-Sex nennen die Schweizer die Peepshow. Ein »Stützli« ist ein 1-Franken-Stück. jede Minute muß eins reingeworfen werden. Das ist rationeller und klarer und zerhackter als gefordert. Und nicht einmal versprochen wird etwas, was nicht zu halten ist. Das, was gekauft wird, ist nicht in Konfektpapier gewickelt, es liegt bloß.

Allzu überschaubar geht es aber auch dann zu, wenn Prostitution und Zuhälterei versuchen, sich an den Gang der imperialistischen Weltwirtschaft anzuschließen. Sie versinken dann für jedermann erkennbar im Inhumanen: Sexualtourismus, Mädchenhandel, Adoptionsprostitution. Momentan werden unter christlichem Schein in den ärmsten Ländern Kinder adoptiert und anschließend in Westeuropa verkauft. Ein Zweck ist die gewinnträchtige Zuhälter-Prostitution, der andere das Komplettieren unfruchtbarer Ehen zur Familie.

Weil ihr jener Schuß an Mystifikation, an Warenfetischismus fehlt, der alles in einem anderen Licht erscheinen läßt, ist die Prostitution in jeder Form skandalös. Ihr fehlt einfach, ob hausbacken oder bemüht modern, die gutbürgerliche Gediegenheit. Nicht die unbezahlbaren Callgirls, nicht die unantastbaren Straßenmädchen, nicht die Rolex, nicht die 20-Mark-Uhr vom Kaufhof, das Schweizer Chronometer, das dazwischen liegt, müßte her. Das wäre gut-kapitalistisch. Doch wo sind die gepflegten Häuser, am günstigsten selbstverwaltet, in denen gescheite, witzige, einfallsreiche Frauen und Männer, Mädchen und Knaben darauf warten, ihre eigenen Neigungen möglichst erregend mit denen ihrer Kunden und Kundinnen zusammenfallen zu lassen? Das Angebot ist deprimierend und muß auch so sein, aus seelischen Gründen ebenso wie aus kulturellen.

Bei uns bilden alle Sphären des Sexuellen eine Einheit: die des ungelösten Widerspruchs. Isoliertes Reizmoment und übers ganze Leben geworfene Liebe, Prostitution und Ehe, Triebdurchbruch und Beziehung koexistieren. Die eine Sexualform zieht Dasein und Berechtigung aus der anderen. Auf der Wahrheit besteht dann jede für sich allein. Die Prostitution gestattet es anderen Sexualformen, sich selber als hochwertig mißzuverstehen. Ihre bloße Existenz gibt Beziehung und Reiz das Recht, sich als nicht prostitutiv zu gebärden. je geldgieriger und brutaler die Prostitutionsformen sind oder erscheinen, desto selbstloser und mitfühlender stehen all die anderen da: Ehe, freie Liebe, Partnertausch, Gruppensex usf. Die kleine Wahrheit der niederen Prostitution aber ist, daß unsere Lust ohne Tabu und Verbot, ohne Angst und Erniedrigung nicht gedacht werden kann. Deshalb fördern die Moralpolitiker das Dirnenwesen, wenn sie die Prostitution verrufen und verbannen. Sie sind wirklich die Dienstmänner der amtierenden Sexualpraxis und Sexualideologie.

Nur scheinbar hat die Prostitution nichts mit Triebverzicht und Affektkontrolle, mit Pflichterfüllung und Gehorsam zu tun. Tatsächlich gründet sie darauf. Der Griff der schmutzigen Dirne läuft wie der Griff der sauberen Geliebten auf dasselbe hinaus: Genußfeindschaft im Genuß. Alle Sexualformen, in denen der Mensch noch eine Rolle spielt, haben letztendlich dieselbe soziale Funktion. Man darf schwach und fahrlässig, ein Versager sein, ohne gleich bestraft zu werden. Man kann sich verkriechen vor der Kälte, die draußen alles erstarren läßt.

Wie das Mysterium der Liebe erinnert die Prostitution daran, daß es keine bisherige Gesellschaft vermochte, unsere Antriebe und Sehnsüchte mit dem realen Leben in ein harmonisches Verhältnis zu bringen. Indem sich die Dirne wegwirft, läßt sie das Hohe Lied der Liebe erklingen, und der Freier, der sie verachtet, bekennt: daß es um unser Liebes- und Geschlechtsleben elendig bestellt ist. Doch das Bekenntnis ist von flüchtiger Natur. Sonst könnten die Gatten einander nicht mehr lieben. Sinnliche und zärtliche Strömungen fielen nicht nur in Handlung und Gefühl auseinander, sonst auch im Kopf. Der Widerspruch könnte nicht mehr verdrängt und in der Verdrängung gehalten werden, die Dirne wäre nicht mehr so leicht als. Projektionsschirm zu benutzen, der Bordellgänger verlöre den Status des mißratenen Kavaliers.

So aber bleibt alles im wackligen Lot. Die Prostitution wird als Ablaufrinne benutzt, die die Reinheit der Paläste garantiert. So formulierten es die Kirchenväter, und so lautet noch immer die Weisheit der Schulsoziologen. Weil alle herrschenden Sexualformen nur als fetischisierte in unser Bewußtsein dringen, ist es so beschwerlich, von der Prostitutionsfrage zur Frauenfrage und von dieser zur Lebensfrage aufzusteigen. Einiges aber liegt auf der Hand: Das Lob der Ehe ist zugleich das Lob der Prostitution. Deshalb sollten unsere Realpolitiker der Prostitution endlich geben, was ihr gebührt: den besonderen Schutz der Verfassung. Sollen Frauen aus sexueller Erniedrigung herausgebracht werden, muß damit in gesellschaftlichem Maßstab begonnen werden, zunächst im Ökonomischen und Sozialen. jede andere Forderung ist bigott, Peep-Moral. Wer die Prostitutionsfrage isoliert lösen will, propagiert Heroin statt Morphium, leistet der gemeinen Kriminalität Vorschuh, prügelt die auf ein weiteres, die schon am ärmsten dran sind: sozial und sexuell Isolierte, Behinderte, Diskriminierte.

Und auch das liegt auf der Hand: Die Peepshows sind nicht, wie ein Kollege meinte, »extremster Ausdruck sexueller Verwahrlosung«. Das wäre ja zu schön, um wahr zu sein. Schließlich ist alles Sexuelle im Kern chaotisch, asozial, verwahrlost. Endlich wäre einmal ein Trieb, und sei es nur der Teiltrieb des Beschauens, zu sich gekommen. Nein, auf der Anklagebank sitzt nicht irgendeine konsequente Blüte des objektiven Gangs. Verhandelt wird die sexuelle Not in der Kultur und damit diese selber.

Wir alle sind genötigt, in prostitutiven Verhältnissen zu leben. Wir alle bieten feil, werfen weg, nehmen und lassen nehmen, weil das Sexuelle in die Fetische Reiz und Liebe zerfallen ist. Solange das so ist, wird es Beziehungen und Peeping, Ehe und Prostitution geben, und nichts von alledem wird die ganze Wahrheit der Triebliebe sein. Verwahrlost kann nicht sein, was ohne die Fratze, der Wohlanständigkeit etwas tut, was ansonsten üblich ist. Nur die Kabinen, in denen wir alle stehen, die Schlitze, durch die wir blicken, das Kommando, nach dem wir unseren Samen verplempern und unsere Beine spreizen, sind weder zu hören noch zu sehen.

Wo wird Sinnlichkeit in einer für die hiesige Gesellschaftsformation wahrlich spezifischen Weise abgeschnitten und transformiert? In der Peepshow, die mein Kollege eine »Lustguillotine« nannte? Wenn sich ein Mann durch Stimulation mit der Hand beim Blick auf eine entblößte, sich erregt gebende Frau selber zu einer gewiß oft frustranen Entladung bringt? Oder wenn die Sinnlichkeit in der Form der ästhetischen Abstraktion vereinheitlicht ist, um unentrinnbar an die gleißende Unzahl der Warendinge geheftet zu sein? Man braucht sich nur auf einer Automesse den heißen Blicken der jungen Männer hinzugeben, um zu ahnen, was ich meine. Sie werfen sich mit allen Zeichen der Erregung - Glanzauge, Gesichtsröte, Körperzittern usw. - in den Porsche 714 Turbo wie einst der Abbé Gédouin auf die sagenhafte Lebedame Ninon de Lenclos. Ihre Irritation ist »sexuell« und doch wieder nicht. Wer schneidet unsere Sinnlichkeit im großen Stile ab, guillotiniert sie, modelt sie um? Die marginale Peepshow oder die kardinale Warenwelt? Hüten wir uns also davor, den Hund zu treten, wenn wir den Herren meinen.

Vielleicht kommt das Recht, etwas als unmoralisch zu kritisieren, heute nur noch denen zu, die den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches ihrer Kritik ebenso glaubhaft wie utopisch voraussetzen, ein Verhältnis, in dem er auch »moralisch« bei sich wäre. Darauf und auf sonst gar nichts ist zu insistieren, wenn von Anstand und Sitte die Rede ist. Allen anderen, vorneweg unseren sittigen Politikern, rufe ich aus einem besseren Schauspiel zu: Was geißelt ihr die Hure, peitscht euch selbst!

Konkret-Sexualität 1983, S. 45

Otto Köhler

Mutter und Hure zugleich

So tapfer wie die Trümmerfrau, aber eleganter, so attraktiv wie ein Revuegirl, aber mütterlicher, so tüchtig wie Männer, aber zuhause. Die Frau ist wieder deutsche Frau.

Katja war ein typischer Sozen-Bankert. Sie wollte nach dem Schulabschluß nicht Friseuse, nicht Verkäuferin, nicht Schreibkraft, nicht Arzthelferin, nicht Schlagersängerin, ja nicht einmal Hausfrau werden. Sie glaubte einfach nicht, »daß kleine Jungs mit'm Schraubenzieher auf die Welt kommen und kleine Mädchen mit'm Putzlumpen geboren werden und sowieso keine Chance haben«. Katja hatte nur eines im Sinn: eine Lehrstelle als Elektrotechnikerin. Sie lief zum Arbeitsamt, sie gab Stellenanzeigen auf, sie ließ sich durch Stöße von Absagen - was soll eine Frau im Männerberuf? - nicht entmutigen und bekam sie schließlich, die begehrte Lehrstelle als Elektrogerätemechanikerin.

Doch seit Anfang 1983 ist Katja tot. Kleingemacht, verhackstückt im Namen der geistig-moralischen Erneuerung von den Christen des Kohl-Kabinetts. Denn Katja war ein Comic, den eine Berliner Grafikergruppe für den sozialdemokratischen Bildungsminister Björn Engholm entworfen hat. Der Comic sollte im November der 1,4-Millionen-Auflage des Jugendmagazins »Bravo« beigeheftet werden, um weibliche Hauptschulabgänger zu ermuntern, sich im Kampf um eine Ausbildung in einem zukunftssicheren Beruf nicht unterbuttern zu lassen.

Dazwischen kam die große Bonner Wende. Die neuen Herren mit ihren völlig anderen Auffassungen von der Aufgabe der Frau faßten den Titel des Comics »Katja ist nicht kleinzukriegen!« als Anweisung zum Handeln auf. Das wäre doch gelacht, dachten sie und schickten Katja in den christdemokratischen Reißwolf. Lothar Lemper, Pressesprecher der vom Bundesverband der Deutschen Industrie abgestellten CDU-Bildungsministerin Dorothee Wilms, im SFB zur Begründung der Vernichtungsaktion: »Wenn ich für Mädchenbildung Werbung mache, dann kann ich nicht ne Sprache nehmen, die ähm, äh - einfach auch primitiv und infantil ist, teilweise auch - ähm, äh eine... - ähm - hier sind also einfach auch... ist auch die deutsche Sprache einfach nicht korrekt dargestellt, - äh - ko-korrekt formuliert: Hier sind einfach Buchstaben weggelassen! Hier ist so'ne Gossensprache - äh - angewandt worden.«

Tatsächlich enthält der Comic obszöne Ausdrücke wie »Gewerkschaftsjugend« und ganze Sätze, die dem christdemokratischen Leitbild von der Frau nicht entsprechen. Katja am Frühstückstisch: » ... wenn ich Mutti so ackern seh - könnt' sie auch gleich Männerarbeit machen! Würde sie wenigstens Kohle für kriegen!« Die Mutter: »Katjakind - STÖHN - red nicht so! Schließlich ist Heiraten - seufz - und Hausfrau sein - ächz - doch auch etwas sehr Schönes. KEUCH!«

Als Katja gerade noch lebte, am 13. Oktober 1982, da sprach der frisch, gegenscherte Kanzler Kohl im Bundestag: »Unsere freiheitliche Gesellschaft, meine Damen und Herren, kennt kein bestimmtes Leitbild der Frau, weder das der Hausfrau noch das der berufstätigen Frau.«

Darum entschloß sich der neue Kanzler gleich nach der Regierungserklärung zu einer »Liebeserklärung an die deutschen Frauen«. Die gab er in der zweiten Ausgabe von Springers neu gegründetem »Bild der Frau« ab. Schon die Erstausgabe hatte sich mit einem verantwortungsbewußten Leitbild - eine Lady-Di-Puppe mit ... Kleider-Modellen zum Ausschneiden - als konstruktives Organ für die geistig-moralische Erneuerung erwiesen.

Hier, im redaktionellen Umfeld von »Omas Weihnachtsrezepten« und dem kategorischen Frauen-Imperativ »Mach mehr aus Deinem Kopf - Erst zottelig, Jetzt romantisch«, verkündete der neue Kanzler, was er im Zeichen der Arbeitslosigkeit von den bundesdeutschen Frauen verlangt, nämlich: »Ihren Männern zu helfen, zu ihnen zu halten.« Denn, so sprach der Kanzler, unter dem die Arbeitslosigkeit innerhalb von vier Monaten von 1,8 auf 2,5 Millionen emporschnellte: »Arbeitslose haben ein schlimmes Schicksal, und sie sind daran meist völlig unschuldig.«

»Bild der Frau« wollte wissen: »Sie haben auch die Stärkung der Familie gefordert. Heißt das: Frauen raus aus dem Beruf, zurück an den Herd?« Bundeskanzler Kohl, »energisch«, wie »Bild der Frau« hinzufügt: »Natürlich nicht! Wir sind ein freies Land mit freien Bürgern. Es ist die freie Entscheidung der Frau, ob sie in den Beruf gehen oder zu Hause bleiben will. Aber es ist doch auch bewunderswert, wenn eine Frau entscheidet: Die Kinder brauchen mich - ich bleibe zu Hause.«

Und was geschah, als »Bild der Frau« den Freiheitskünder fragte, welche Frau er am meisten bewundere? Dies: »Bundeskanzler Kohl (lehnt sich zurück - ein warmes Lächeln breitet sich aus): Meine Mutter. Ihr Leben lang hat sie ihr Glück in der Familie gefunden - und sie hat viel Glück an uns weitergegeben. Bei ihr hab' ich gelernt, daß es für niemanden Privilegien gibt. Wir jungen mußten genauso Geschirr spülen wie unsere Schwester. Da tu' ich heute noch: Sonntags, wenn schönes Wetter ist, und wir alle raus wollen - da helfe ich natürlich meiner Frau.«

Auch sonst verhielt sich die deutsche Mutter stets vorbildlich. Kohl: »Meine Hochachtung unseren Müttern, die ein Leben lang ihre Pflicht getan haben, ohne zu protestieren, die nie demonstrieren konnten - gar nicht wissen, wie das geht.« Diese

Mütter, die gehorsam ihre Söhne aufzogen und stolze Trauer trugen, wenn sie für Führer und Reichskanzler fielen - sie sind knapp geworden, aber kostbar. Und jetzt, »in dieser kritischen Zeit«, muß es sich für Kohl zeigen, »daß die Enkelin genauso tapfer sein kann wie die Oma!« Doch viel gepflegter als die Trümmerfrau: »Oft sagen mir Freunde aus dem Ausland: 'Helmut, was habt ihr hier für tolle Frauen! Wirklich - wenn ich mich in den Büros oder auf der Straße umschaue. Trotz aller Emanzipation sind unsere Frauen wunderbar weiblich geblieben!«

Das ist Helmut Kohls Frauenleitbild für Springers Zurück-an-den-Herd-Organ. Für Bauers Busen-Blatt »Quick« betonte er einen anderen - insbesondere für die Exportwirtschaft wesentlichen - Zug der deutschen Frau. Kohl: »Ich finde, daß es in der Bundesrepublik außerordentlich viele attraktive und schöne Frauen gibt. Und das gehört auch zum natürlichen Reichtum unseres Landes.«

Das »Deutschlandmagazin« befragte Helmut Kohl zum »moralischen Bereich«. Viele Christen seien »empört über den wachsenden Mißbrauch der sogenannten sozialen Indikation bei der Entscheidung über die Abtreibung«. Ob er einen Weg sehe, »diesen unerträglichen Zustand zu modifizieren oder zu beenden«. Kohl: »Ich verstehe diese Empörung völlig. Aber ich glaube nicht, daß dies ein Wahlkampfthema ist. Nach der Wahl wird dies ein wichtiger Teil der notwendigen Gespräche bei der Bildung einer neuen Regierung sein.«

Dem Wahlvolk versicherte dagegen Heiner Geißler, für Lügen aller Art zuständiger CDU-General und Familienminister, der von SPD und FDP liberalisierte Paragraf 218 werde nicht verändert. Es bleibe dabei, daß auch künftig legale Schwangerschaftsunterbrechungen von den Krankenkassen bezahlt würden. Doch da hatte längst schon ein Unions-Stoßtrupp im Bundestag unter der Führung des Grafen Alois von Waldburg-Zeil Unterschriften für einen Entschließungsantrag gegen die »Abtreibung auf Krankenschein« gesammelt. Mit Rücksicht auf die Wählerinnen-Stimmen stellte man den Antrag bis nach dem 6. März zurück.

In der Diskretion der Ministerien wurde die Sabotage am reformierten Abtreibungsparagrafen von einer interministeriellen Arbeitsgruppe »Schutz des ungeborenen Lebens« weiterbetrieben. Allen voran CSU-Innenminister Zimmermann. Anfang Januar hatte es ihm und anderen CSU-Oberen ungeheuren Spaß gemacht, auf der 300.000-Mark-Geburtstagsfete des christlichen und sozialen Parteifreunds und Ex-MdB Fritz Haberl mit den barbusigen »Bluebell-Girls« aus Paris einige Tänzchen zu wagen. Der Minister: »Wunderbar, daß so etwas heute noch möglich ist.«

Zwar waren die fast nackten Mädchen falsch - wie die echten Bluebell-Girls aus Paris reklamierten. Doch der Kavalier genießt und streicht. Aus Gründen der »Kostendämpfung im Gesundheitswesen« sollen Beamtinnen für einen Schwangerschaftsabbruch wegen sozialer Notlage auf Zimmermanns Geheiß keine Beihilfe mehr vom Staat bekommen.

Norbert Blüm, vor seinem Einzug ins Arbeitsministerium Sozial-Slip der Union, will die Reform des Abtreibungsparagrafen durch raschen Eingriff abschaffen. »Wir regeln das über die Kostenfrage.« Auch die Krankenkassen sollen im Fall der sozialen Notlage nicht mehr zahlen. Statt Schwangerschaftsabbruch auf Kasse, Abtreibung nach Klasse: die Reichen in die Privat-Klinik, die Armen zur Engelmacherin.

»Mutterarbeit führt zur Selbstverwirklichung der Frau«, »ein Erwerbseinkommen muß ausreichen«, »Rollenunsicherheiten von Mutter und Vater führen zu Verhaltensunsicherheiten der Kinder« - das waren Leitthesen von Blüms CDA-Feldzug gegen weibliche Emanzipation, die er 1981 auf der 19. Bundestagung der Sozialausschüsse gegen den erbitterten Widerstand aufgeklärter CDU-Frauen als Familienprogramm durchpeitschte.

Dagegen protestierte die westfälische Arbeitsgemeinschaft berufstätiger Frauen in den Sozialausschüssen. Sie verbat sich in einem Brief an Helmut Kohl ein »Rollendiktat, das den Frauen wieder zugemutet« wird. »Mit den CDA-Thesen sehen sich die Frauen wieder zurückgeworfen auf eine Karriere, deren Stationen Schule, Ehefrau, Mutter, Pflegerin für Mann und Kind heißen«, beschwerten sich die CDA-Frauen über den »Chomeini« Blüm. Und die CDU-Bundestagsabgeordnete Renate Hellwig nannte den Sieg Blüms ein »Rollback in eine Mutterkreuzideologie«.

Diese Ideologie ist inzwischen unter der Führung extremistischer Katholiken zum Vernichtungskampf gegen die Reform des Paragrafen 218 angetreten. Wenn heute »gern« behauptet werde, die »Vernichtung unschuldiger Menschen durch Nationalsozialisten« sei »das grausamste Verbrechen schlechthin, das je geschehen sei, so ist diese Behauptung mit Fragezeichen zu versehen«, verlangt das Münsteraner Bistumsblatt »Kirche und Leben« und weiß mildernde Umstände für NS-Menschenvernichtung: »Es war nicht kaltherzige Ichsucht wie etwa heute bei der Abtreibung.« Wir alle, so erkennt das Kirchenblatt, machen uns »mit jedem Pfund Butter und mit jedem Stück Seife«, das wir kaufen, »indirekt mitschuldig, weil aus den Steuern Gelder in die Abtreibungspraktiken fließen.«

Willi Geiger, einst Bundesverfassungsrichter, Präsident des Katholikentages und NS-Ideologe, der »den übermächtigen, volksschädigenden und kulturzersetzenden Einfluß der jüdischen Rasse« beklagte, hat inzwischen ein Gutachten für ein Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht angefertigt - eine katholische Journalistin will nicht länger mit ihren Beiträgen zur Krankenversicherung »Beihilfe zum Massenmord« leisten.

Während das Münsteraner Bistumsblatt am 23. Januar noch - scheinbar verzweifelt - Ausschau hielt (»Wird es am 6. März eine Partei geben, die sich offen von diesem Abgrund an Unmenschlichkeit und damit an Unmoral distanzieren wird???«), tönte am Vorabend des 30. Januar Rettung aus Bayerns Hauptstadt.

Der »kulturellen Entartung«, die unter der »liberal-sozialistischen« Koalition eingetreten sei, sagte Franz Josef Strauß den Kampf an. Er räumte auf. Mit der Chancengleichheit - sie komme einer »Reform am lieben Gott« gleich, da die Menschen nicht gleich seien. Mit der »Bildungspsychose« - sie betreibe trotz verschiedener Begabungen Gleichmacherei und sei nicht mehr zu finanzieren. Mit dem »sogenannten Recht auf Bildung« - weitere Gesamtschulversuche dürfe es nicht mehr geben. Die Union müsse »Gesinnungskartelle jeder Art« aufbrechen und die Jugend wieder mir der abendländischen Kultur vertraut machen - mit der »Ehrfurcht vor Gott« und mit der »Aufgeschlossenheit für alles Wahre, Gute und Schöne«.

Wie das im einzelnen zu verstehen sei, erläuterte auf demselben Kongreß die Frau, die Katja abgetrieben hatte, Bildungsministerin Wilms. Sie verlangte eine Überprüfung der Arbeitsschutzvorschriften für jugendliche und Frauen und eine flexiblere Gestaltung der täglichen Arbeitszeit für jugendliche, nämlich Nachtarbeit in Bäckereien, Metzgereien und Krankenhäusern.

Nachdem der »Bayernkurier« auch noch im Rahmen der geistig-moralischen Erneuerung erklärt hatte, in der Innen-, Rechts- und Familienpolitik bestünden »tiefgreifende Meinungsunterschiede« zur FDP, ging deren Regierungsrest auf - Tauchstation. Auf einer Wahlveranstaltung in Köln fragten zwei Homosexuelle den FDP-Justizminister Hans Engelhard nach der schon lange angekündigten Reform des Paragrafen 175. Der Liberale: »Es ist doch schon viel geschehen.«

Frage: »ja, was denn?« Engelhard: »Nun denken Sie doch an die Reform des Paragrafen 218.«

Doch bevor die Homosexuellen auch nur eine einzige ihrer Leibesfrüchte abtreiben konnten, hatte Zimmermanns Staatssekretär Carl-Dietrich Spranger schon zum Bürgerkrieg aufgerufen gegen alles, was der sittlich-moralischen Wende entgegensteht: »Frieden und Freiheit sind auch im Innern wichtig«, verkündete er, »aber da in erster Linie für die Normalen, nicht für perverse Minderheiten, Terroristen, Verbrecher und Randgruppen.«

Konkret-Sexualität 1983, S. 47

Hermann L. Gremliza

Notizen zur politischen Ökonomie der Prostitution

Die Prostitutierten sind die idealen Arbeitnehnerinnen der Bonner Wende. Flexibilität, Lohnverzicht – alles, was sich Blüm erträumt, wird von Huren eingeräumt.

Der Aufschwung ist gewählt: »Es geht wieder aufwärts!« Vorne, zwischen den Schlagzeilen »Die Stimmung steigt - Deutsche hoffen wieder - Preise endlich gebremst«, schwärmt Otto Graf Lambsdorff vom Lohnverzicht amerikanischer Automobilarbeiter. Hinten, im direkt bezahlten Anzeigenteil der »Bild-Zeitung«, bieten bürgerliche Loddels »Zum Halben Preis die volle Leistung« ihres Personals an. Vorne werden die Ärmel aufgekrempelt, hinten die Schamlippen. Der Gesamteindruck ist unabweisbar, daß sich hier auf breitester Front die »geistig-moralische Wende« vollzieht.

Noch zieren sich die werktätigen Massen, dem Beispiel der Kollegen von Arbed Saarstahl folgend ihren Unternehmern für das Privileg, ein weiteres Jahr vor glühenden Hochöfen Mehrwert anschaffen zu dürfen, ein Weihnachtsgeld zu schenken. Die werktätigen Mösen aber sind schon auf der Höhe der neuen Zeit. Ihr Arbeitslohn pro Ejakulat liegt in diesem Frühjahr um 25 bis 40 Prozent unter dem Niveau von 1980. Wo der Stücklohn verteidigt wurde, sank der Zeitlohn (Verlängerung der Arbeitszeit pro Freier um 50 bis 80 Prozent). Liberalisierung des Arbeitsschutzes (Mut zur Freiheit - ohne Gummi), Extras (oral) und Kulanzen aller Art (Freiheit der Positionswahl, Analverkehr) kommen hinzu.

Unwillkürlich muß man an das Arbeitsethos der Trümmerfrauen denken, die das Gesicht der ersten christdemokratischen Epoche geprägt haben. Wie Adenauers Mütter der Männergesellschaft den Weg zum Wirtschaftswunder freischaufelten, so weisen Kohls Töchter den schlaff im sozialen Netz lümmelnden Wohlstandsproleten die Richtung: Die Billiglohnländer Süd- und Ostasiens sind nur durch heimische Lohnsenkungen auszubooten. Dem Sieg im Preiskrieg über die Puffs von Bangkok muß der Triumph im Lohnkrieg über die Elektronik-Monteure von Siemens-Singapur folgen! Wenn erst Eugen Loderer zur Tarifrunde den Slogan »Zum halben Preis die volle Leistung« ausgäbe, wäre es erreicht.

So wäre es denn möglich, daß Milton Friedman, der Inspirator des wirtschaftspolitischen Kurses von Ronald Reagan und Margret Thatcher, wenigstens auf dem bundesdeutschen Strich recht bekäme? Daß das freie Wirken des Marktes und die Forcierung des Angebots schließlich auch zu Wachstum und Vollbeschäftigung führten? Vorerst sieht es bedauerlicherweise auf dem Kontakthof des Eros-Center nicht anders aus als in Detroit: Dem Angebot fehlt die deckende Nachfrage.

Das liegt, dort wie hier, erstens am Verlust von Massenkaufkraft in der allgemeinen Krise, zweitens, hier, am Überangebot auf dem Arbeitsmarkt. Waren es früher Friseurlehrlinge oder Stenokontoristinnen, die sich für die paar Azubi-Mark nicht auch noch vom Chef an den Hintern fassen lassen wollten und deshalb für freie Auswahl bei anständiger Bezahlung votierten, so drängten in der letzten Rezession Mädchen auf den Strich, die aus Arbeits- oder Ausbildungslosigkeit flohen - in solcher Masse, daß nun sogar aus sich prostituierenden Arbeitslosen arbeitslose Prostituierte werden. Kürzlich habe ich den Stoßseufzer aufgeschnappt: »Das Geschäft ist so mies - man könnte genausogut wieder als Friseuse gehn. (Pause). Wenn man noch als Friseuse gehen könnte.«

Drittens aber provoziert die allgemeine Krise einen konjunkturwidrigen Spartrieb und ebenso konjunkturwidrige Neigungen zur Askese. Sinnsprüche wie der, daß das Ficken nicht halb so schön sei, wie man es sich beim Onanieren vorstelle, gewinnen materielle Gewalt, und der Einwand, daß man beim ersten immerhin mehr Leute kennenlerne, zerspellt an der in Krisenzeiten wachsenden Kommunikationsangst. Wer das Volk auffordert, es solle in sich gehen, darf sich über Flecken am Hemd nicht wundern.

Der von Krise zu Krise sich fortwälzende Kapitalismus hat viele Lebensweisen zerstört neue gezeugt und wieder zerstört: Die dörflichen und kleinstädtischen Gemeinschaften, die generationenumgreifende Großfamilie, die Kleinfamilie (auch wenn es sich bis in das Ministerium des Heinrich Geißler noch nicht herumgesprochen hat: in seiner jüngsten Entwicklungsstufe bedarf der Kapitalismus nicht mehr der Ehe mit ihren solidarischen Exzessen - das passende, teils noch bekämpfte, teils aber schon geförderte Modell ist die - mein Gott, wie alternative! - Beziehungskiste). Andere Lebensweisen läßt er der Form nach fortbestehen, um sie in ihrem Inhalt desto furchtbarer zu denaturieren. Unter ihm wurden die »Dienerinnen der Liebe« zuerst lieblose Geldverdienerinnen und schließlich Liebedienerinnen des Geldes. Aber das war vorauszusehen:

»Je mehr sich die Produktion überhaupt als Produktion von Waren entwickelt, um so mehr muß jeder und will jeder Warenhändler werden, Geld machen, sei es aus seinem Produkt, sei es aus seinen Diensten, und dies Geldmachen erscheint als der letzte Zweck jeder Art von Tätigkeit. Eine Masse von Funktionen und Tätigkeiten, die einen Heiligenschein um sich hatten, als Selbstzweck galten, gratis geschahen oder auf Umwegen bezahlt wurden, verwandeln sich einerseits direkt in Lohnarbeit, andererseits verfallen sie - ihre Wertschätzung, der Preis dieser verschied e n e n Tätigkeiten von der Hure zum König - den Gesetzen, die den Preis der Lohnarbeit regeln.«

Soviel von Karl Marx, »Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses«, geschrieben 1867, als die Gesetze, die den Preis der Lohnarbeit regeln, sich am königlich preußischen Kanzler Otto von Bismarck und einer Mademoiselle de Fairelamour zu erweisen hatten und nicht am Kanntstein vor der Davidstraße 17 sowie an Herrn J. Möllemann. Geldmachen ist der letzte Zweck jeder Art von Tätigkeit - und doch ist der Abstieg der Maitresse über die Seemannsbraut zur Vagina im gekachelten Kontakthof ein Verlust kulturellen Erbes. Ein Heiligenschein ist immerhin ein schönerer Schein als ein Bockschein.

Heute werben nur noch ein paar Unentwegte, auf nostalgische Freier Spekulierende mit »prickelndem Fluidum« (Esplanade-Club). Von der Verruchtheit, die Marxens Freund Friedrich Engels angezogen haben mag, ist längst keine Rede mehr. »Spaß für Sie bei uns« (Club 17), »Wir haben jetzt auch am Tage geöffnet« (Club-Bar Hotel Blankenese), »Wir bieten was für unsere Preise« (6x6), »In zentraler Lage mit gepflegter Atmosphäre« (Hansa-Club), »Gemütlich und nett« (Salon 88), »Nette Girls - kleine Preise« (Club Moonlight) - denn so, genau so ist Mac Donalds.

Es gehört zum Bild, daß alle diese Annoncen aus der »Bild-Zeitung« stammen, deren sittenstrenger Verleger damit seinen Tribut an die Richtigkeit der verhaßten Marxschen Lehre entrichtet. Hier stehen sie, sie können nicht anders. Und als wollten sie ein Übersoll an Beweisführung dafür erbringen, daß »Tätigkeiten, die als Selbstzweck galten, gratis geschahen oder auf Umwegen (Hausfrauengeld - HLG) bezahlt wurden«, den »Gesetzen der Lohnarbeit verfallen«, annoncieren sie: »Private Atmosphäre« (Pärchen-Club-Paradies), »Reelle Atmosphäre« (Club 105), »Hausfrauen und Berufstätige« (Comtessa), »Hausfrauen, Berufstätige und Studentinnen« (Hostessenservice Elis).

Hurerei als kürzeste, problemarme Beziehungskiste im Lohnarbeitsverhältnis. Es macht keinen Gewinn, die Emanzipation der »Vorfreudenmädchen« (Tucholsky) zu arbeitslosen oder angestellten PVC-Arbeiterinnen, Aldi-Kassiererinnen oder »Bild«Redakteurinnen herbeizuwünschen. Es genügte im Rahmen einer reformistischen, nicht auf die Beseitigung von Lohnarbeit gerichteten Politik, die Prostituierten durch soziale Sicherung und gewerkschaftliche Organisation vor den schlimmsten Folgen kapitalistischer Krisen zu schützen. Einige Studenten haben das anno 68 verlangt, doch daraus ist - wie aus den Systemüberwindern Roth und Voigt - leider nichts geworden.

Und so sind die Huren nun die idealen Arbeitnehmerinnen des neuen Kurses. Lohnanpassung nach unten, Flexibilität am Markt, »Subsidiarität und Solidarität« (Hilf dir selbst, dann bist du nett zueinander, sagt Neuss) - alles, was sich Blüm erträumt, wird von Huren eingeräumt. Und mehr, denn sie arbeiten ohne soziales Netz am doppelten Hoden. Nicht einmal der Bundesanstalt für Arbeit fallen sie zur Last. Ihr einziger Halt in der »geistig-moralischen Wende« ist ein metaphysischer Stingl.

Konkret-Sexualität 1983, S. 53

Peggy Parnass

Ich fange immer bei Null an

Es geht auch anders, aber so geht's auch

Brecht, Dreigroschenoper

Was *hab* ich geliebt. Was hab ich *geliebt! Hab* ich geliebt?

Zumindest habe ich mich bedenkenlos süchtig in Leidenschaften und die Passion des Untergangs gestürzt. Geschüttelt von Liebe und Haß. In unedlem Wettstreit, wer von uns, mal er, mal ich, der gekonntere Giftmischer war. Momente wahnsinnigen Glücks, Euphorien und Verzweiflungen. Nur eines mit Sicherheit nie: Ruhe. Kein Spur von Gelassenheit. Kein Hauch von Sicherheit und leider auch kein bißchen Vertrauen.

Nach jeder Leidenschaft so ausgehöhlt, so total verbrannt, so todkrank, daß lange auf dem Gebiet nichts möglich war. Keine schwärmerischen Erinnerungen, wie viele Beneidenswerte sie haben, sondern Horror beim Rückblick und wachsende Panik bei der bloßen Aussicht auf eine neue Begegnung.

Ich hab den Umgang mit Lieben und Trieben immer mehr verlernt. Die Pausen zwischen meinen Leidenschaften wurden durch, meine wachsenden Berührungsängste imrner länger. Von wegen Hans Albers:

»Beim ersten Mal, da tut's noch weh, da glaubt man noch, daß man es nie verwinden kann, doch mit der Zeit, so peu a peu, gewöhnt man sich daran ... «

Als könnte sich jemand daran gewöhnen, immer wieder in die Kälte gestoßen zu werden, nachdem ihm vorher die Haut abgezogen wurde. Klar, man kann lernen, sich warm anzuziehen, vielleicht kann man sich sogar daran gewöhnen, Heizkissen oben und unten, vorn und hinten unter wollene Wäsche zu schieben. Vielleicht kann man sich auch an eine dichte Gesichtsmaske gewöhnen und an Schutztropfen in den Augen, an dicke Salbe auf den ungeküßten Lippen und daran, die nicht mehr streichelnden Hände in dicke Boxhandschuhe zu verpacken. Man kann schon 'ne Menge tun, um sich abzuschirmen, wenn man Hitze will und Kälte kriegt.

Das alles ist nur gut verpackter Schmerz, nicht mehr so sichtbar, nicht mehr so unüberhörbar für jeden, der des Wegs kommt.

Immer wieder fange ich bei Null an, immer wieder Neuschnee, immer wieder beginnt mein Leben mit der ersten Umarmung. Und das stimmt dann doch nicht. Denn im Nacken sitzt schon vor dem ersten Kuß die sich von Mann zu Mann bis zum Wahnsinn steigernde Angst, aus dem Paradies wieder verstoßen zu werden. Den Baum der Erkenntnis, von dem ich früh aß, würde ich gern mit den Wurzeln rausreißen.

Als Kind war mein Abendgebet: »Lieber Gott, mach mich dumm, Denken tut so weh.« Hätte ich nicht meinen Glauben verloren, hätte ich später sicher oft gebetet: »Lieber Gott, mach mich stumpf, Fühlen tut so weh.« Doch in Wirklichkeit möchte ich sicher, daß weder das eine noch das andere Gebet erhört wird.

Ich weiß ja, wie es ist, wenn ich anfange zu mauern, aus Angst vor Enthäutungen. Ich weiß nur allzu gut, wie es ist, auf blind zu schalten, um nicht aus Versehen tief in lockende Augen zu gucken. Taub zu spielen, damit warme, weiche, rauhe Stimmen nicht durchdringen. Ich bringe mich immer wieder immer längere Zeiten um alles Schöne, um nicht für eventuelle Genüsse bestraft zu werden. Schalte die Antennen meines Körpers so total ab, als hätte ich keinen. Lasse eher Ekel als Sehnsucht zu. Nix gut.

Das eine nicht und das andere erst recht nicht. Versteinerungen, Verkrustungen, amputierte Weiblichkeit, die Zeiten, in denen ich mich wie ein Hirn auf Füßen bewege. Ich hab als Halbwüchsige darüber gelacht, daß Engländerinnen vor lauter Anstand angeblich nichts zwischen Kinn und Knie haben. Nicht ahnend, daß ich eines Tages, wenn auch aus ganz anderen Gründen, dort auch nicht vorhanden sein würde.

Ich würde mich natürlich in diesen furchtbaren Zustand nicht reinbegeben, nicht mal aus Versehen, wenn er nicht auch Vorteile hätte: Ich warte nicht mehr, auf nichts und niemand. Nicht auf Anrufe, nicht auf Post, nicht auf Pakete, nicht auf Telegramme, nicht darauf, daß er kommt, nicht mehr darauf, daß er nach mir ruft.

Außer manchmal, nachts, wenn in einer Arbeitspause die Mauer Risse kriegt. Ich schreie nicht mehr nach ihm. Nur wenn ich Liebesszenen in Filmen sehe, krampft sich alles in mir zusammen. Ich schüttle ihn nicht mehr: Gib mir, wärm mich, laß mich nicht fallen, halt mich fest, paß auf mich auf.

Ich dreh nicht mehr durch vor Eifersucht. Es sei denn, daß jemand mit leuchtenden Augen und weicher Stimme von ihm spricht. Ich sag nicht verzweifelt: »Wieso glaubst du, daß es mich erniedrigt, wenn du nur mit mir schläfst? Was meinst du mit, das kannst du mir nicht antun?« Ich bin in dem Zustand der Taubheit nicht mehr so erbärmlich wie in unserer Endphase. Nicht bettelnd und Bescheidenheit heuchelnd: »Ich will doch gar nichts, nicht mehr als andere auch. Aber laß mich doch bitte dabeisein an deinem Geburtstag, Pfingsten, Weihnachten, in deinem Urlaub, zwischendurch, vorher, nachher, laß mich nur mit ins Kino, auf Parties, zum Essen, mit dir Karten spielen, wie doch jeder deiner Freunde es darf.«

jetzt habe ich eine Liebe erlebt, das heißt: ich erlebe sie noch, die sicher genauso verlaufen wäre, wenn nicht der Geliebte klüger gewesen wäre als ich. Klüger und reiner. Wir begegneten uns, nachdem ich ein Jahr lang niemanden an mich herangelassen hatte, genauer, nachdem ein Jahr lang Vergangenes für mich nicht vergangen war.

Er erfüllte auf den ersten Blick alle Bedingungen meiner potentiellen Droge: tiefe, suchende Augen in einem schönen Gesicht, meine Antenne für seinen Zwiespalt und seiner Möglichkeit zum Untergang. ja, das vergaß ich zu sagen: Zerrissenheit zieht mich an, wobei ich immer erwartet habe, daß die Zerrissenheit mir außer dem Untergang in der großen Leidenschaft auch ewige Geborgenheit in einer Person bietet.

Ich Wäre mit diesem Mann sofort außer Landes gegangen, oder, weil es schneller gewesen wäre, umgehend mit ihm zu Boden gesunken. Ich wollte ihn hinauslocken in Mondscheinnächte, versuchte, harmlose Spaziergehgelüste vorzutäuschen. Mir war kein Trick zu dumm. Stattdessen fanden Gespräche statt, sehr lang, kurz - wieder sehr lang. Immer intensiv. Er lehrte mich, mit der Droge umzugehen, lehrte mich, das Gute zu bewahren, Zerstörerisches gar nicht erst zuzulassen.

Ich hab mit ihm gerungen wie mit dem Erzengel Gabriel und Gott sei Dank verloren. Nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Verlust ein Gewinn sein kann. So wie er ist, ist er der einzige Mann, an den ich nur mit Liebe und Freude denke, der einzige Mann, den ich wirklich achte. Zum ersten Mal trübt der Rausch nicht meinen Blick für das, was den Geliebten wirklich ausmacht.

Das klingt, als wollte ich mir oder anderen von der Sexualität abraten. Will ich gar nicht. Nur zur Zeit brauche ich sie nicht, und das ist es eben. Diesmal, nicht weil ich zu kaputt bin, um sie auszuleben, und jemandem hinterherweine, sondern weil ich mit meinem Leben zufrieden bin und mich nicht einsam fühle.

Es klingt wie Schulaufsatz, aber es ist so. Arbeiten macht wieder Spaß, Freunde machen Spaß, Essen macht Spaß, Tanzen, Filme, Theater, Sonne und Regen, Skat, Scrabble, alles macht Spaß. Musik ist schön, Lesen, Wachen und Schlafen, all die tausend Herrlichkeiten, die ich verloren glaubte, sind wieder da.

jetzt werden mir sogar die Dinge nachgeschmissen, um die ich vorher vergeblich gegreint habe. jetzt wollen meine ehemaligen Männer mich sprechen, hören, einladen, mich dabei haben, wenn sie sich verloben, heiraten, scheiden lassen und ihre Feste feiern. Daß ich für sie nie Zeit hab, geschieht nicht, um sie zu strafen. Sie sind mir ganz einfach nicht mehr wichtig. Nicht nur. die Wege in andere Städte sind mir zu weit, sogar der über die Straße, wenn es um Leute geht, die keine Illusionen in mir zurückgelassen haben, und auf die ich nicht mehr gespannt bin.

Es ist sonderbar, ich hab in letzter Zeit Augen für erwachsenere Frauen und Männer. Ich war doch die ganzen Jahre auf Männer im Heimkinderalter fixiert. Wenn einer über 25 Jahre war, setzte mein Wahrnehmungsvermögen aus, fingen für mich die Lustgreise an. Doch auch junge, schöne, kamen nur einer von 100.000 in Frage. Was mich an ihnen gereizt hat, ist, daß für sie noch immer die ganze Welt offenstand. Daß sie auf der Suche waren und nicht festgefahren. Und das Gefühl, selbst das goldene Vlies zu sein, das sie auf ihrer Suche gefunden haben. Ich habe mich verändert, es ist mir wichtiger und interessanter, von einem Mann, der schon viele Jahre vergeblich gesucht hat, erkannt zu werden. Und siehe da, nachdem ich mich seit Jahren - außer in meinen kurzen, heftigen Verhältnissen - nicht als Frau gefühlt hab, nie mitkriegte, daß ich als Frau wahrgenommen wurde, mach ich ganz neue Erfahrungen. Egal, wo ich bin. Nur daß die Männer, die sich mir so eifrig nähern, in irgendeiner Ecke Frauen haben, die sich darüber gar nicht freuen können, schmälert das Vergnügen.

Freudig erregt fahr ich dann allein nachhause, dankbar, mit so einem Möchtegern-Fremdgänger nicht gesegnet zu sein. Stelle mir die Auseinandersetzungen vor, die die beiden heute nacht noch haben - und gehe mit einem guten Buch ins Bett.

Konkret-Sexualität 1983, S. 55

Helga Schubert

Eine unmögliche Geschichte

Realer Sozialismus reale Liebe, Treue, Eifersucht in der DDR: Sie lebt bei ihrem Mann und liebt den anderen. Der andere lebt bei seiner Frau und will auch sie, aber eigentlich doch beide....

I

Ich bin einfach unmöglich.

So wie ich bin, kann mich einfach keiner lieben. Keiner. Mein Mann nicht und *er* auch nicht. *Er* schon gar nicht. Den letzten Rest *seiner* Liebe mach ich nun auch noch kaputt. *Er* hat zwar noch nichts gesagt, und *er* wird es sich auch nicht anmerken lassen. Aber ich muß *ihm* einfach auf die Nerven gehen. Denn als *er* mich liebte - und *er* hat mich geliebt für *seine* Verhältnisse, da bin ich ganz sicher -, war ich doch ganz anders als jetzt. Richtig glücklich. Wenn *er* mich geliebt hat, als ich lustig war und selbstsicher, hat *er* mich doch so geliebt, wie ich damals war. *Er* konnte doch nicht damit rechnen, daß ich umkippe. *Er* kann mich doch gar nicht mehr lieben, weil ich jetzt das Gegenteil von damals bin.

Vorige Woche habe ich es *ihm* gesagt. Daß es schon gar nicht mehr um *seine* Frau geht, vor ihr habe ich jetzt keine Angst mehr. Wirklich, seitdem *er* ihr alles gesagt hat und sie mich toleriert - vielleicht ist sie sehr diplomatisch. Ich könnte das nie an ihrer Stelle. Gut, *er* hat versprochen, daß *er* bei ihr bleibt und dem Kind. jetzt erinnere ich mich. *Er* sagte im vergangenen Jahr einmal zu mir, wir lagen gerade noch im Bett, wenn du klug wärst, könntest du mich ganz schön in Konflikte bringen. Vielleicht hat *er* sich sogar gewünscht, daß ich *ihn* vor vollendete Tatsachen stelle. Ein Kind kriege von *ihm* zum Beispiel.

Von älteren Rechten will ich gar nicht sprechen. Die existieren für mich nicht.

Ich habe sowieso schon allen Stolz vergessen. Aber ich glaube, daß sie besser *zu ihm* paßt. Sie ist schon genauso resigniert wie *er.* Und bei mir müßte *er* sich aufraffen. Zu leben. Ist doch so.

Ich bin unmöglich. Wenn ich *ihn* von vornherein richtig eingeschätzt hätte, wäre ich viel zurückhaltender gewesen. Das macht eine Frau doch überhaupt erst interessant, wenn ein Mann um sie werben muß. Aber *er* braucht bloß den kleinen Finger krumm zu machen, gleich reiße ich mir ein Bein aus. Wenn *er* was will, mache ich es möglich. Und wenn ich alles verschiebe und absage.

Aber wenn ich mal was möchte, kann bei *ihm* durchaus was dazwischenkommen. So wie vorige Woche. Mein Mann wollte abends noch zu einem Klubabend in den Betrieb. Ich bat ihn, bleib doch zu Hause, laß mich nicht allein. Aber er hatte es versprochen und ich keine Lust mitzugehen.

So blieb ich allein, ich fühlte mich richtig verlassen. Dann rief ich *ihn* an. Denn ich wußte, daß *seine* Frau verreist war. Aber *er* sagte, *er* sei müde, habe den ganzen Tag gearbeitet und liege schon im Bett. Ich kann mich doch nicht noch mehr anbieten.

Was mich wundert, ist, daß *er* mir immer wieder sagt, *ihn* stört an mir nichts. Dann muß *er* mich doch leiden können, oder bin ich *ihm* so gleichgültig, daß *er* darüber gar nicht nachdenkt und mich nur beruhigen will. Daß *er* mich nur nicht verlieren möchte. Aber wozu braucht *er* mich. *Er* hatte vor mir doch nie Freundinnen nebenbei, vielleicht habe ich *ihn* so leichtfertig gemacht und *er* mich so traurig. Daß wir uns beide in unser Gegenteil verwandelt haben.

Aber *er* ist nicht leichtfertig. Sonst würde *er* nicht bei *seiner* Frau bleiben. Für *ihn* spielen eben Verantwortung und Moral eine große Rolle. Und weil *seine* Frau mich nicht verachtet und mich toleriert, denke ich manchmal, sie sind beide mehr wert. Denn ich würde mich sofort scheiden lassen, wenn ich nur sicher wäre, daß *er* bei mir bleibt. Und ich beneide auch *seine* Frau, ja, ich beneide sie. Um jedes Abendbrot und jedes Gespräch mit *ihm.* Und *er* muß sie doch auch achten, wenn sie so geduldig ist. *Er* sagt selbst, eine andere Frau würde das alles nicht mitmachen.

Er meint sie damit. Das ist das Schlimme, *er* meint sie. Daß eine andere Frau an meiner Stelle das ganze Theater nicht mitmachen würde, das bedenkt *er* nicht. Was ich alles auf mich nehme, ist selbstverständlich.

Wenn ich das zu *ihm* sage, nimmt *er* mich in den Arm und sagt, dich liebe ich ja auch. Das kann man nicht vergleichen. Wir unterhalten uns über ganz andere Sachen, sagt *er;* Nun möchte ich wissen, was das für andere Sachen sind.

Das hab ich *ihm* ja auch geglaubt, dieses Märchen vom Ich-hab-nichts-mehr-mit-meiner Frau. Das soll angeblich *ihm* und ihr keinen Spaß mehr machen. Bin ich denn für *ihn* nur dafür da?

Nur dafür ist nicht der richtige Ausdruck. Er hat schon was, daß ich nicht viel nachdenke. *Er* kann eben mit mir umgehen, ganz im Gegensatz zu meinem Mann. Mein Mann weiß, daß ich neben ihm einfach noch jemand haben muß, der nicht so sachlich ist und vor allem nicht so schrecklich normal.

Für meinen Mann gibt es keine Probleme. Er sagt, du spinnst. Lies nicht soviel, da kommst du bloß auf dumme Gedanken. Er sagt, nachdenken, zu einem Entschluß kommen, danach handeln. So soll ich auch leben, das will er.

Daß er ein anderer Mann ist als die Männer früher, spürt mein Mann am eigenen Leibe, denn jetzt bin ich nämlich treu, ich bin ihm treu.

Mein Mann sagt, daß er mich so, wie es jetzt ist, nicht lieben kann. Ich soll mich von Grund auf ändern. Das ist seine Meinung. Und ich glaube das auch, denn so kann es nicht bleiben. Ich muß irgend etwas falsch machen, was ganz Wichtiges. Sonst würde es doch wenigstens bei meinem Mann klappen. Er hat mich doch sonst immer geliebt und ist ziemlich anspruchslos. Aber daß er mich jetzt auch nicht mehr ertragen kann.

Wenn ich es mit meinem Mann nicht schaffe, der mich kennt, mit meinen schlimmsten Seiten, muß ich allein bleiben.

Er denkt, daß auch das Traurige und das Nachdenkliche zu mir gehört, auch meine Empfindlichkeit, alles zusammen. Und daß ich so bleiben werde, zwischendurch auch wieder mal glücklich, aber immer ganz oben und ganz unten. Eigentlich versteht *er* mich sehr gut. Warum kann ich *ihn* nicht ganz haben.

Ich hab eigentlich gar keinen Mann. *Der* eine versteht mich, *den* kann ich nicht haben, der andere erträgt mich gerade noch, unter der Bedingung, daß ich mich ändere, den könnte ich haben.

Es ist eine unmögliche Geschichte.

Ich bin unmöglich, eine andere Frau hätte sich längst entschieden. Andere sind so leicht zufrieden, warum muß ich so absolut sein.

II

Ich weiß nicht, was ich von meiner Frau halten soll. Sie geht fremd. Sie hat mir das selbst gesagt, sie ist sehr ehrlich zu mir. Ich hab es am Anfang nicht ernst genommen, weil sie öfter mal einen Flirt hatte. Sie ist sehr hübsch, jetzt hat sie allerdings gelitten, weil sie nicht schlafen kann, viel weint und auch nicht weiß, was sie machen soll.

Immer war jemand in sie verliebt, ich kenne sie nun schon acht Jahre. Wir waren richtige Kumpel, die Blumen von den anderen Männern hat sie mit nach Hause gebracht. Sie war wie ein Kind, hat mir alles erzählt, und ich hab zuhören müssen.

Die Männer haben ihr bald die Bude eingerannt. Bei Betriebsvergnügen brauchte ich gar nicht mitzugehen, sie wurde sowieso aufgefordert und an die Bar eingeladen. Sie bestand aber darauf, daß ich mitkomme. Für sie ist es wohl wichtig, verheiratet zu sein, als Rückendeckung, daß die Kollegen nicht schlecht von ihr denken oder sie bemitleiden oder annehmen, sie könnten mit ihr Schlitten fahren.

Unsere Freunde sind alle eigentlich ihre Freunde. Manchmal klingelt abends das Telefon ein bißchen zu oft.

Kein Mensch will mit mir sprechen, alle bloß mit ihr. Und ich weiß gar nicht, was sie immer alles zu erzählen hat. Meist ist das so ein Gefühlszeug. Wenn sie nicht da ist und jemand zufällig anruft, der sie sprechen möchte, frage ich auch, was es gibt und ob ich etwas bestellen kann, aber da kommt keine besondere Antwort. Nur so, heißt es, wollte mal sehen, wie es geht.

Sie sagt, sie hebt den andern, aber es kann nichts draus werden, und mich liebt sie nicht. Aber ich soll warten und Geduld haben und nicht weggehen, weil wir es noch einmal versuchen müssen.

Weil es mit dem anderen nichts wird.

Das ist hart.

Sie sagt, ich hätte eine Chance, ich sollte zärtlich sein und freundlich und nicht so verschlossen und nicht dauernd unzufrieden mit ihr, ein bißchen wenigstens wie der andere Mann. Aber an den komme ich nie ran. Der kann sich erlauben, was er will. Sie dreht alles so, daß er gut dabei wegkommt. Und ich darf nichts gegen ihn sagen, sonst weint sie sofort und sagt, er verstehe sie besser.

Ich hab es nie so weit kommen lassen, wenn ich mal eine Freundin hatte. Erstens hab ich zu Hause nichts erzählt, zweitens habe ich der Freundin keine Hoffnungen gemacht, und drittens hab ich immer weggehört, wenn sie mit Liebe anfing. Familie geht vor.

Meine Frau hat sich einfach nicht an die Spielregeln geh en.

Entweder wird es wie früher und damit erträglich, oder wir müssen uns trennen. Ich mache meine Entscheidung von ihr abhängig. Wenn sie sich von Grund auf ändert, könnte ich bei ihr bleiben. Von Grund auf ändern heißt: wieder mit mir schlafen, den andern nicht mehr lieben, gute Laune haben und nicht weinen. Ich laß mir doch von ihr mein Leben nicht versauern.

Manchmal wünschte ich mir einen Freund. Dem möchte ich mal alles erzählen. Ein anderer muß mich doch für einen kompletten Idioten halten, weil ich das mitmache.

Vorige Woche hatte ich in ihrem Betrieb zu tun, eigentlich wollte ich mit ihr Mittag essen. In ihrem Zimmer war sie nicht, darum ging ich in die Kantine. Und da sah ich sie mit ihm.

Sie hat ihn angesehen und gar nichts gesagt. Ich dachte, jeden Moment kommen ihr die Tränen. Da sahen sie mich stehen, und ich grüßte von weitem. Aber ich setzte mich woanders hin, ich kam mir plötzlich so störend vor, daß ich die Suppe ohne einen Blick nach rechts oder links in mich reinlöffelte. Und plötzlich saß sie neben mir. Freundlich war sie, wie lange nicht.

Ich weiß einfach nicht mehr, was ich von ihr halten soll.

III

Ich bin schwanger, und mein Mann hat eine Freundin.

Landläufig betrachtet, müßte ich unglücklich sein, aber ich fühle mich ganz wohl. Es ist ein Wunschkind. Mein Mann wollte eigentlich nicht, weil er meinte, ein zweites Kind würde die Lage noch mehr komplizieren. Aber ich dachte, es vereinfacht alles.

Er liebt mich nicht, wenn man dieses Wort heutzutage überhaupt noch in den Mund nehmen kann, ohne zu erröten. Aber er hält zu uns. Wenn das Kind erst mal da ist, wird er an ihm hängen, genau wie an unserer Kleinen. Die bringt er jeden Abend ins Bett und erzählt ihr noch etwas. Darum kommt er auch pünktlich nach Hause. Und ich versuche, es uns so gemütlich wie möglich zu machen. Wir brauchen das beide, die Büroarbeit beginnt jetzt schon, mich anzustrengen. Und er hat auch sehr viel zu tun.

Wenn die Kleine schläft, setzt er sich vor den Fernsehapparat oder noch mal an den Schreibtisch. So gegen acht Uhr mache ich uns einen Tee, und dann sitzen wir noch zusammen, jeder beschäftigt sich mit etwas anderem. Aber wir leben friedlich zusammen. Ich weiß, daß viele diese Betonung des Häuslichen belächeln. Ich kenne seine Lieblingsgerichte und koche sie, an Ordnung und Sauberkeit bin ich schon von meiner Mutter her gewöhnt, der Haushalt geht mir leicht von der Hand. Dabei bin ich bestimmt keine zurückgebliebene Hausfrau, wie sie in den Fernsehspielen oft ZU sehen ist, denn wir können uns auch über seinen Beruf unterhalten. Mir fehlt eigentlich nichts. Bloß neulich fiel mir auf, daß er mich schon eine Weile nicht beim Vornamen anredet, sondern nur noch mit Mutti.

Ich bin sicher, daß er meine Ruhe und meine Beherrschung schätzt, daß er mich überhaupt schätzt und achtet. Wir kennen uns schon eine Ewigkeit. Ich brauche ihn sehr. Er weiß das auch. Ich habe gesagt, daß ich mir das Leben nehmen würde, wenn er mich verlassen sollte. Ich sah, daß ihn das sehr erschreckte. Doch wollte ich ihm gar nicht drohen, nur sagen, wie es ist. Ich habe außer ihm keinen Menschen, überhaupt keinen. Im Dienst halten sie mich für selbstsicher. Er allein weiß, daß ich ohne ihn hilflos wäre. Ich bin schon ganz zufrieden, wenn er nur bei mir bleibt. Ich kann ihm seine Freundin nicht einmal verdenken. Denn dieses Sinnliche und Unberechenbare, das man oft den Frauen zuschreibt, hat sie wohl in starkem Maße.

Im Gegenteil, ich bin beruhigt, seitdem ich sie kennengelernt habe. Bei einem Theaterbesuch war das. Zwischen uns war ein Platz frei. Sie ist mir gleich aufgefallen, das muß ich sagen. Ich ging an ihr vorbei, um mich auf meinen Platz zu setzen, da fiel mir sofort ihr Parfüm auf, leicht, nicht blumig, eher etwas herb. Als ich mich gesetzt hatte, sah ich noch einmal zurück, sie sah mich auch an. Aber sie wendete den Kopf gleich weg. Sie trug einen dunkelbraunen seidenen Hosenanzug, die Haare schimmerten, aber keine einzige Locke, kein Schmuck, nur um die Augen war sie geschminkt.

Ihr Blick, der fiel mir auf. Man nennt so etwas wohl sprechende Augen. Mein Mann kam erst, als die Vorstellung schon begonnen hatte.

Zu meiner Verwunderung faßte er sie in der Pause beim Ellbogen und machte uns miteinander bekannt. Als er den Namen nannte, wußte ich gleich, wer sie war. Und sie wurde rot, bekam richtige Flecken am Hals. Ich spürte den Respekt, den sie vor mir hatte. Das machte mich sicherer. Dann bemerkte ich aber auch seine Unsicherheit, wie sehr sie ihn verwirrte.

Ich versuche seitdem, ihm in unserem Zusammenleben vor allem das zu bieten, was ihn beruhigt und was er bei ihr nicht finden wird.

Ich lasse ihn einfach in Ruhe, in jeder Beziehung. Ohnehin hatte ich in den letzten Jahren das Gefühl, daß er mit mir im Bett nur beisammen war, um mich als Frau nicht zu verletzen.

Mit dieser Frau werde ich rechnen müssen. Und wohl auch leben.

IV

Ich bin in einer sehr schwierigen Lage. Ich dachte nie, mir würde so etwas einmal passieren, denn ich hielt mich für abgehärtet.

Bis vor einem Jahr.

Ich habe mir bis dahin auch bestimmt nichts vorgemacht, es ging wirklich gut, beruflich, persönlich, ich habe auf einem festen Fundament gelebt. Und ich hatte immer das Gefühl, daß ich mit meiner Frau eine vernünftige Partnerbeziehung aufgebaut hatte. Sie ist ein friedlicher und ruhiger Mensch. Und ich kann mich hundertprozentig auf sie verlassen.

Nur mit dem Kind, das sie jetzt erwartet, ist es anders. Da hat sie mich überrumpelt. Daß sie mit fast vierzig noch ein Kind will, hätte ich nicht geglaubt. Es ist mir auch *ihr* gegenüber unangenehm. Ich hatte sie nicht direkt angelogen, aber sie mußte aus allem, was ich von meiner Ehe erzählte, annehmen, daß es sich um eine Kameradschaftsehe handelt. Das mit dem Kind erzählte ich *ihr* auf einer gemeinsamen Reise. Draußen war Herbst, mir kam mein Leben richtig vergoldet vor. Für einen Tag hatten wir ein Zimmer in einem Dorfgasthaus. Wir frühstückten im Bett, weil sie sich weigerte aufzustehen. Sie weigerte sich sogar, selber zu kauen. jeden Bissen steckte ich *ihr* einzeln in den Mund und half *ihr* beim Kauen, eine Hand sollte ich auf den Nasenrücken und die andere unter das Kinn legen. Solche Ideen hat nur sie. Schließlich stand sie doch auf, ließ sich von mir waschen und anziehen.

Dann gingen wir an Kuhställen vorbei. Sie kläffte wirklich so lange, bis die Hunde antworteten. Sie ärgerte auch die Ziegen, die Hähne und die Schafe. Als ich sie glücklich aus dem Dorf heraus hatte und wir am Waldrand ankamen, wollte sie getragen werden. Es war nichts zu machen, sie ist auch so leicht, daß es mir richtig Spaß machte. Mit *ihr* werde ich wieder unvernünftig.

Ich dachte nicht, daß ich das noch kann, das war ganz zugeschüttet bei mir.

Sie ist so, daß ich immer weiß, wie *Ar* zumute ist. Manchmal lacht sie, weil *sie* etwas komisch findet, das niemand sonst bemerkt hat, zum Beispiel, daß Enten von hinten wie ganz schnell laufende Hausfrauen aussehen; oder daß der Gastwirt ein Gesicht hat wie eine Mischung aus Bulldogge und Kamel. Ich kann seitdem keine Ente mehr unbefangen ansehen. *Sie* ist ein wenig kindlich und sehr weich, genau die richtige Mischung, finde ich. Nur fragt *sie* mich immerzu, ob ich *sie* liebe und ob *sie* nicht viel zu anstrengend für mich ist. Dabei gefällt *sie* mir doch gerade so, wie *sie* ist.

Daß *sie* mich ermutigt hat, viel mehr ich selber zu sein, fällt *ihr* gar nicht auf. Auch nicht die Versuchung, mit *ihr* zusammenzuleben.

Sie soll nicht merken, daß ich Angst davor habe.

Damals, bei dieser Reise, war *sie* unbeschreiblich zu mir, so, daß ich eine Lösung von meiner Familie schon erwog. Ganz ohne Frage würde meiner Frau unsere Tochter zugesprochen werden, denn es gibt keine Einwände gegen sie.

Da sagte ich mir plötzlich, du mußt Abstand zu *ihr* haben, *sie* frißt dich sonst auf Und ich sagte rasch: Meine Frau bekommt übrigens ein Kind.

Dabei stand das noch gar nicht so fest. Denn meine Frau hätte sich natürlich nicht gegen meinen Willen durchgesetzt. Und ich war mir bis zu diesem Augenblick auch noch nicht sicher, ob ich ihr nicht zu einer Schwangerschaftsunterbrechung raten sollte. Aber jetzt war mir klar, gegen *diese Frau* mußte ich einen Schutz haben.

Sonst werde ich zu einem kleinen, verspielten Kind. Ich kann mich ihr nicht einfach überlassen, nachher läßt *sie* mich irgendwann allein. Ich bin immerhin sechzehn Jahre älter.

Sie liebt mich, glaube ich, weil ich ihr überlegen erscheine und verständnisvoll und zärtlich. Weil *sie* Geborgenheit braucht wie kaum sonst ein Mensch. Was *soll sie* mit mir, wenn *sie* erst merkt, wie ich ganz innen bin. Ich weiß es ja selbst nicht.

Konkret-Sexualität 1983, S. 58

Ingrid Klein

Herbstzeitlose

Über den Preis für eine-vielleicht-letzte Liebe

So ist das Leben: Geschieden, 37 Jahre alt, habe ich mich bei meinem vier Jahre jüngeren Freund oft wie seine Mutter gefühlt, aber ich war nicht zu alt, sondern zu jung für ihn. Meine Nebenbuhlerin hätte biologisch seine Mutter sein können. Zuerst dachte ich: das ist ja abartig, was will der denn mit der? Und dann: typisch Mann, immer zurück zur Mutter, ist ja auch bequemer. Ich hatte immer Angst vor jüngeren, noch nicht so erwachsenen, noch zu beeinflussenden, schöneren Frauen. Total verkehrt. Diese war weder jünger, schöner, wohlhabender, klüger oder aufregender. Dafür klang bereits ihr Name wie die Verheißung der geballten ideellen Gesamtweiblichkeit.

Ich war eifersüchtig und hilflos, weil es einfach nichts zu reden, nichts zu kämpfen gab. Die Situation war klar. Zwei extrem verschiedene Frauen kloppen sich um denselben Mann. Und wenn der nicht weiß, welche er will, bleibt die Entscheidung an den Frauen hängen.

Das sagt sich leicht und ist so schwer. Fürs erste teilte ich ab sofort Beziehungen nicht mehr in gute und schlechte, sondern in »normale« und »unnormale« ein. Die »normalen« waren die Gleichaltrigen, die »unnormalen« waren ältere Männer mit jüngeren Frauen (wonach kein Hahn kräht) und eben immer häufiger, immer auffälliger: ältere Frauen und junge Männer.

Ich fühlte mich plötzlich geradezu umzingelt von solchen Paaren. Da saß ich nun mit meiner kleinbürgerlichen Erziehung, meinen Vorurteilen, meiner Angst vorm Altwerden und dachte: Da ist doch was faul, da stimmt was nicht, das ist ja unappetitlich, das kann doch nicht gehen.

Und was ich, aufmerksam geworden, um mich herum wahrnahm, hat meine Vorurteile nur verstärkt. Frauen zwischen 40 und 60 verhielten sich wie jungverliebte Teenager, probierten eine neue Frisur, machten Schlankheitskuren und Fitnesstraining, verbrachten halbe Tage damit, nach einem bestimmten Gewürz für eine bestimmte Sauce für das Abendessen mit ihm zu suchen - wobei nicht mal sicher war, ob er überhaupt kommen würde, hüteten seine Haustiere, während der Typ sich ein fröhliches Wochenende mit anderen machte, diskutierten kurz vor den Wechseljahren die Frage Kind oder Nicht-Kind mit einem Mann, der selber ihr Kind sein konnte, und und und.

Oder sie gerieten, wie Marion Schreiber-Kellermann in ihrem Buch »Zärtliche Partnerschaft - die Frau und der jüngere Mann«, in verzückte Schwärmereien: »Ist es für eine Frau nicht etwas Herrliches, einen so jungen Körper umfangen zu halten, glatte Haut zu spüren und kraftvolle Schenkel und Hände, die so viel Zärtlichkeiten haben, daß man vor Seligkeit weinen möchte? Es ist andererseits auch ganz sicher wunderschön, eine Frau zu lieben, die weiß, wie sie mit ihrem Körper antworten muß: eine Geliebte, die nicht minder zärtlich sein kann, und eine verständnisvolle Gefährtin, die nicht immer nur fordert, sondern genau erfühlt, wann der Mann an ihrer Seite einmal müde ist und wann er des Trostes bedarf.«

Die drei sexuellen Phasen des Mannes von heute: Nach der Anstrengung, ein Weiberheld zu sein, bemüht er sich wieder mehr um die unteren Plätze, und schließlich holt ihm seine ältere Freundin einen runter.

Für Frau Schreiber-Kellermann gibt es keine Probleme. Sie verweist auf prominente Beispiele wie George Sand, Madame de Stael, die Mätresse von und die Marquise soundso, schwärmt von Prominenten wie Lilli Palmer, Colette, Brigitte Mira und behauptet: »Sicher gäbe es weniger Schwierigkeiten zwischen den Geschlechtern, wenn jede Frau mindestens einmal in ihrem Leben einen jüngeren Mann geliebt hätte.«

Auf wen soll das zutreffen? Auf Brigitte Mira, den sich im wesentlichen selbst darstellenden Star des Faßbinder-Films »Angst essen Seele auf«? Thema: die ältere Putzfrau Emmi verliebt sich in den jungen Türken Ali und sorgt mütterlich für ihn. Er dankt ihr das im Bett, und als er dann fremdgeht, verzeiht sie ihm. Dieser Film wollte nicht, wie Frau Schreiber-Kellermann, Tabus gesellschaftsfähig machen, sondern die alltägliche Brutalität zeigen, mit der Nachbarn, Kinder und Kollegen reagieren, wenn ein Paar direkt vom »Ball der einsamen Herzen« zum Standesamt marschiert.

Wer hierherkommt, macht sich darüber jedenfalls keine Illusionen: Im »Ballhaus Barmbek«, direkt neben dem U-Bahnhof, umrahmt seit zig Jahren roter Plüsch 70 Tische. Vor den Fenstern hängen die Wolkenstores, und die Dekoration aus Luftballons und Papierschlangen bleibt wie sie ist - von Silvester zu Silvester. Zwischen viel Industrieblond sitzen Türken, Italiener, Jugoslawen, Griechen und ab und an ein Vertreter für ichweißnichtwas auf der Durchreise.

Ein junger Türke, der in jedem Chabrol-Film einen beziehungsgepeinigten Jung-Bourgeois spielen könnte, tanzt mit drei Frauen zugleich. Die vier sind die einzigen Tänzer des Abends. Eine Frau, vielleicht 40, vielleicht schon 55 Jahre, setzt sich allein an einen Tisch direkt neben der Tanzfläche, bestellt sich das Damengedeck für 25,- Mark, raucht 5 Zigaretten, Marke Ernte 23, und geht nach einer Stunde.

Mittwochs ist Saure-Gurken-Zeit. »Sie müssen freitags kommen«, sagt die Garderobenfrau. Das ist »Angst essen Seele auf«, täglich ab 20 Uhr. Die Hoffnungslosigkeit des 8-Stunden-Tages und die Einsamkeit der Zwei-Zimmer-Wohnung wenigstens für Stunden mit einem Mann, egal ob alt oder jung, teilen zu wollen. Da gibt es nun wirklich nichts zu glorifizieren. Frauen, die hierherkommen, geben keine verschämten Kontaktanzeigen auf und lügen sich nicht selber in die Tasche, was sie noch für tolle Möglichkeiten hätten. Ihre »Koketterie« erschöpft sich in blondierten Haaren und einer Rüschenbluse.

Die Verhältnisse sind klar, so klar wie bei den adligen Damen des ancien regime, die sich neben ihren Ehemännern offen ihre jugendlichen Liebhaber hielten. Und was ist heute los? Halten sich die Mittelstandsfrauen in der Lebensmitte, und um die geht es hier, junge Freunde?

»Du hast ja ne Macke.« »Du bist ja blind vor Betroffenheit und Eifersucht, weil dein Typ dir ne ältere Frau vorzieht.« Ich stand mit meinen Vorurteilen in einer ziemlich zugigen Ecke. Und was das schlimmste war, ich äußerte nur Frauenfeindliches. Auch wenn das in bestimmten Kreisen schon wieder in ist, das wollte ich mir nicht nachsagen lassen. Es muß doch auch positive Beispiele geben...

Die Schwierigkeiten begannen mit den Männern. Sie wollten durchaus beim Interview dabeisein. Schließlich hätte es auch was mit ihnen zu tun. Sorry, kam für mich nicht in die Tüte. Männer wollen ja überall dabeisein. Ich wollte wissen, was mit den Frauen los ist. Zum Beispiel mit Maria S., 57 Jahre alt, seit 8 Jahren mit einem jüngeren Mann befreundet.

Maria entschied gegen ihren Freund und redete mit mir. Über ihre frühere Ehe, 24 Jahre totale Harmonie, über ihre Trauer, als der 15 Jahre Ältere überraschend starb, über ihre Tochter und über ihre heutige Freundschaft zu dem Jüngeren:

»Ich habe damals alle Notbremsen gezogen und gedacht, um Gottes Willen, der Mann ist zwanzig Jahre jünger als ich, das kann nicht gutgehen. Ich hatte Angst vor jüngeren Frauen, Angst vor Eifersucht, Komplexe wegen meines 20 Jahre älteren Körpers und habe ein ganzes Jahr damit gewartet, mit ihm zu schlafen. Natürlich passierte es dann doch, in unserem ersten gemeinsamen Urlaub in Italien. Es war auch schön, schöner als mit allen anderen Männern, aber nicht so schön wie mit meinem ersten Mann.

Das reizvollste an dieser Beziehung ist für mich, daß wir so gute Gespräche haben. Wir haben es für uns auf die Formel gebracht: Er ist sehr viel gebildeter, ich weiß aber mehr vom Leben. Bis jetzt ist es gutgegangen, vielleicht auch, weil wir nicht zusammen wohnen und jeder für sich selber sorgt. Daß wir seit einiger Zeit nicht mehr miteinander schlafen, weil es mir keinen Spaß macht, hat er akzeptiert. Hin und wieder geht er zu anderer! Frauen, das hat für mich nichts Bedrohliches. Er sublimiert seine sexuellen Bedürfnisse, meiner Meinung nach, über seine Arbeit.

Ich war übrigens immer froh, daß ich nicht Hildegard Knef oder irgendeine Prominente bin, sondern eine Durchschnittsfrau. Sonst hätten die Leute vielleicht eher gesagt, daß er sich ja nur ein bequemes Leben macht. - Was bleibt, ist die Angst vor der Zukunft, die Angst, daß er vielleicht doch mal heiratet und Kinder möchte. Das ist der Preis dafür, daß ich älter bin und schon eine erfüllte Ehe hinter mir habe.«

Maria macht sich nichts vor, stylt sich nicht auf jugendlich, lebt mit ihrem Alter und ihrem jungen Freund, ruhig, würdevoll und offen. Sie ist die Ausnahme.

Das half mir nicht weiter. Mein Verdacht, daß Verhältnisse dieser Art Notbeziehungen und im Kern antiemanzipatorisch sind, daß nur die Männer davon profitieren, wurde durch dieses Beispiel nicht beseitigt.

Es war ein Mann, der mich zuerst auf den Gedanken brachte, daß das alles nichts mit neuem weiblichen Selbstbewußtsein, Liberalität und Weltoffenheit zu tun hätte, sondern ein statistisches Problem sei. Die Männer suchen sich nach wie vor jüngere Frauen, also entsteht ein eindeutiger Mangel auf der Angebotsseite.

Die Psychoanalytikerin Prof. Emma Moersch vom Sigmund-Freud-Institut sieht es ebenso: »Frauen werden im Durchschnitt älter als Männer, und die heute noch übliche männliche Orientierung an jüngere Frauen hat sich sogar noch vermehrt, weil sie breitere Schichten erfaßt hat. Das liegt an dem Zwang der unteren und mittleren Schichten, das Leben der oberen Zehntausend nachzuahmen. Also bleibt vielen Frauen gar keine Wahl, als sich jüngere Männer zu suchen. Den jüngeren Männern übrigens auch nicht.«

Das verschärft erheblich die Konkurrenzsituation unter Frauen. Mußte man sich früher nur mit Gleichaltrigen um die Männer schlagen, sind heute auch Mütter ernstzunehmende Gegnerinnen. Zu verdanken haben wir das der gesunden Ernährung, der Kosmetik- und Modeindustrie und sicher auch der Frauenbewegung. Frauen, wehrt euch, holt euch, na klar, auch junge Männer! Warum eigentlich nicht? Wenn's dem Wohlbefinden dient. Was schert uns das Geschwätz einer Geschlechtsgenossin? Das muß auch niemanden stören, aber ist der zu zahlende Preis nicht ein wenig hoch?

Dazu Emma Moersch: »Der Preis wird durchgängig verleugnet. Für die Illusion, nicht alt werden zu müssen, an dem noch unverbrauchten Leben des Mannes teilhaben zu können (wobei diese Verlängerung des Lebens eine größere Rolle spielt als die vielleicht das erste Mal befriedigende Sexualität mit einem jüngeren Partner), leben diese Frauen mit der ständigen

Angst vorm Verlassenwerden, und damit, für jüngere Frauen ein Objekt der Lächerlichkeit zu sein. Dem hat die Ältere nichts entgegenzusetzen, besonders, weil bestimmte biologische Grenzen nicht mehr rückgängig zu machen sind.«

Darüber können auch flott-formulierte Unbedenklichkeitserklärungen, wie die von Marion Schreiber-Kellermann in dem bereits erwähnten Buch, nicht hinwegtäuschen. Geistige Größe ist nun mal kein Ersatz für einen straffen Busen, und die angeratenen Yogaübungen und das tägliche Schwimmen können ein Erschlaffen der Muskulatur allenfalls verlangsamen.

Warum tun mir eigentlich die Frauen nicht leid, die sich im Innersten vielleicht nach Mandolinen und Mondschein sehnen, ihrem jungen Freund aber die Dreistigkeit, sie auf gepackten Koffern sitzengelassen zu haben, mit einem langfristigen Kredit belohnen? Warum prügel ich auf sie ein, statt auf die Männer? Geht es ihnen nicht ähnlich wie Prostituierten, die ständig mit der Illusion leben, bald aussteigen zu können?

Natürlich tun sie mir auch leid aber hauptsächlich machen sie mich wütend. Wütend, weil sie damit wieder in die alte Rolle der Weiblichkeit zurückfallen, wieder die Versorgende, die Duldende, die Leidende und die Bequeme sind. Dem alten Männertraum entsprechend Mutter und Hure zugleich sind. Und weil davon vor allem die Männer profitieren.

Wenns mit gleichaltrigen oder jüngeren Frauen zu anstrengend wird, weil die keinen Sohn, sondern einen Mann wollen, können sie beliebig ausweichen. Das gab's schon immer. Und das war schon immer ärgerlich. Doppelt ärgerlich wird es aber, wenn ältere Frauen ihre Beziehung zu jüngeren Männern vor sich und der Umwelt mit einigem Emanzipationsgeräusch als gleichberechtigt darstellen. Dabei ist das einzig Fortschrittliche an diesen Beziehungen die Sexualität. Hier geben die Frauen ihre frühere Passivität auf und nehmen sich, was sie brauchen. Ansonsten ist es nur die Fortsetzung der alten Anpassung. Früher an den - vielleicht - älteren Mann, heute an den jüngeren. Es ist der freiwillige Verzicht auf ein Stück erobertes Terrain an Selbständigkeit.

Haben wir uns dafür jahrelang abgerackert, uns mühsam von dem Ballast der Urweiblichkeit, nämlich der Mutterrolle, distanziert, daß die Männer heute zwar scharenweise mit uns diskutieren wollen, aber die Nägel bei Frauen in die Wand schlagen, die den Hammer bis ins hohe Alter hinein auf so wunderbar-hilflose Weise verkehrtrum halten?

»Du bist ja nur frustriert, heißt es immer, wenn man so etwas äußert. Das stimmt, zum Teil jedenfalls. Aber mehr bin ich enttäuscht, traurig und hilflos, wenn ich sehe, wie stark Frauen nach wie vor in ihrer Schwäche sind.

Und die Männer? »Es gibt für einen Mann in seiner ersten Liebe nichts Beglückenderes, als die letzte Liebe einer reifen Frau zu sein«, sagt Balzac. Das mag ja stimmen, aber was kommt dann als zweite, dritte, vierte Liebe? Emma Moersch: »Es wird zwar nicht darüber geredet, aber es gibt nun einmal für jeden Mann die absolute Fixierung an seine Mutter. Wenn sie es geschafft haben, sich von ihr abzuwenden, nennen sie eben ihre Frauen später wieder Mutti. jüngere Männer, jedenfalls der passiv-feminine Typ, haben eindeutig die Tendenz, sich an ältere, erfahrenere Frauen zu binden.«

Ich habe keine Lust, sie bei dieser ewigen Suche nach der verlorenen Mutter zu unterstützen. Ich möchte keinen meiner jeweiligen Lebensabschnitte verleugnen, ich habe entschieden etwas dagegen, daß Männer durch diesen Trend insgesamt begehrenswerter werden, und ich möchte erst recht nicht, daß mein Leben einmal die Vorlage für Dahdas 'Er war gerade 18 Jahr' abgibt.

Konkret-Sexualität 1983, S. 61

Ludwig Fels

Allerweltskerle

EUNUCHEN sind es, die meine Phantasie ankurbeln, Männer ohne Hoden, ohne Schwänze, Bettkrüppel: sie sprechen nicht orientalisch, haben keine schwarze Haut, sie reden beim Brunzen vom Ficken, und ferner als sie kann niemand den Frauen sein, die selbst dann, wenn sie besessen werden, einen schweißigen Augenblick lang, unerkannt bleiben. Betrunken und ohne Regung zählt der Eunuche nach, ob die Brüste der Frauen vollzählig vorhanden sind, so sehr steckt er in seinem Körper fest. Ich will ihm manchmal täuschend ähnlich sein, wenn mich jemand als Schwein tituliert oder Du Sau zu mir sagt. Es ist einfacher, sich nicht zu verlieben.

Wenn ich groß bin, erst groß bin

wähle ich eine Partei

die Arbeit macht und frei.

Sah einen, junger Vater, schob einen Kinderwagen vor sich her, führte den Leuten auf der Straße seinen neuerworbenen Stolz vor; er hatte den typischen Kordsamt-Saftgang drauf und nicht einmal mehr ein EI-Fatah-Tücherl tarnte die Kinderwagen-Garnitur. Ach, Scheiße, die Kinder lösen die Hunde in der Beliebtheit ab.

Die Idylle ist längst eine Droge. Kinder machen wir aus Altersgründen. Wir verbieten ihnen, nach Märchen zu fragen. Schaut so aus, als würds zum politischen T(r)ick, bei künftigen Protestaktionen Babies an die vorderste Front zu stellen, zappelnden Sandsäcken ähnlich, einem plärrenden, greinenden Verhau, hinter dem die Demonstranten ihre friedlichen Absichten kundtun, sich einreihen in einer familiär auftretenden Linie: die alternative Szene kreiert den Familien-Freak.

Ich verwichs meine Kinder lieber in alle, auch in meine Winde, als ihnen mit meinem Leben kommen zu müssen: Hört sich hart an, unmännlich, ist wunschgewordene Unglückslust. Ich bin nicht frevelhaft genug, ihnen den Dreck bieten zu mögen, an dem ich ersticke.

Ich bin ein bartes Kind im Mann

bloji merkts mir keiner so schnell an.

Männlich, so hat es sich rumgesprochen, ist man mit einem dreieckigen Arsch, den Rammuskeln wölben. Männlich ist Leder, ist eine Uniform gegen Soldaten, Polizisten. Männlich ist es - im Schweinetraum - sich die allergebrauchteste Unterhose über den Schädel zu ziehn und die obszönste Hammer-Ballade zu singen.

Und im Kopf ist es dann ziemlich ei ' nfach, sich den Kosenamen Herodes zu geben, wenn Väter Söhne hochstemmen, ganz so, als hätten sie eine biologische Krafttat vollbracht, indem sie - in verkleinertem Maßstab - ein ebenbürtiges Abbild ihrer Arschlöchrigkeit zeugten, manchmal auch nur die Fortsetzung ihres Austragspartners.

Ich möchte keine Frau sein. Weil ich die Männer kenne.

Im Sack da trag ich Wackersteine

den Schwanz, den füllt mir Eisenerz

und wenn ich rangeh ohne Herz

verfehl ich viel zu oft die Beine.

Ich bin ein Mann. Ich spreche vom Neandertaler-Urwald und vom Stellplatz in der Tiefgarage. Ich habe Parkplatzsorgen und Potenzprobleme. Ich bin im besten Alter, kaltgestellt, müdgemacht. Ich kenne Wirbelsäulenkrümmungen, Fettarschwellen, die Gnade der Verhüllung, kenne Friedensveteranen, die hinter Häkelgardinen ihren Taubenschlag mit Pornos ausstatten. Ich bin ein Mann im besten Mannesalter, erfolgreich, fix und fertig.

Jungsein hat den Vorteil, daß man nicht ins Leben paßt.

Ich bin ein Ding von sieben Stößen

besteh aus einem Au und einem Oh

in meinen Träumen mal ich Männermösen

und werd der Lüste nimmerfroh.

Die neue Zärtlichkeit, die Handkantenzärtlichkeit, die Fußtrittzärtlichkeit, wie sie angewendet wird unter Männern und gegen Frauen; die jungenhaften Mordspiele und der Altmännertod; das sich fast endlos dehnende Sterben im Berufskampf,

später dann das ungnädige Abkratzen: im Rentenparadies. Es ist nichts mehr zu retten von all den Kinderträumen.

Die erste Erektion war ein lästiges Gefühl. Und den Pollutionsschorf in der Unterhose schob man auf eine ungefährliche, schmerzlose Blasenkrankheit. Und der Geruch war aufregend, ekelhaft. Und ich las die verkehrten Bücher, in denen an manchen Stellen nur Küsse vorkamen und Ritte auf Pferden.

Irre ging ich durch die Tagesfluten

und die Nächte sah ich auch nur himmelsbrav

denn da soff ich bittren, sauren Schlaf

meine Träume flockten in den Kerzengluten.

Männlich wirkt es, wenn man Frauen vor Männern schützt. Ihr Dank hält vielleicht schadlos. Der erfahrene, geschulte Kavalier wagt die Bemerkung: Ver(k)ehrteste, es ist mir leider unmöglich geworden, noch länger auf Ihr Geschlechtsteil zu verzichten! Und der jugendliche Liebhaber sagt: Komm, tauschen wir die Säfte! Der Standesbeamte hat einen Nasenring und trotzdem gibt es einen Absturz in den Hausstand und notwendigerweise ein Versacken im eigenen Extrem.

Fäuste wollt ich kriegen, ach, und Balken biegen.

Und mein Leben rächen, Fleisch und Blut zerstechen.

Ach, es ging nicht, gleich zu siegen:

man muß zuerst die Angst um Kopf und Kragen lügen.

Am kühlsten fickt man im Suff, kann Sau und Engel sein, Namen vergessen, verwechseln, kann sich an sich selbst wie an etwas ganz und gar Unmögliches erinnern. Der Schwanz muß sein weich, rosig, dünn, so harmlos, einfältig, unzugänglich, unumgänglich, gewissermaßen emporschrumpfend in platonischer Phantasie; aber zitternd reckte er sich, wie eine fleischblaue stumpfe Antenne in ungeahnte Wonnevorstellungen, drängte hilflos nach Erfüllung, Entleerung.

Ist doch eine Last, das Ding, hängt entweder oder strammt, produziert Zuwendung, Fotzenfieber, Reden über Kinderkriegen. Wir können ja immer gute Freunde bleiben, sagte der Arsch zum Gesicht.

Matrosen, Legionäre, die zogen mir immer voraus.

Was ich auch schrie und sang

nie brach ich aus mir aus.

Ich blieb im Land Heimat machte mich alt.

Ich träumte von Nomadendamen, eine Jugend lang

und tatenlos ist meine Brunst verhallt.

Allerweltskerl, Draufgänger, Dranglauber, was noch, war ich nicht, log im Traum, ein richtiger Weiberheld könne es sich leisten, auf den Verkehr zu verzichten, höchstens mal so zwischendurch eine Nummer auf Almosen nebenbei, ohne Opi zu stören. Angst habe ich gehabt, nicht nur eine, aber die ganz große war die, daß es aus irgendeinem biologischen Grund keinen zu mir gehörenden, mir zugefügten Körper geben könne.

Wünsche: einmal Hase sein, mal Hahn

im Korb mit scharfen Weibern

um den Verstand gebracht im Wonnewahn beglückt von vollmondrunden Leibern.

Ich habe ein Mann werden müssen, habe versuchen müssen, ein Mann zu werden. Und da hilft kein verficktes Geschnaube dagegen an!

Und wenn du groß bist, wirst du heiraten, nicht wahr, sagte mir jeder, von dem ich es nicht hören wollte, heiraten, irgendeine ordentliche anständige Frau, die dir das Saufen abgewöhnt und dich jeden Tag in die Arbeit schickt, dann wirst schon merken, woraufs ankommt im Leben, du, wie du ausschaust, mag dich doch keine Gescheite...

Wir Kinder wurzeln fest im Menschen

Schutt

wir wachsen schnell und blühn uns bald kaputt.

Wir fallen um, wie tote Scheiße, übers Knie

gebrochen

und spritzen uns das wilde Glück und fühlen uns abgestochen.

Ein jemand, der so tut, als sei er ein Mann, sowas wirst du beim Gewaltmarsch durch die Kneipen, im Puff, nach jedem Glas zuviel und dem anschließenden Gang durch die Bahnhofshalle, wo dann gebräunte Schönheiten plötzlich statt einer Rose ein Boeingmodell, aus Plastik gesägt, im Haar stecken haben. Die fernsten Frauen waren die Schönsten, im nächsten Dorf wohnten schon Nubierinnen, Balinesinnen oder ein weithergereister Besuch aus München, der ohne zu stammeln Disco sagen konnte.

Einmal hörst du zu bei dem ganzen Quatsch vom Lebeneinrichten und so und reife Leistungen bringen und ähnlichem Scheißdreck - und schon brauchst du sehr viel, wenn nicht gar alles Glück, um dich aus der schattenhaftesten Ecke kratzen zu können, in die du wie mit dem Hammer gepflanzt worden bist. Was unterm Pflaster, hinterm Beton steckt? Fragst du das, oder willst du es wissen? Die Schreie der Leichen, natürlich. Die ins Verwelken eingebunkerten Schreie.

Morgen fällt die Bombe, gestern war Krieg.

Kinder spielen Soldaten. Männer proben den Sieg.

Ich spiele den Erwachsenen, geh zu: nicht ganz lebensecht. Aber wenn ich das Maul halt, könnt man mich für einen halten. Zurückdenkend empfinde ich: die tiefgehendste Rolle meines Lebens war damals, als ich mich, um Vergleiche herzustellen, mit dem Paarungsverhalten der Eber beschäftigte, die, unterstützt von meinen Vorstellungen, Liebesmulden in den sumpfigen Waldboden schürften, indem sie sich um die eigene Achse wälzten. Wenn ich im Geist widerstrebend eine Frau vergewaltigte, gab ich mir immer einen andern Namen, dachte an Wikinger, Hunnen, tat es nicht. Blies den Vater im Traum. Fraß meine Windeln auf

Konkret-Sexualität 1983, S. 64

Rita Breit

Die kleine Landsknechtsschaft

Drei Tage packt den Landsknecht die kleine Zärtlichkeit. Länger hat sie in ihm keinen Platz. Dann nimmt die Grobheit wieder überhand, von einem Moment auf den anderen, stemmt sich nach oben, für lange, sie hat ja nur gewartet - bis sich die kleine Zärtlichkeit wieder einmal drei Tage erbetteln kann.

Wenn sie länger hielte, die Kleine, wenn sie nie wieder ihren Platz räumen müßte, wenn sie Kraft hätte, soviel Kraft wie die Bosheit - wie sähe dann eine Welt aus!

Wie es vom Frühling hell wurde, die Sonne mit dem Morgenkreischen der Vögel in den Marketenderkarren drang, wachte die Frau auf, riß die Tücher vom Wagen weg, ließ beides zu sich herein.

Der Mann brüllte, als ihm Lärm entgegenschlug, die Sonne ihn stach. Nachts hatte sich die Frau an seinen Leib gedrängt. jetzt gab sie ihn preis.

Da war es wieder: ein böses Gesicht der Armut, des Hinterrückskampfes, der böse Geruch des Hungerns des reifenden hilflosen Hassens, das Ducken, das kurz vorm Mordenwollen kommt. Wie ganz zu Anfang ihrer vermaledeiten Begegnung, als die Frau sich aus Angst auf den Mann eingelassen hatte, dann von einem Moment auf den nächsten nicht mehr losgekommen war. Von ihm nicht und von der Angst nicht. Das kam jetzt alles wieder hoch, als sie ihn ansah, wie er brüllte und um sich schlug. Und die Gefühle von Sicherheit und Geborgenheit, mit der Sonne hereingekommen, machten sich wieder davon.

Die Frau atmete bei der Erinnerung, wie sie sich in diesen dicken, haarigen Kerl vergafft hatte:wie in ein Kind einen Bruder Großvater, wie in den Vertrauten den Rächer ihrer ganzen Zeit.

Ihr wurde übel und sie hatte wieder Mühe, rechtzeitig vom Karren und mit ihrem gebückten hastigen Rennen wenigstens bis zum Waldrand zu kommen.

Sie hatte den Mann schon verloren. War denn nicht die Bäurin aufgetreten mit unförmigem Hintern, Stallgeruch und der seufzenden Alten im Schlepptau, war die denn nicht seit Tagen am Morgen und am Abend um den Wagen herumgeschlichen, hatte ihren Hintern an dem Mann vorbeigetragen, der am Karrenende saß und Holzsachen schnitzte und mürrisch auf den eifrigen Gruß der beiden Weiber reagierte?

Seit der Körper der Frau eine Schwere angenommen hatte, mit der sie nicht zurechtkam, hatte sie nichts sehen und hören wollen, seit jeder feste Schritt sie würgte, hatte sie nicht mehr mitansehen können, wie der Mann beim hundertsten Vorbeistreifen der Weiber den Kopf nicht mehr wegbog. Sie hatte vergessen wollen, wie der Mann lachte, wenn die beiden vom Knecht erzählten, der sein Geld im Stall nicht wert sei, aber auf das Bett der Bäurin spekuliere. Und sie hatte sich selbst doch nicht glauben wollen, wenn sie sah, wie der Mann dem dicken Stallweib verstohlen hinterherglotzte.

Die Frau versuchte im Gehen, sich endlich ein Bild von dem Mann zu machen. Aus dem, was er erzählte, wenn sie seinetwegen in manchen Dörfern nicht anhalten durften, obwohl sie reich aussahen: in ihrem Umkreis lebte seine Frau mit den Kindern. Und aus dem, was sie sah, seit sie ihm zur Marketenderin geworden war, seit sie ihr Gerät auf seinen Karren geworfen hatte und er ihr Grobheit und Zärtlichkeit nach seiner Elle zumaß. Sie versuchte, sich sein Gesicht vorzustellen, wenn der Karren wieder leichter geworden wäre, weil sie sich entschieden hätte, in irgendeinem der Dörfer zu bleiben und ihr Mitleid mit dem Kerl aufzugeben zugunsten ihres schwergewordenen Leibes, ihres Alters, das Pflege brauchte und Ruhe und die Regelmäßigkeit, mit der am Morgen schon die Tage einander gleichen. Jeden Morgen.

Aber das Ende muß anders aussehen. Der Mann würde ihrer beider Lachen verkaufen. Die Tollpatschigkeit der beiden Weiber annehmen. Hinter der Vettel und ihrer Trampeltochter dreingehen. Das Maul halten. Auf das Bett der Bäurin spekulieren. Den Knecht machen. Ein Hundsfott.

Die Frau hielt sich an einem Baumstamm fest. Sie wollte nicht umfallen. Sie sah vor sich, wie der Mann bei den beiden Weibern hockte und lachte und lachte und lachte. Es kränkte sie zu Tode. Sie wankte zum Karren zurück und schrie den Mann, der aufgewacht war und doch vor ihr die Augen niederschlug, an: Geh doch verdammt nochmal. Sie warten schon.

Niemand wartet, sagte der Mann. Du wirst immer verrückter, je älter du wirst. Komm rein, wir müssen heute weiter.

Und die Alte? schrie sie. Und die Fette? Die dich im Bett haben will und im Stall!

Treib mich nicht hin, sagte der Mann, du hast soviel Gift in dir, daß man den Arsch vor Angst zukneifen könnte.

Wenn du gehen willst, dann geh lieber heute als morgen, schrie sie.

Ich hab das Dorfleben schon durchgemacht, sagte der Mann ruhig. Es schmeckt mir nicht. Hör auf mit deinem Gekeife.

Sie hockte sich auf den Wagen und sah unsicher zu ihm hin. Wenn sie nicht gleich aufbrachen, würde er zu der Kuhmagd gehen. Wenn sie gleich aufbrachen, kam es irgendwann später. Irgendwann würde er in einem der Dörfer bleiben wollen und ihr hinterherschreien, sie solle sich endlich packen und ihn nicht weiter verhexen. Wenn er gleich ginge, wäre sie zornig genug, sich den Wagen nicht nehmen zu lassen und rtichfs von den Sachen.

Solange er die Augen vor ihr niederschlug. Wenn er gleich ginge, hätte sie noch den Sommer vor sich, in dem sichs leichter alleine lebt. Sie könnte sich die Sonne ins Gesicht scheinen lassen und die Wärme seines Körpers, sein Lachen und sein Schrein langsam aus sich nehmen.

Sie träumte. Das Land mit Eulen und Riesen. Der König mit seiner Geliebten aus der Mauer. Die Frau in Lumpen, die schön war wie die Sonne, wenn sie die Augen auftat.

Setz dich anständig hin, sonst fällst du runter, wenn ich anfahr, sagte der Mann.

Überlegs dir noch, sagte sie.

Es gibt nichts zu überlegen, sagte der Mann. Es sieht schon nach Sommer aus. Im Sommer ist es im Hochland erträglich.

Konkret-Sexualität 1983, S. 65

Volkmar Sigusch

Über den Versuch, das Sexuelle zu definieren

Seit nur noch zählt, was Fakt ist, geht an Lexika kein Weg mehr vorbei. Volkmar Sigusch über den Versuch, mit der Unzulänglichkeit von Definitionen zu leben

Ich bin an das Regal getreten, in dem sie stehen, und wußte schon: Helmut Kentlers *Taschenlexikon Sexualität1* stellt alle Wörterbücher und Lexika, die nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen sind, ruhig, ja souverän in den Schatten. Einige der Vorläufer sind jetzt Makulatur, einige endgültig als pornografische Zettelkastenschmierereien derangiert, andere als Geschwätz entlarvt. Auch das von Hans Giese 1952 herausgegebene *Wörterbuch der Sexualwissenschaft2* ist jetzt überholt. Es war ohnehin mißlungen, weil Giese alles andere als ein Rationalist und Volksaufklärer war, weil er sich dieser Aufgabe halbherzig stellte: »Wir sind«, lautet der erste Satz seines Nachschlagebuches, »keine Anhänger der These, daß die Öffentlichkeit über sexuelle Dinge notwendig aufgeklärt werden müsse, sind vielmehr der Ansicht, daß sich Sexualität wesensgemäß zwischen zwei Menschen abspielen und diesen Rahmen nicht ohne weiteres überschreiten soll.«

Geblieben ist nur noch das enzyklopädische *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft3,* welches Max Marcuse in den 20er Jahren herausgegeben hat. An ihm haben Gelehrte wie Sigmund Freud, Wolfgang Mittermaier, Ferdinand v. Reitzenstein, Alfred Vierkandt und Leopold v. Wiese mitgearbeitet, von ihm zehrt auch Kentler, es bleibt von Belang.

Ziemlich unerfreulich sind spätestens jetzt der Borneman4, der Dietz-Hesse5, der Bastin6 und wie sie alle heißen. Schlagen wir beispielsweise den Buchstaben M auf. Bei Kentler liest er sich sexualwissenschaftlich so: Matriarchat, Menstruation, Minderheiten, Mißhandlung, Monogamie, Moral, Mutterschutz, Mythos usw. In Ernest Bornemans *Lexikon der Liebe* (welch ein Titel!) wird er dagegen so gefüllt: Machlänomanie, Madelonettes, Mädchenstecher, Magdalenenhäuser, Mère sotte, Mixakusis, Mixoscopia, Muliebriores usw. Wer will das wissen, wer soll das wissen, wer muß das wissen? Selbst ich, ein Archivar der Sexualwissenschaft und anfällig fürs Seltsame, kann leichten Herzens auf Bornemans Zettelkasten verzichten. Schlimmer noch, weil unbedarfter und unbelesener, geht es im DDR-*Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete* von Karl Dietz und Peter G. Hesse zu. Dort steht unter M: Macginty-Test, Mäeutik, Makrophallie, Marderbeindl, Metakentrin, Metromanie, Misopädie, Monomerie usw..

Schaute ich in die Nachkriegslexika des Sexuellen hinein, zogen sich mir immer Gehirn und Gedärm zusammen. Der Kentler dagegen ist bekömmlich, er hat meine prinzipielle allergische Reaktion auf solche Unternehmungen gemildert. Hier wird kein totgeborenes Raritätenkabinett eröffnet und mit belanglosem Petitessenwissen angegeben, hier ist klar und bedeutsam gegliedert, wird ungespreizt geschrieben und als Anhang eine kenntnisreiche Bibliografie zum Thema präsentiert. Kentler hat nicht, wie üblich, von anderen geklaut; er macht sich seine eigenen Gedanken, spricht aus eigener Erfahrung als Psychologe, Pädagoge, Sexualforscher. Viele Darstellungen sind ebenso schlicht wie bestechend, ob es nun um *Liebe, Inzest, Sprache* oder *Obszönität* geht. Psychiatrische Gerichtsgutachter, die zwar eine süchtig-perverse Entwicklung im Sinne von v. Gebsattel und Giese zu diagnostizieren wagen, die entsprechenden Leitsymptome aber höchstens dunkel erinnern, können sie jetzt im Kentler nachlesen und für ihre schriftliche Einlassungen abschreiben. Damit ist ein Problem aller Lexika benannt: je mundgerechter ein Thema aufbereitet ist, desto leichter kann es verwertet werden. Läßt sich etwas einfach abschreiben, braucht man vom Problem nichts verstanden zu haben. Wir selber besitzen in dieser Hinsicht reichlich schmerzliche Erfahrungen. Einige unserer offenbar allzu systematischen klinischen Überlegungen hat nun der Arzt wie eine Rezeptverordnung an seine Patienten weitergereicht.

Manchmal ist Kentler einfach entwaffnend. So eröffnet er das Stichwort *Päderastie* mit der »Definition«: »das Gernhaben von Jungen«. Manchmal ist es zu schön, um wahr zu sein. Beispielsweise, wenn er in dem Stichwort *Sexualwissenschaft* schreibt, Giese habe »eine wertfreie Analyse sexueller Abweichungen eingeleitet« - als ob Gieses Bewährungspunkt nicht die sogenannte Wir-Bildung gewesen wäre (wer sie schaffte, trat aus dem Kreis der Perversen heraus), als ob er nicht ein Fehlstehen *in* über ein Fehlstehen *gegen die Ordnung* gesetzt hätte. Manchmal geht es unscharf zu, wo eine klare Aussage möglich wäre oder vonnöten: Das Transsexuellengesetz regelt nicht die ärztliche Behandlung. Der Begriff der repressiven Entsublimierung stammt nicht von Reimut Reiche, sondern von Herbert Marcuse. Wer ein derartiges Buch kauft, hat ein Recht zu erfahren, wie die Phimose behandelt wird. Und Ängste sollten auf keinen Fall geschürt werden: »Unbehandelt führt die Vorhautverengung zu ernsthaften Erkrankungen (z. B. Nierenschäden)«. Diese Aussage ist extremer, als wenn es unter dem Stichwort Zu*kunft* hieße: Im nächsten Jahr wird jeder zweite Mensch auf der Straße totgefahren. Ich sage das, weil Kentler erklärtermaßen Ängste mildern will, weil es doch nur drei Gründe gibt, in einem Lexikon zu lesen: 1. Man hat ein persönliches Problem (siehe Phimose). 2. Man will einen Terminus erklärt finden (siehe repressive Entsublimierung). 3. Man sucht über Stichworterläuterungen und Literaturangaben einen ersten Zugang zu einer Frage.

Für die nächste Ausgabe werden Kentler und seine Mitarbeiter gewiß solche Unschärfen aufs Korn nehmen. Vielleicht sollten sie auch eine falsche Schärfe bekämpfen, die mich als einziges wirklich geärgert hat. Ich meine eine gelegentlich durchkommende Abhängigkeit von der rationalistisch-behavioristischen, namentlich US-amerikanischen Sexualforschung.

A rousal und *arousability* brauchen wir weiß Gott nicht als »Fachausdrücke« für Erregung und Erregbarkeit. Wohin die Annahme eines Sexualverhaltenszentrums geführt hat, bringt uns nach wie vor aufs blutigste die sogenannte Psychochirurgie vor Augen. Und den »jüngsten Fortschritt in der Sexualforschung brachten die amerikanischen Wissenschaftler William H. Masters und Virginia E.Johnson« bei aller Liebe wirklich nicht. Ich bin nicht verwundert, daß die westdeutsche Sexualforschung »mit international anerkannten Ergebnissen« aufwartet. Viele europäische Arbeiten der letzten Jahre sind gedanklich sehr viel spektakulärer als die von Masters und Johnson. Kentler weiß das alles und bezeugt es selber durch seine Bücher, macht sich aber nicht ganz frei von dem Gejubele der Illustrierten. Natürlich lassen sich Masters und Johnson in *Spiegel* und lui besser verwerten als Günther Anders, Cornelius Castoriadis oder Michel Foucault.

Jedes Lexikon der Sexualität hat ein Bild vom Menschen, eingestanden oder nicht. Ist es in Georges Bastins *Wörterbuch der Sexualpsychologie* ein unerschütterlicher Naturalismus - bei ihm hat die Frau einen gottgewollten »Muttertrieb«, regiert in Kentlers Lexikon eine unerschütterliche Menschlichkeit. Wir haben, schreibt er, »das Sexualleben jedes Menschen zu achten(mag es einem noch so seltsam und fremd vorkommen), denn in ihm äußert sich nicht nur heimliche Sehnsucht nach Verstandenwerden und Glück, sondern es ist auch eine ganz persönliche Lebensleistung, die von der Hoffnung auf ein erfülltes Leben bestimmt ist.« Voller Hoffnung ist der Verfasser selber. Schon im Vorwort heißt es: »Arbeitslosigkeit, wirtschaftlicher Rückgang, fehlende Zukunftsaussichten, Umweltverschmutzung, Kriegsdrohungen machen allen zu schaffen. Und doch geht die sexuelle Emanzipation, die vor ungefähr 25 Jahren begann, weiter - lautloser, weniger aufsehenerregend als früher, dafür aber wirkungsvoller.« Ich teile diesen Optimismus nicht. Sympathisch aber ist mir das Kentlersche Anliegen: »Für Angehörige sexueller Minderheiten soll mehr Toleranz entstehen, die aus genauer Kenntnis und tieferem Verstehen kommt.« Bei den Entrechteten, Erniedrigten und Verfolgten setzt Kentler an, nicht bei den »Normalen«, nicht bei der »Psychologie des Paares, das sich auf einer Bank im Park umarmt, das seine Ehe vorbereitet oder im Kreise seiner Kinder älter wird«, wie Bastin in seiner Einleitung bekennt. *Rosa Listen, Chauvis* oder *Cock-Ringe,* die es bei Kentler selbstverständlich gibt, trieben Bastin die Röte der Scham, der Wut ins Gesicht.

Bleibt die Schwierigkeit, vielleicht Unmöglichkeit, überhaupt Sexuelles lexikalisch abhandeln zu können. wer es tut, muß das definieren, was undefinierbar ist, muß Einheit schaffen, wo Widersprüche herrschen, muß auf unsere Rationalität zielen, was dagegen opponiert. Er handelt von den -täten, -keiten, -lungen, also von den historisch gewordenen und gesellschaftlich fabrizierten Sexualformen, die wir als verdinglichte seit zwei Jahrhunderten Sexualität nennen. Dieser Versachlichung muß er beim Definieren mehr Tribut zahlen, als wenn er einen Essay schreibt, in dem das Disparate, in dem die Anarchie des Triebes und der Lust als die andere Seite - ich spreche dann im Gegensatz zur Sexualität immer vom Sexuellen - nicht ganz und gar dem Formelwissen geopfert wird. Schließlich sind Liebe, Trieb, Lust, Perversion nur zu denken, zu begreifen durch den Einschluß dessen, was sie ausschließen.

Jeder Ausdruck, schon gar jeder Fachausdruck, der mehr ist als ein Zeichen, ein blanker Neologismus, bündelt in sich einen oft von weit herkommenden Gedankenstrang, friert das Leben ein, aus dem die Vorstellungen kamen. Dieses Leben muß in einem guten Lexikon wieder erweckt werden, indem die verschiedenen Bedeutungen expliziert werden, indem auf die historische Genese eines Begriffs verwiesen wird. Es ist überaus bezeichnend und keineswegs kurios, daß der Ausdruck »sexuell« zunächst auf die Welt der Pflanzen beschränkt war. Etwas davon hängt ihm und dem, was er zu umgreifen sucht, heute noch an. Werden Ausdrücke über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende festgehalten, dürfen wir vermuten, daß das Problem, welches sie meinen, geblieben ist. Die unterschiedlichen Bedeutungen sagen uns, welche historische Lösung versucht worden ist. Platons Begriff der Liebe meint die Liebe zu der an-sich-seienden Idee. Uns ist dieser Begriff fremd und problematisch, weil uns Ideen fremd sind und jedes An-sich problematisch. Und doch lebt in unserer »Definition« von Liebe diese platonische Anschauung fort, wenngleich weniger als Gedanke denn als Gefühl.

Als ich vor kurzem einen Vortrag über den Begriff des Triebes hielt, wurde ich in der anschließenden Diskussion von Günter Amendt gefragt, wie ich denn nun Trieb »definiere«. Ich war verblüfft. Wie kam er, ausgerechnet er, nach einer 50minütigen Exposition dazu, mich nach einer dreisätzigen Definition zu fragen? Hatten wir nicht bei Adorno gelernt, daß die Geschichte der neueren Philosophie auch eine Geschichte der Kritik des definitorischen Verfahrens ist?

Hatte uns Adorno nicht eingeschärft, daß die Forderung nach Definitionen vorkritisch ist? In der transzendentalen Methodenlehre Kants heißt es: »Definieren soll, wie es der Ausdruck selbst gibt, eigentlich nur so viel bedeuten, als den ausführlichen Begriff eines Dinges innerhalb seiner Grenzen ursprünglich darstellen.«7 Ausführlich – das hatte ich versucht - und nicht mit einem Satz: dadada, dadada, peng, peng. Wird expliziert, wird Festes, Eindeutiges, Gebrauchsfertiges immer auch ins Gegenteil verkehrt. Nach Kant, dem Großmeister der Definition, kann weder ein empirischer, also ein Erfahrungsbegriff, noch ein a priori gegebener Begriff definiert werden. Übrig bleiben »keine anderen als willkürlich gedachte«. An diesen kann »das Kunststück«8 versucht werden. Kant dachte dabei an die Mathematik. Mit dieser hat der Trieb gar nichts und sehr viel zu tun - er ist ihr Gegenbild. »Das Grundvorurteil«, sagt Nietzsche, »ist aber: dass die Ordnung, Uebersichtlichkeit, das Systematische dem wahren Sein der Dinge anhaften müsse, umgekehrt die Unordnung, das Chaotische, Unberechenbare nur in einer falschen oder unvollständig erkannten Welt zum Vorschein komme, - kurz ein Irrthum sei -: - was ein moralisches Vorurtheil ist, entnommen aus der Thatsache, dass der wahrhaftige, zutrauenswürdige Mensch ein Mann der Ordnung, der Maximen, und im Ganzen etwas Berechenbares und Pedantisches zu

sein pflegt. Nun ist es aber ganz unbeweisbar, dass das An-sich der Dinge nach diesem Recepte eines Muster-Beamten sich verhält.«9

Wer noch dort nach Definitionen verlangt, wo die Sache selber in einzigartiger Weise sich dem Gerinnen widersetzt, sollte sich zunächst fragen, ob nicht sein Verlangen aus dem neuzeitlichen Prozeß der Verdinglichung kommt. Bei den frühen Denkern gab es keine begriffliche Verfestigung, weshalb unsere Definition des platonischen Liebesbegriffs immer an dessen Wirklichkeit vorbeigehen muß, auf unsere gezogen ist. Welchen Anstrengungen hat sich Hegel unterzogen, um das Feste wieder flüssig zu machen, und welchen Widersprüchen. Bei ihm kommt die Zwiespältigkeit der neueren Philosophie gegenüber der Definition als Dialektik zu ihrem Höhepunkt.

Lexikon der Liebel des Sexuellen, selbst der Sexualität - das ist, Gott sei Dank, ein Widerspruch in sich. Mit dem lebt aber die Sexualwissenschaft selber von Anfang an. Seit das Faktische unser Leben beherrscht, gibt es dieses verdinglichte und verdinglichende Unding Sexualwissenschaft. Wie die Dinge liegen, wird dem Sexualforscher am meisten geglaubt, dem es am effektivsten gelingt, seinen widerborstigen Gegenstand wissenschaftlich zu zähmen, zu messen und zu replizieren, der das Triebhafte der Rationalität opfert. Die DDR-Wissenschaftler Dietz und Hesse nehmen kein Blatt vor den Mund10: Auf den Begriff des Triebes könne »in der Wissenschaft verzichtet werden«, da er »verschwommen« (chaotisch!) und »hypothetisch« (unbewiesen!) sei, da er »erkenntnistheoretisch« (was für ein Quatsch!) nichts erkläre. Als Methoden der Sexualwissenschaft werden folglich »das Sammeln von Material«, »das Vergleichen (Statistiken des Verhaltens, Analysen)« genannt. Es lebe der RALPH-Report. »Das Maß liefert der Durchschnitt.« Es lebe das dumpf grollende gesunde Volksempfinden und der Coitus anglogermanicus simplex. Coitus meint Geschlechtsvollzug, und simplex heißt einfach. Einfach ist auch der »Grundsatz der Sexualwissenschaft«. Er lautet: »wissenschaftliche Nüchternheit, Unvoreingenommenheit und Sauberkeit.« Wieder einmal sitzen die amtierenden Dienstmänner der Sexualideologie Deutschdeutschlands in einem Boot. Die einen berufen sich auf die gottgewollte Ordnung, die anderen auf die realsozialistische. Im »Ziel« sind sie vereint: »optimale Sexualfunktion mit einer dauernden Beschränkung auf einen bestimmten Partner«. Ebenso beschränkt ist übrigens das dreibändige DDR-Handbuch »Sexuologie«11, als dessen Hauptherausgeber Hesse fungiert.

Seit nur noch zählt, was Fakt ist, geht an den Lexika und Wörterbüchern der Sexualität kein Weg mehr vorbei. Das Zählen und Auflisten und Definieren verstümmelt unser Leben, stellt es so unvollkommen dar, wie es tatsächlich ist. Wahr ist aber auch, daß jedenfalls heute ohne feste Termini gar nicht konsequent gedacht werden kann. Es macht allerdings einen Unterschied, ob die Termini wie Atome anfänglich gesetzt oder in einem Zusammenhang reflektierend entfaltet werden.

Einer, der ein Lexikon verfaßt, hat es wirklich nicht leicht. Er muß beamtisch sein. Kentler ist das auf eine höchst unpedantische Weise. Viele seiner Termini bleiben unabgeschlossen, manche werden flüssig gemacht: »Was wir heute unter Liebe verstehen, hätte in Griechenland etwa bis zur Zeit des Sokrates als Wahnsinn gegolten.« Wo es um den Kampf gegen Vorurteile und Ressentiments geht, wird er wohltuend dogmatisch: »Inzest zerstört also nicht die Familie, sondern ist die Folge von Familienstörungen.« Was will man mehr?

Noch nie habe ich ein Lexikon der Sexualität gesehen, in dem so viel Zutreffendes steht, in dem mit so viel menschlicher Wärme »definiert« wird.

---

1 Kentler, H.: Taschenlexikon Sexualität. Düsseldorf 1982

2 Giese, H. (Hrsg.): Wörterbuch der Sexualwissenschaft. Bonn 1952

3 Marcuse, M. (Hrsg.): Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Bonn 1924

4 Borneman, E.: Lexikon der Liebe. 2 Bde. München 1968

5 Dietz, K. und Peter G. Hesse: Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete. Rudolfstadt 1964

6 Bastin, G.: Wörterbuch der Sexualpsychologie. Freiburg i. Br. 1972

7 Kant, L: Kritik der reinen Vernunft, hrsg. von R. Schmidt. Hamburg 1965, hier S. 668

8 Ebd., S. 669 f.

9 Nietzsche, F.: Gesammelte Werke, Bd. XVI. München 1923 hier S. 53 f.

10 Dietz/Hesse, a.a.O., S. 119, 267

11 Hesse,P.G., H.Grimm, G.Harig, F.K.Kaul, A.-G.Kuckhoff und G. Tembrock (Hrsg.): Sexuologie. Geschlecht, Mensch, Gesellschaft. Leipzig 1974 (Bd. 1), 1976 (Bd. 11), 1978 (Bd. III)

Konkret-Sexualität 1983, S. 68

Ria Endres

Das Werktum des Mordens

Ria Endres über Theodor Lessing, dessen Chronik vom Haarmann-Prozeß zur Anklageschrift wurde

Wen die Legenden nicht lieben, den vergessen sie. Die Lieblinge der Legenden sind selten mehr als gut und böse, und zweifellos gibt es mehr Liebhaber von Legenden als Legendenlieblinge. Selten treffen ein Legendenliebling und ein Vergessener zusammen, aber es ist nie zufällig, wer von beiden in unserem Legendengedächtnis übrigbleibt.

Den »Massenmörder«, »Knabenmörder«, »Lustmörder« Fritz Haarmann ziert vor allem das gruselig-gemütliche Lied vom »Hackebeilchen«. Im Jahr 1924 kreuzt seinen Weg als Gerichtsreporter der Psychologieprofessor Dr. med. und phil. Theodor Lessing. 1925 hat er sein Buch »Haarmann, Die Geschichte eines Wehrwolfs« im Berliner Verlag »Die Schmiede« vorgelegt. Im Vorwort des Buches weist Lessing darauf hin, daß er »Chronist« eines merkwürdigen Stückes »Kulturgeschichte« geworden sei, denn er hat als Schriftsteller den Haarmann-Prozeß beobachtet und für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften darüber berichtet, bis er am elften Tag des Prozesses vom Gericht ausgeschlossen wurde. Die Hintergründe dieses Ausschlusses und der damit verbundenen Hetze gegen Lessing gehen aus seinem Buch mit beklemmender Deutlichkeit hervor. Es war nicht der erste und nicht der letzte Skandal in seinem Leben.

Theodor Lessing wurde 1872 in Hannover als Sohn einer jüdischen Arztfamilie geboren. Sein Erinnerungsbuch »Einmal und nie wieder« gibt detaillierten Aufschluß über seine Erziehung in einem Bürgerhaus der Kaiserzeit. Nach dem Abitur beginnt Lessing in München sein Medizinstudium, interessiert sich aber auch für Philosophie, Geschichte, Dichtung und Psychologie. Er setzt sich intensiv mit den bedeutenden Denkern seiner Zeit auseinander, und der größte Teil seines Werkes ist ohne Schopenhauer und Nietzsche gar nicht vorstellbar.

Lessing wird von der »akademischen Welt« als Außenseiter beschmunzelt. Sein Engagement für soziale Arbeit blieb vor den Türen der Akademiker, seine Artikel über friedliche Völkerverständigung machten ihn bei den Rechten unbeliebt, und sein Eintreten für die Gleichberechtigung der Frau sah für viele so aus, als würde er sich den »Weibern« andienen. Seine Theaterkritiken waren umstritten, und als er sich 1907 in Hannover habilitierte, bekam er keine ordentliche Professur, sondern blieb Privatdozent. Er war gezwungen, sich in Nebenbeschäftigungen sein Geld zu verdienen. Als sein Hauptwerk ist das 1916 erschienene Buch »Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen« zu betrachten. (Der Verlag Matthes + Seitz plant die Wiederherausgabe dieses Buches noch in diesem Jahr; weitere Werke von Th. Lessing sollen folgen.) Mit diesem Werk steht er in völligem Gegensatz zum Fortschrittsglauben der damaligen Zeit. Er zeigt darin, daß Geschichte nie unparteiisch sein kann, daß die Geschichtswissenschaft im nachhinein Erfolge und Mißerfolge verteilt, Verbrechen rechtfertigt und Gesetzmäßigkeiten konstruiert.

Im gleichen Jahr verfaßte er eine Stellungnahme gegen den Krieg, niemand wollte sie wahrnehmen im Kriegslärm. Lessing ist enttäuscht von der Kurzsichtigkeit des Bürgertums, von der sozialistischen Internationale und von den Juden, die sich oftmals als besonders eifrige Deutsche gebärdeten.

1895 hat Lessing für Oskar Panizza Partei ergriffen, der wegen seines Stücks »Das Liebeskonzil« vor Gericht stand. Er schreibt ein Pamphlet mit dem Titel: »Der Fall Panizza, eine kritische Betrachtung über Gotteslästerung und künstlerische Dinge vor Schwurgerichten«. Die Quintessenz: Fragen der Kunst gehören nicht vor bürgerliche Gerichte! 19 10 verwickelte sich Lessing dann selbst in eine Affäre, deren Anlaß seine Satire über den jüdischen Kulturkritiker Samuel Lublinski und dessen Buch »Bilanz der Moderne« war. Lessings »fröhliche Bosheit« verstand niemand so recht, und als sich sogar Thomas Mann gegen Lessing wendete, fiel die Presse erst so richtig über ihn her. Die »Welt am Montag« steigerte die Hetze bis zu einer Mordaufforderung.

Nach Ende des ersten Weltkriegs wurden bis 1924 in Hannover etwa 600 Menschen vermißt, meist Knaben zwischen 14 und 18 Jahre alt. Zu Beginn des Jahres 1924 fand man den ersten Schädel in der Leine, und Lessing beobachtete eine Volkspanik, die sich darin äußerte, daß viele Menschen an die Leine pilgerten, um Knochen zu suchen, und sie auch fanden. »Am 23. Juni wurde der vermutliche Täter ins Gerichtsgefängnis eingeliefert. Es war der am 25. Oktober 1879 in Hannover geborene Friedrich, genannt Fritz Haarmann; fünfzehnmal vorbestraft; seit 1918 Spitzel im Dienste der Kriminalpolizei; im übrigen Handel treibend mit Kleidern und Fleisch; seit vielen Jahren auf der Sicherheits- und Kriminalpolizei bekannt als Homosexueller«, schreibt Lessing. Zur Zeit seiner Festnahme besaß Haarmann einen polizeilichen Ausweis; vor allem der Stempel eines »Weltdetektivinstituts« schien viele junge Leute beeindruckt zu haben. Sie begleiteten Haarmann, der sie meist am Bahnhof ansprach oder »aufgriff«, gern in seine Unterkunft; er bot ihnen Essen an und spielte die freundliche Vaterfigur.

Nach langem Sträuben und harten Verhören und angesichts von Beweisstücken und Indizien legte Haarmann ein Teilgeständnis ab; inzwischen hatte die Polizei Kleider und Überreste von 20 bis 25 Leichen gesammelt. je mehr Morde aufgedeckt wurden, um so gelöster wurde Haarmann. Er reagierte stereotyp mit dem Satz: »Schreiben Sie man dazu«.

Lessing beobachtete ihn: »Von nun an veränderte sich sein Wesen. Der zu Anfang bei all seiner Geschwätzigkeit voller 'Verhaltungen' sitzende dumpfe Mensch schloß gleichsam Klappe nach Klappe seines Gemüts auf, begann zutunlich, kindlich, ganz aufgetan zu werden, und nun, wenn die Eltern der Gemordeten vor ihm standen oder sonst etwas Bedrohliches vor ihm aufstieg, oder die Rede kam auf das unmittelbare Durchbeißen der Kehle, oder den dunklen Fleischverkauf, so vereisten sofort wieder die kleinen, giftigen Lichter und dummtrotzig, wie maulend oder schmollend, zog er sich wieder in sich zurück. Im allgemeinen aber hatte jedermann das Gefühl, daß dieser Mensch sich wie erlöst fühlte, weil er über die Dunkelheiten und die große Angst seines wirren Trieblebens nun endlich sprechen durfte; ja es kam etwas wie kindliches Sichaufspielen in seine Berichte, wenn er erzählte, wie er durch so lange Jahre die 'Menschheit' (über die er stets böse sprach) zu täuschen verstanden habe.«

Da die Heimlichkeit zur Wollust gehört, ließ sich Haarmann so ungern über den Tötungsakt selbst aus. Lessing spricht von einer »Tötungsmanie« nach immer gleichem Schema. Für ihn besteht kein Zweifel, daß dieses Töten »Mord im Geschlechtsrausch« und die anschließende »Verwertung« der Leichen ebenfalls ein Akt der »Triebballung« war. Haarmann sagte aus: »Wenn ich wild wurde, dann biß ich und sog mich fest... Ich habe ihren Adamsapfel durchgebissen, zugleich wohl auch mit den Händen gewürgt und gedrosselt. An der Leiche brach ich zusammen. Ich machte mir dann schwarzen Kaffee. Den Toten legte ich auf den Boden und tat ein Tuch übers Gesicht. Dann sieht er einen nicht so an. Ich öffnete die Bauchhöhle mit zwei Schnitten und tat die Eingeweide in einen Eimer. Ich tunkte ein Tuch in das Blut, das sich in der Bauchhöhle gesammelt hatte und tat dies solange, bis alles Blut aufgetunkt war. Dann erst schnitt ich mit drei Schnitten die Rippen auf nach der Schulter zu, faßte unter die losgetrennten Rippen und drückte solange hoch, bis sie in der Schultergegend knackten. An der Stelle schnitt ich dann durch und tat sie weg. Nun konnte ich Herz, Lunge, Nieren fassen, zerschneiden und in den Eimer tun. Zum Schluß wurden die Beine abgetrennt; dann die Arme. Ich löste das Fleisch von den Knochen und tat es in meine Wachstuchtasche. Das übrige Fleisch kam unters Bett oder in den Verschlag. Um nun alles hinauszubringen und es ins Klosett oder in die Leine zu werfen, gebrauchte ich fünf oder sechs Gänge. Das Glied schnitt ich ab, nachdem ich Brust und Bauchhöhle gereinigt hatte. Ich zerschnitt es in viele kleine Teile. Ich bin immer mit Grauen an diese Arbeit gegangen und doch war meine Leidenschaft stärker als das Grauen vor der Zerstückelung. Die Köpfe nahm ich zuletzt vor. Mit dem kleinen Küchenmesser schnitt ich die behaarte Kopfhaut ringsherum vom Schädel und zerlegte sie in ganz kleine Streifen und Würfel. Den Schädel legte ich mit der Wangenfläche auf eine Bastmatte und deckte Lumpen darüber, um die Klopftöne abzuschwächen. Ich schlug mit der scharfen Seite eines Beiles, den Schädel immer herumdrehend, die Nähte auseinander. Das Gehirn kam in den Eimer; die kleingeschlagenen Knochen warf ich in die Leine; gegenüber dem Schloß.«

Für Lessing ist es eindeutig, daß Haarmann nicht nach Zweck und Nutzen dieser Morde fragte. Die Gewöhnung ans Morden durch die Wiederholungen erleichterte Haarmann »die Arbeit an den Leichen«. Sein »Oberbau«, sein Bewußtsein, funktionierte unversehrt, es war abgeschnürt vom »Triebvampirismus«. Alle stabilisierenden Hemmungen fielen weg. Diese sind jedoch Voraussetzung der »Zurechnungsfähigkeit«, sagt Lessing, und deshalb war Haarmann für ihn eben nicht zurechnungsfähig. Lessing schreibt: »Wie es zu vermuten steht, daß in Haarmann auch ein beständig mit dem Leben spielender Wille zur Selbstauflösung lebendig ist - (hatte ich doch zuweilen den Eindruck, als ob er sich vom 'Hingerichtetwerden' einen letzten Orgasmus verspreche) -, so darf man durchaus glauben, daß dieser gefühlstote Mensch im 'Liebesrausch' eine ihn selbst auslöschende und ihn weit über seinen Alltag hinausreißende Überspannung erlitt, wehrloser und schicksalhafter als der orgiastische Zustand eines mit 'Hemmungen' versehenen Kulturmenschen, für welchen ja auch Liebe und selbst Verbrechen eine Art leichtes Sinnenspiel und behagliches Genußmittel geworden ist... Die gräßliche Traumlosigkeit seines nackten Trieblebens ging so weit, daß Haarmann außer dem gemeinsten Allgemeinsten (außer Gefräßigkeit und Geschlechtstrieb) überhaupt keine *persönlichen* Sehnsüchte je besaß... Ein Busch oder Baum war ihm nichts anderes als das günstige Versteck für Sittlichkeitsdelikte... Er hat nie ein Buch angerührt, nie Musik gehört. Politik und öffentliches Leben waren ihm vollkommen gleichgültig. Er besuchte Sportplätze oder Bäder nur darum, weil man dort nackte junge Leiber zu Gesicht bekommt.«

Besonders das Hantieren mit den Leichenteilen gehört für Lessing zu einem nekrophilen Zwangsautomatismus, der eine Art Irrsinn ist, die im Tun selbst liegt, gerade weil es so ordentlich getan wird. »Der Herr Kriminal auf'm Bahnhof« (so wird er von Zeugen genannt), nach außen ein vernünftiger Mann, wußte Bescheid über Razzien, las das Fahndungsblatt; bei ihm liefen viele Informationen zusammen für diejenigen, die aus dem Arbeitslosen- und Gaunermilieu kamen. Da wurde schon mal ein Auge zugedrückt, vor allem bei den Nachbarn, die ja auch vom Fleisch- und Kleiderverkauf profitierten. Trotz gelegentlicher Anzeigen war der »Herr Kriminal« beinahe ein feiner Herr, mit viel Knabenbesuch, und freundlich.

Weshalb wurde Lessing von der Verhandlung ausgeschlossen? In seinen Prozeßberichten hielt er an der Mitschuld der Behörden fest. Schwerwiegender als der Hinweis auf die Verbindung von Haarmann und der Polizei war aber Lessings Forderung einer »psycho-analytischen« Expertise. Gleichzeitig nahm er in seiner Kritik an der klinischen Psychiatrie kein Blatt vor den Mund. Als Experten schlug er Freud, Adler und von Hattingberg vor. Der Verteidiger Haarmanns teilte Lessing mit: »Ich wüßte nicht, was ich Psychologisches fragen sollte«. Lessing war mit seiner Einstellung im Gerichtssaal

allein. Die drei Psychiater hielten Haarmann für voll zurechnungsfähig. Zwei der Gutachter hatten schon früher Haarmann (bei Aufenthalten in der Psychiatrie) für zurechnungsfähig erklärt und konnten sich nicht widersprechen. Die Situation im Gerichtssaal spitzte sich zu, als Lessing in der Presse von »bürgerlicher Heuchelei« schrieb. Der Kommissar, der Haarmann nach seinem Zuchthausaufenthalt »eingestellt« hatte, erklärte, er habe auf ihn moralisch einwirken wollen. Lessing im »Tagebuch«: »Die Verwendung entlassener Zuchthäusler zum Polizeispitzel ist eine erstaunliche Art moralischer Erziehung.«

Der Ausschluß Lessings wurde so begründet: »Das Gericht hat die Anschauung gewonnen, daß der Berichterstatter Lessing nicht in der Lage ist, objektiv dem Gange der Verhandlung zu folgen und das Gehörte sachgemäß wiederzugeben.« Vor dem Ausschluß sagte der Vorsitzende zu ihm: »Wir haben Sie nicht als Schriftsteller hier zugelassen, sondern nur als Berichterstatter. Wir wünschen hier keine Leute, die im Gerichtssaal Psychologie treiben, sondern Sie haben sich zu verpflichten, lediglich das wiederzugeben, was wir sagen... Sind Sie Professor? Wie ist denn das möglich? Als Professor schreiben Sie Feuilletons?« Der Oberstaatsanwalt: »Ich bin Mensch und möchte Sie ungern ums Brot bringen.« Auf die Frage, ob jemand Lessings Bücher kenne, sagte einer der Anwälte: »Ich las mal was von diesem Herrn, aber das ist so unbedeutend, daß keiner von uns sich über seine Artikel erregen braucht.« Lessing fährt fort: »Die 'wissenschaftlichen Sachverständigen' wurden nach meinem Geisteszustand befragt und ich kam dabei fast schlimmer weg als Haarmann, denn den halten sie zwar ebenfalls für ‚minderwertig‘, aber doch offenbar für erheblich zurechnungsfähiger.« Es gab vereinzelte Proteste gegen den Ausschluß Lessings, aber die blutige Kolportagepresse schrie lauter.

Daß sich Lessing in dieser Sache engagierte, hatte Folgen. Er sah es als Ziel seiner Arbeit an, »das Grauenhafte geistig auszuwerten«, denn diesem Kriminalfall kam für ihn keine rechtswissenschaftliche, sondern »eine kulturkritische, seelenkundliche« Bedeutung zu: »Man kann die Schlange nicht richten, ohne zugleich den Sumpf mit vor Gericht zu stellen, daraus allein die Schlange ihre Nahrung zog.« In seinem Haarmann-Buch zieht Lessing die lapidare Bilanz, daß er infolge dieser Ereignisse von der Öffentlichkeit herabgewürdigt wurde und die Hochschule, die Studentenschaft gegen ihn wütete. Trotzdem hielt er das Erkannte nicht zurück: »Dieses Wolfstum bei Radio und Elektrizität, der Kannibalismus in feiner Wäsche und eleganter Kleidung, dürfte somit ein Merkmal sein für die Seele der abendländischen Wolfsmenschheit überhaupt; im Kleinen noch einmal dasselbe wiederholend, was im Großen ... (ausgelebt wurde) fünf Heldenkriegsjahre (lang), in denen Jegliches Werktum des Mordens und jeder Wohlstand seelischen Todes im Dienste des Wolfsherzens und der Wolfsmoral stand und die älteste Erkenntnis wieder die jüngste ward: 'Homo homini lupus e(st) natura', der Mensch ist dem Menschen von Natur der Wolf.«

Lessing hat Haarmann als historische und soziale Provokation begriffen. Da hat sich ein Machtloser Macht genommen als Knecht unter Knechten. Da hat einer das Blutsaugen wörtlich genommen und das Fressen, ein Menschenfresser innerhalb der allgemeinen Zunahme von Gewalt und Tod. Ein Menschenfresser also mit unheimlicher Freundlichkeit, ein Spezialist in der Zerteilung von Leichen. Im Töten wird Haarmann der Herr über die Nichtexistenz der Getöteten, Hannover an der Leine ist das Schlachtfeld, das er schuf, als er die Knochen verteilte. Lessing wollte verhindern, daß das Unerträgliche, nämlich die Nähe der »Kulturmenschen« zu Haarmann, übersehen werden kann.

Die Hetze gegen Lessing war nicht mehr abgerissen, seitdem er 1925 ein Porträt über Hindenburg veröffentlicht hatte. Er flüchtete 1933 nach Marienbad und wurde dort in

der Nacht vom 30. zum 3 1. August im Auftrag des »Sicherheitsdienstes« am Schreibtisch erschossen. Lessings Biograph Hieronimus gibt den zynischen Kommentar der »Niederdeutschen Zeitung« aus seiner Heimatstadt Hannover zum Mord an Theodor Lessing wieder: »Nun ist auch dieser unselige Spuk vorbei.« Aber die Kulturmenschen der Kulturnation fingen gerade mit dem Massenmord an.

Literatur

Theodor Lessing: Haarmann, Die Geschichte eines Werwolfs. München 1973; Ders.: Der Zwischenfall im Haarmannprozeß, in: Das Tagebuch, hrsg. v. Stefan Grossmann (20. und 27.12.1924); Ders.: Einmal und nie wieder, Lebenserinnerungen (mit einem Vorwort von Hans Mayer), o. J.; Ekkehard Hieronimus: Theodor Lessing, Eine Lebensskizze. Hannover 1972; Franz Blei: Der Massenmörder, in: Berliner Tagblatt, 24.7.1924.

Konkret-Sexualität 1983, S. 72

Eberhard Schorsch

Gewaltverhältnisse

Begründet der Softy eine Welt voll Frieden und Partnerschaft?

Die Unterschiede der Geschlechter, die gegensätzlichen Standorte, sind nicht mehr mit einem Blinzeln in Richtung »Weisheit der Natur« zu versöhnen, nicht mehr auflösbar in die ideale Harmonie der platonischen Komplementarität der beiden Halbkugeln zum vollkommenen Ganzen. Die feministischen Bewegungen haben diesen Fluchtpunkt in sphärische Wohlklinge verbaut. Der Kampf ist eröffnet, der Ring freigegeben. Dahinter geht nichts zurück.

Nichts ist mir so suspekt und zuwider wie der Softy, der, um nicht antreten zu müssen, die Lager lamentierend wechselt. Diese Verräter der »Männer-Frage«, diese Überläufer unterlaufen die Dialektik im Kampf der Geschlechter.

In der Formierung der Fronten war und ist »Gewalt gegen Frauen« ein Lieblingsthema des Feminismus. Ich habe es mit Mißtrauen verfolgt, und in mir regten sich Widersprüche. Als Mann, der zudem mit Sexualstraftätern en gros beschäftigt ist, kann ich es nur als Projektion belächeln, wenn im Vergewaltiger der Prototyp des Vollmannes gesehen wird. Diese problemgeladenen, oft zerrissenen, ohnmächtig gegen ihre brüchige Geschlechtsidentität anstrampelnden Randfiguren als Inkarnation des Männlichen zu sehen, geht wider alle Vernunft.

So wollte ich also zu diesem Thema etwas schreiben. Und, wie es sich als ordentlicher Wissenschaftler gehört, begann ich damit, die Literatur zu lesen - und bemerkte zu spät, daß ich damit verloren war. Die Tücke des »Subjekts« hatte ich übersehen. Denn aus dieser Lektüre kommt keiner mehr hervor, wie er hineingegangen ist. Die rohe Gewalt, die dort vorgeführt wird, betäubt, ist wie ein Schlag aufs Auge, es schillert in allen Farben, schwillt langsam zu. Der Blick auf die subtilen Verflechtungen in der Beziehung zwischen den Geschlechtern, in denen Wut ausgebrütet wird, verdunkelt sich. Es bleibt vorerst die Empörung und das Entsetzen über unverhohlene männliche Aggressivität. jeder Versuch, hier zu beschönigen oder zu relativieren, ist zumindest lächerlich.

Die 7000 Anzeigen Jährlich wegen Vergewaltigungen in der Bundesrepublik sind nur Zuspitzungen einer Gewalt, die in Verdünnungen den Alltag durchsetzt. Aggressive Anteile unterschiedlichster Intensität drücken dem »Spiel der Verführung« ihren Stempel auf, so daß für einige erboste Frauen Verführung und Vergewaltigung bereits zu Synonymen geworden sind.

Es bleiben die Fakten:

1. Gewalt in sexualisierter und nicht-sexualisierter Form bestimmt den Umgang der Geschlechter in einem merklichen Ausmaß.

2. Dieses Phänomen ist alles andere als geschichtlich neu. Läßt man die Theorien über ein prähistorisches Matriarchat einmal außer Betracht, so findet sich diese Gewalt fast ubiquitär in der Geschichte, auch wenn sich die Stile, die Gebärden der Gewalt mit den Kulturformen wandeln. Über die Fast-Allgegenwart dieser Gewalt vermögen auch nicht hinwegzutrösten die Hopi-Indianer, die Truck- und Tobriand-Insulaner, nicht die Lesu, die Kurtatschi, die Keroma noch die Maori, Mataco, Arapesh. Sie immer wieder zu zitieren, ist Flucht in die Utopie, kein Ausweg. Dieses Faktum decouragiert. Analysen gesellschaftlicher Verhältnisse mögen klären helfen, warum mit Beginn der Industrialisierung diese Gewalt vielleicht verbreiteter, jedenfalls diffuser, weniger ritualisiert und vielleicht weniger sublimiert ist; die Gewalt selbst aber ist älter und überdauernd.

3. Gewalt gegen Frauen, besonders wenn sie sich in Beziehungen ereignet, war und ist gesellschaftlich weniger geächtet als Gewalt in anderen Zusammenhängen. Vor knapp zehn Jahren wurde in Italien ein Gesetz abgeschafft, nach dem ein Tötungsdelikt eines Mannes »zur Wiederherstellung seiner Ehre« milde bestraft und als eine Art Kavaliersdelikt gewertet wurde. Ehe wir uns über solche vermeintlich atavistischen Relikte mokieren, sollten wir darüber nachdenken, daß es in der Auslegung des bundesrepublikanischen Gesetzbuches den Begriff der »Affekttat« gibt. Hier besteht die Möglichkeit, daß der Täter auch ohne eine angenommene Persönlichkeitsstörung mit De- oder Exkulpierung rechnen kann. Und Affekttaten sind so gut wie ausschließlich Beziehungstötungen; und Beziehungstötungen sind fast ausschließlich Tötungen der Frauen durch Männer, sehr selten umgekehrt.

Angesichts der Verbreitung dieser Gewalt sind Theorien über ihre Hintergründe erstaunlich rar und eher mager. Ich sehe im wesentlichen vier Gruppen von Theorien:

1. Die Theorien über das Patriarchat sind eher Beschreibungen und Analysen der von männlicher Macht bestimmten Gesellschaft, weniger Hinterfragung.

2. Die in gängigen Vorstellungen enthaltene Erklärung ist die Provokations-Theorie, deren Absurdität Ryan auf die Formel gebracht hat: Was hatte Pearl Harbour schließlich im Pazifik zu suchen. Auch wenn das Gewaltprinzip nicht nach dem

simplen Hammer-Amboß-Prinzip funktioniert; auch wenn sich in dem subtilen Geflecht der Geschlechterbeziehung vielfältige Brutnester gegenseitiger Wut mit unterschiedlichen, auch geschlechtsspezifischen Ausdrucksformen finden - die männliche Uminterpretation der Gewalt zur (verdienten) Strafe im Sinne der Provokations-Theorie gerät zu einer miesen chauvinistischen Rechtfertigung.

3. Die Theorie vom weiblichen Masochismus ist nur eine Abart der Provokations-Theorie und hinreichend als Männerphantasie decouvriert.

4. Die neben der Provokations-Theorie verbeitetste ist die vulgäre Triebtheorie. Sie gerinnt in der Vorstellung vom urtümlichen Supermann, der in bestimmten Situationen nur noch natur- und triebgesteuert ist, dessen Triebstau von einem bestimmten Pegel an nicht mehr in, Zaum zu halten ist, explodiert und, wenn er auf Widerstand stößt, nach Art einer Übersprungshandlung in wilde Aggressivität umschlägt. Solche Vorstellungen wurden und werden auch durch wissenschaftliche Theoriebildungen geadelt, mit Verweisen auf die Verhaltensforschung bei Tieren untermauert, mit Hormonwirkungen oder Hirnfunktionen belegt (zum Beispiel die anatomische Nähe eines sogenannten Sexual- und Aggressionszentrums; da kann der Funke schon mal überspringen).

All diese Theorien sind wertlos. Die Frage nach den Quellen, aus denen die Feindseligkeit in der Beziehung der Geschlechter gespeist wird, ist neu zu stellen. Wenn man davon ausgeht, daß Fremdheit, *Argwohn, Feindseligkeit in enger Beziehung stehen zur Angst, lautet die Frage: Aus welchen Quellen wird diese Angst gespeist?

Ein Wegweiser bei solchen Überlegungen kann darin gesehen werden, daß es in der Kriminalstatistik einen Bereich gibt, in dem Frauen, die ansonsten an der Gewaltkriminalität kaum aktiv beteiligt sind, eine nennenswerte Rolle spielen - und zwar bei Gewalt gegen Kinder in Form von Kindvernachlässigung, Mißhandlung, Tötung von Neugeborenen und Kleinkindern. Daß solche Handlungen vergleichsweise selten sind, zumindest in den Statistiken selten auftauchen, ändert nichts an dieser Gegebenheit. Sie läßt sich durch jeweils individuelle Pathologisierung ebensowenig aus der Welt schaffen wie die Gewalt des Mannes durch dessen Pathologisierung.

Es läßt sich verallgemeinern, daß ein untergründiges Potential an Aggressivität, Feindseligkeit, Wut sehr verbreitet ist - und zwar bei Männern gegenüber Frauen, bei Frauen gegenüber Kindern. Und beides gehört irgendwie zusammen. Die Beschwörung von »Ritterlichkeit« mit all den reaktionsbildenden Ritualen stellt ebenso wie die Beschwörung von Mutterliebe, Aufopferung und Brutpflegeinstinkt einen Versuch dar, dieses Potential einzudämmen beziehungsweise kollektiv zu verleugnen.

Es ist eine Erkenntnis aus der Entwicklungspsychologie, daß Wut, Haß, Feindseligkeit dort, wo diese ein Grundgefühl, ein leicht aktualisierbares Potential darstellen, Spuren sind von Störungen und Traumatisierungen in den frühen Entwicklungsprozessen der primären Sozialisation. Ist ein solches Potential massenhaft verbreitet, dann ist dies ein Anzeichen dafür, daß die primäre Sozialisation einen riskanten, häufig mißlingenden Prozeß darstellt. Übertragen auf unseren Kulturraum läßt sich präzisieren, daß die frühe Mutter-Kind-Beziehung, besonders die Zeit der Symbiose und ihre Auflösung der kritische Zeitpunkt ist. Hierfür finden sich plausible Erklärungen, die im Zusammenhang stehen mit der Rollel dem Selbstverständnis, der Identität der Frau, welche so geartet sind, daß die Beziehung zum Kind sehr leicht mit Ambivalenzen durchsetzt ist.

Es ist nach wie vor gängige und gültige Vorstellung, daß die Identität der Frau hinorientiert ist auf Mutterschaft. Die Vorstellung, daß die Frau erst durch das Kind ihre Identität findet beziehungsweise vollendet, wird besonders kraß in der Metaphorik der Psychoanalyse ausgedrückt, nach der das Kind der langersehnte Penisersatz ist, die Frau erst damit gleichsam zur Ruhe und zur Erfüllung kommt, ihre Definition als Mangelwesen erst dann abstreifen kann. Für die Mutter-Kind-Beziehung hat dies zwei Folgen:

1. Die Vorstellungen legen das Fundament für die *Ambivalenz, mit der die Symbiose erlebt wird,* weil diese Erwartungen gar nicht zutreffen können. Dies impliziert eine fundamentale Enttäuschung. Das Kind in seiner Hilflosigkeit ist zugleich immer auch Einengung, Behinderung, Fessel und nicht die verheißene Befreiung. Das Sich-Einlassen auf die Symbiose löst darum zugleich auch innere Widerstände aus, Gefühl von Abneigung, Ablehnung, Wut, auch wenn diese durch Schuldgefühle unterdrückt werden. Die Ambivalenz im Erleben der Symbiose seitens der Mutter ist vorprogrammiert.

2. Vorprogrammiert ist ferner die Ambivalenz in bezug *auf die Auflösung der Symbiose.* Wenn das Sich-Einlassen auf die Symbiose verbunden ist mit vagen Erwartungen von Identitätsfindung beziehungsweise Komplettierung, dann muß der Widerstand dagegen, die Symbiose aufzulösen, das Kind zu entlassen, groß sein, auch wenn oder gerade weil die Verheißungen sich als unerfüllt und unerfüllbar erweisen.

Die erlebte Ambivalenz in der Symbiose kann bei dem Kind zu einer Art Urtrauma und zu einem bleibenden Grundthema werden: als sich ewig wiederholende Suche nach der symbiotischen Beziehung, verbunden mit Sehnsucht einerseits, Angst und Wut andererseits.

Die mütterliche Ambivalenz der Symbiose und ihrer Auflösung ist das Schicksal, welches Kinder beiderlei Geschlechts zunächst gleichermaßen trifft. Es stellt sich die Frage, warum die Auswirkungen bei jungen in der Regel andere sind, nämlich zu einer latenten Feindseligkeit gegenüber der Mutter/Frau führen, während dies bei Mädchen nicht in gleichem Maße oder zumindest mit anderen Akzenten der Fall ist. Dies hängt offensichtlich damit zusammen, daß die Problematik der Ablösung von der Mutter bei jungen ganz zentral die eigene Geschlechtsidentität betrifft. Die primäre Identifikation in der Symbiose ist eine Identifikation mit einem gegengeschlechtlichen Wesen. Eine männliche Identität ist erst dann konstituierbar, wenn die primäre Identifikation mit der Mutter aufgelöst ist.

Dies ist eine Voraussetzung, die für Mädchen nicht gilt, bei denen die Fundamente der Geschlechtsidentität bereits durch die primäre Identifikation mit der Mutter gelegt werden. Die Mutter/Frau bleibt deshalb häufig für die erlebte Gewißheit von Männlichkeit bedrohlich - und dies um so stärker, je problematischer die Ablösung von der Mutter verlaufen ist. Hieraus erklärt sich die generelle Verletzbarkeit der männlichen Identität, das Phänomen, daß viele Männer in dem permanenten Kampf um ihre männliche Identität gefangen sind, sich ihrer Männlichkeit ständig vergewissern müssen. Es gibt Theorien, nach denen männliche Sexualität generell hauptsächlich dazu dient, das Männlichkeitstrauma immer wieder zu inszenieren und quasi zu lösen. Das Grund-Potential von mehr oder minder vehementer und latenter Feindseligkeit der vermeintlich die Männlichkeit bedrohenden Frau gegenüber stellt sich dar als eine Art kollektive Störung, die in unterschiedlichsten Verdünnungen massenhaft nachweisbar ist.

Überlegungen dieser Art ermöglichen es, Besonderheiten in der Gewalt zwischen den Geschlechtern zu erklären:

- Die Häufigkeit von Impotenzreaktionen bei Vergewaltigungen drückt aus, daß hier ein Kampf inszeniert wird, mit sexualisierter Aggressivität die fragile männliche Selbstgewißheit wieder herzustellen, und zwar gegen die Frau; dies hat mit »Triebüberdruck« nichts zu tun.

- Diese Zusammenhänge helfen erklären, warum die Intensität der ausgeübten Gewalt im Verhältnis zum Grade der erlebten Ohnmacht des Mannes steht.

- Ferner wird verständlich, daß es zu Beziehungstötungen dort kommt, wo die Symbiose zum Leitthema der Beziehung geworden ist.

- Schließlich erklärt sich daraus, daß weibliche Perversionen ungleich seltener sind als männliche und daß sie sich in ihrer inneren Dynamik unterscheiden; denn Perversionen sind nach Stoller »erotisierter Haß«.

Solche Überlegungen sind keine hinreichende Antwort auf die Frage nach den Quellen der Gewalt in der Beziehung der Geschlechter, sondern lediglich ein möglicher Zugang. Der Vorwurf, diese Überlegungen seien nichts anderes als eine vielleicht subtilere Form der Provokations-Theorie, schöben also die Last der Verantwortung wieder auf die Frau in Gestalt der bösen oder schlechten Mutter, greift nicht. Denn es ist die kulturelle Ausgangskonstellation mit der weiblichen Rollenzuweisung und Identitätsbestimmung, die die Ambivalenz in der Symbiose so schwer vermeidbar erscheinen läßt. An dieser Identitätsbestimmung haben wiederum die Männer Anteil, und in der Art, wie sie weibliche Identität definieren, drückt sich wieder die zentrale Problematik aus. Der Strudel aus unerfüllbaren Sehnsüchten, irrealen Ängsten, Wutgefühlen erzeugt einen Sog, dem schwer zu entrinnen sein wird.

Sich mit dieser Thematik zu befassen, ist also entmutigend und hat einen lähmenden Effekt. Die Auswege und Lösungsversuche, die heute gängig gehandelt werden, sind nicht viel mehr als Sackgassen:

Die Idolisierung des Softy, der Appell an die Männer, sie mögen doch Augen und Ohren aufmachen, von der Frau lernen, ihre »weiblichen Seiten« herauslassen, damit sie das »Lernziel Solidarität« erreichen, um dann in eine Welt voll Frieden, Partnerschaftlichkeit und depressiver Reife einzugehen, mag in therapeutischen Situationen hilfreich sein, scheint aber zu kurz zu greifen, wenn es um gesellschaftliche Lösungsversuche geht.

In dem Umschlag der Frauenbewegung, von einer programmatischen Abkehr von Familie und Mutterschaft hin zu einer *»neuen Mütterlichkeit«,* ausdrücklich in Unabhängigkeit vom Mann, ist zwar der Versuch zu sehen, die Symbiose mit einem veränderten Selbstverständnis neu zu bejahen. Fraglich erscheint nur, ob die Quellen der Ambivalenz damit ausschaltbar und ob diese überhaupt genügend reflektiert sind.

Zudem versuchen die Männer in einer allerjüngsten Bewegung, dies zu unterlaufen durch die Welle einer *»neuen Väterlichkeit«,* die, so positiv dies für eine konkrete Beziehung auch immer sein mag, als Bewegung suspekt erscheint. Es liegt darin auch so etwas wie die Neuauflage eines Bemächtigungsversuchs mit anderen Mitteln, ein Versuch, sich in alles einzumischen, der Frau nichts für sich zu lassen. Wenn die Männer, nach dem Motto: Die letzten Preßwehen halten wir auch noch aus, quasi selbst gebären und ihre Unvollständigkeit in wehleidigem Stillneid beklagen, liegt darin so etwas wie eine Neuauflage, eine Neuinszenierung ihrer symbiotischen Sehnsüchte, die, wie gesagt, nur die Kehrseite männlicher Gewalt gegen Frauen darstellt.

Konkret-Sexualität 1983, S. 76

Rudolf Müller

Beforschen, Veredeln, Zergliedern

Wir Sexualpädagogen haben es heutzutage nicht leicht. Vorbei sind die Zeiten, als wir uns noch des Respekts für unser mutiges Handeln in einem so gefährlichen Arbeitsgebiet sicher sein konnten, als wir uns sogar bewundert fühlen durften wegen unseres vermeintlichen Zugangs zu so vielen intimen, aufregenden, sündigen Dingen. Heute müssen wir uns eher mit Spöttern herumlagen: »Der soll Sexualpädagoge sein?«, hört man unverhohlen, »der hat das wohl nötig.«

Selbst die Schüler und Schülerinnen, die uns früher mit atemloser Stille gelauscht haben, müssen heute lautstark zur Ordnung gerufen werden, bevor sie unserem Lieblingsthema einige Aufmerksamkeit schenken. Es gibt sogar Hinweise darauf, daß unser Engagement schamlos ausgenutzt wird. Ich selbst wurde vor einiger Zeit heimlicher Zeuge eines Gesprächs zwischen Schülern. »Ihr habt doch auch den Müller in Mathe«, sagte ein junge zu einem anderen aus der Parallelklasse. »Wenn ihr mal keine Lust zu Mathe habt, braucht ihr nur etwas über Sex zu fragen. Da springt der Müller sofort drauf an.«

Vorbei ist auch die Zeit, in der wir uns ungebrochen als Pioniere fühlen durften. Die Sexualpädagogik als »terra incognita«, als »unentdeckter Kontinent«, als »Dickicht«, in das wir »erste Schneisen schlagen wollten« - diese Worte Horst Scarbaths sprachen uns damals aus dem Herzen. Heute haben Sex*wellen* und Publikationsfluten alles Dickicht weggespült. Und allerlei Touristen lassen sich von Richtlinien, Lehrplänen und Curricula durch unser Gebiet leiten. Oft bleibt uns nur noch übrig, an diesen Wegweisern herumzuflicken und sie mit neuer Beschriftung zu versehen. Aber wir tun das natürlich eifrig und pflichtbewußt, wie ich noch zeigen werde.

Vorbei sind schließlich die Zeiten, in denen wir von Feinden umstellt waren. »Verführung« war noch das harmloseste Verdikt für unsere Absichten. »Verführung« wurde unsere Arbeit gescholten, »Aushöhlung der christlichen Morak »Vorbereitung der Revolution«. Heute steht die Sexualerziehung als Aufgabe der Schule in den Schulgesetzen der meisten Bundesländer, in Hamburg direkt neben dem Paragraphen über den Religionsunterricht.

Wie können wir Sexualpädagogen uns angesichts dieser Entwicklung den Glauben an die Legitimation und Bedeutung unserer Arbeit erhalten? Sogar Sigmund Freud, dessen Sublimationshypothese lange Zeit eine der tragenden Säulen unserer Arbeit war, hat sich ironisch über die Sexualpädagogen geäußert.

»Es scheint«, schrieb Freud 1907, »daß die überwiegende Mehrheit männlicher und weiblicher Autoren, welche über die sexuelle Aufklärung der Jugend geschrieben haben, sich im bejahenden Sinne entscheiden. Aber aus dem Ungeschick der meisten Vorschläge, wann und wie dies zu geschehen hat, ist man versucht zu schließen, daß dies Zugeständnis den Betreffenden nicht leicht geworden ist.«

Es ist offensichtlich, daß Freud hier in seiner typischen Art den Sexualpädagogen gewisse Abwehrhaltungen unterstellt hat. Aber Freud verstand eben nichts von Sexualpädagogik. In seiner Naivität war er der Meinung, als sexuelle Aufklärung reiche eine kontinuierliche, bis zum Alter von 10 Jahren im wesentlichen abgeschlossene Information über die körperlichen Gegebenheiten des Geschlechtslebens, wobei sich in der Schule besonders der Schluß von der Fortpflanzung der Säugetiere auf die des Menschen anbiete.

So leicht haben wir uns die Sexualerziehung in der Tat nie gemacht, da hat Freud durchaus recht. Zum Glück für uns Sexualpädagogen ist die Sexualpädagogik in den letzten Jahren sogar immer schwieriger geworden. Dies ist ganz ohne Zweifel auch ein Verdienst der forschenden und schreibenden Sexualpädagogen selbst, die, unterstützt von der Sexualwissenschaft, von der Bildungspolitik und von den Erziehungsinstitutionen, in unermüdlicher Kleinarbeit herausgefunden haben, für wie kompliziert und wie bedeutungsvoll man Sexualpädagogik in Wirklichkeit halten kann.

Es würde den Rahmen dieses kurzen Vortrags sprengen, die vielen Einzelleistungen hierzu auch nur annähernd vollständig zu würdigen: Sexualerziehung in der Kindheit, im Vorschulalter, in der Vorpubertät, in der Pubertät, in der Adoleszenz; vorschulische, schulische, außerschulische Sexualerziehung; Sexualerziehung in der Primarstufe, Förderstufe, Sekundarstufe; Sexualerziehung durch Medien, in Medien, mit Medien; nicht-repressive, emanzipatorische, kommunikative, integrierte, wissenschaftsorientierte, personal-dialogische Sexualerziehung; und nicht zu vergessen (wegen der besonderen politischen Aktualität) »Sexualpädagogik der gemäßigten Mitte« - zu all diesen und noch vielen weiteren Spezialthemen liegen Beiträge vor.

Und es erfüllt mich mit Stolz, daß auch ich in bescheidenem Umfang an dieser eindrucksvollen Differenzierung unseres Fachgebiets habe mitwirken können. Für diesen Vortrag muß ich mich darauf beschränken, aus Publikationen der jüngsten Zeit - und im wesentlichen bezogen auf die schulische Sexualerziehung - einige wenige Ansätze und Tendenzen

herauszuarbeiten, die zeigen, wie wir Sexualpädagogen uns die Bedeutsamkeit unserer Arbeit angesichts der neuen Entwicklungen erhalten.

Bemerkenswert ist zunächst, wie konsequent und einmütig der Aspektreichtum der Sexualpädagogik zur Geltung gebracht wird. Rudi Maskus, einer der wenigen Lehrstuhlinhaber, die einen großen Teil ihrer Arbeitskraft der Sexualpädagogik verschrieben haben, führt 1980 unter der Überschrift »Die Mehrperspektivität der Geschlechtserziehung« dazu aus:

»Geschlechtserziehung kann nicht ausschließlich Sache des Biologieunterrichts sein. Dessen Aufgabe ist es, die biologische Seite der menschlichen Geschlechtlichkeit zu behandeln. Die anderen Aspekte finden nur sporadisch oder überhaupt nicht Beachtung. Dazu gehören der anthropologische, psychologische, soziologische, politische, ethnologische, ethische, ethologische, medizinische, juristische, ästhetische und pädagogische Aspekt.«

Den linguistischen und oecotrophologischen Aspekt hat Maskus vergessen, aber ich will nicht beckmesserisch sein. Zu Recht stellt er fest, daß der Biologielehrer damit »hoffnungslos überfordert« ist und daß auch ein einzelner Hochschullehrer »wissenschaftlich total überfordert wäre«, wollte er all dies in einem systematischen Ausbildungsgang über mehrere Semester in Vorlesungen, Proseminaren, Hauptseminaren und Oberseminaren anbieten.

Was sich hier an Expansionsmöglichkeiten auftut, gibt uns schreibenden und lehrenden Sexualpädagogen Kraft und Hoffnung, zumal die Aufgabenvielfalt in der Sexualität selbst begründet liegt. Doris Schmidt hat klar erkannt: »Diese mehrdimensionale Sexualerziehung ist eine unbedingte Notwendigkeit, da menschliche Sexualität im Gegensatz zur tierischen aus mehreren Bereichen besteht.« Hans D. Knoop bringt es auf eine bündige Formel: »Grundlegendes Phänomen der Sexualität ist und bleibt ihre Kornplexität.« Und noch deutlicher spricht Knoop an anderer Stelle von der »Komplexhaftigkeit« des Lernfeldes Sexualität.

Natürlich kommt uns die Sexualwissenschaft bei der Problematisierung und Diversifizierung unseres Arbeitsgebietes sehr zu Hilfe. Wie dieser Kongreß gezeigt hat, ist die Komplexität der Sexualität noch lange nicht in ihrem ganzen Ausmaß erfaßt. Und mit besonderer Befriedigung habe ich zur Kenntnis genommen, daß es einen Sexualtrieb vielleicht doch gibt. Dies wird uns Sexualpädagogen, die wir gerade die pädagogischen Konsequenzen einer triebfreien Sexualität erarbeitet haben, auf Jahre hinaus mit Publikationsstoff versorgen. Beunruhigt haben mich nur die Andeutungen, es gebe möglicherweise gar keine Sexualität. Hier müssen Sexualpädagogen und Sexualwissenschaftler fest zusammenhalten, damit sich solche Erkenntnisse nicht durchsetzen.

Wer nun glaubt, die Sexualpädagogik sei angesichts des Aspektreichtums und der Komplexhaftigkeit ihres Gegenstandes in Gefahr, sich in Einzeldisziplinen zu zersplittern, urteilt vorschnell. Bei genauem Lesen zeigt sich nämlich, wie sehr uns Sexualpädagogen das Ganze, das Ungeteilte, das Umfassende am Herzen liegt. Es geht uns nicht etwa nur um die Genitalzone des Menschen, sondern, so Canitz, um »jene Begegnungen, die ihn (den Menschen, R. M.) in seiner Ganzheit befriedigen«. »Der Erziehungsauftrag«, schreibt Harry Hauke, »bezieht sich auch auf das Kind als Geschlechtswesen in seiner Leib-Seele-Geist-Einheit.« Dies erfordert, so der Kollege Knoop, »ein Bildungs- und Erziehungskonzept für eine interdisziplinäre Geschlechtserziehung«, welche letztlich auf eine Integration des »anthropobiologischen, psychologischen, soziopersonalen und ethisch-religiösen Seinsbereichs« hinausläuft.

»Anthropologische Gesamtschau« und »integrative Unterrichtspraxis« ist unser Anliegen (Knoop) und es ist - wie Prof. Norbert Kluge formuliert - in der Sexualpädagogik »weiterhin unangefochten, daß Sexualerziehung als Teil *gesamt*erzieherischer Bemühungen zu betrachten ist und daher von *allen* Erziehungsinstitutionen unter Beachtung der *verschiedenen* Betrachtungsebenen *mehrperspektivisch* angeboten wird«. (Hervorhebungen von mir.) Deshalb gehören wir Sexualpädagogen selbstverständlich zu denjenigen, die - wie Klaus Pacharzina und Karin Albrecht-Désirat formuliert haben - »aus einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung heraus ... für die Beibehaltung und den Ausbau des Sexualkundeunterrichts eintreten«.

Angesichts dieser großen und lauteren Absichten können nur Böswillige voyeuristische Motive unterstellen, wenn einzelne Autoren fordern, »seine (des Menschen, R. M.) Geschlechtlichkeit von den verschiedensten Seiten aus zu betrachten« (Maskus) oder: man müsse »das kindliche Geschlechtsleben von allen Seiten in den Blick nehmen«.

Die eindrucksvolle Herausarbeitung des Komplexhaften, die mutige Beschwörung des Gesamtheitlichen, Allumfassenden unserer Aufgabe gibt uns - gegen alle Spötter und auch gegen die schlichten Aufklärungshandwerker à la Amendt - das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Sexualpädagogik zurück. Und ich lese es mit Genugtuung, wenn durchaus republikanisch gesinnte Autoren auch heute noch die Sexualerziehung als »das Königsproblem der Erziehung« (Knoop) kennzeichnen.

Falsche Bescheidenheit ist nicht am Platz, wenn es darum geht, die Öffentlichkeit auf die weitreichende Bedeutung der Sexualpädagogik hinzuweisen. So schreibt Prof. Hans Heid ohne Wenn und Aber: »Somit erweist sich, daß nur eine repressionsfreie Sexualerziehung Demokratisierung der Gesellschaft ermöglicht.« Und Rudi Maskus konstatiert: »Die beste Therapie (für Drogenabhängige, R. M.) dürfte eine wissenschaftlich orientierte Geschlechtserziehung in Familie und Schule sein.«

Auch Tobias Brocher können wir zu denen rechnen, die die Sexualerziehung nicht unterschätzen. Er berichtet von einer Lehrerin, die das Doktorspiel bei ihren Kindern durch Aufklärungsunterricht abstellen konnte und stellt befriedigt fest: »Die Klasse schloß später mit einer sehr hohen Leistungsquote ab.« Und schließlich bezeugen auch Bornitzki und Kerscher unser neues Wichtigkeitsbewußtsein, wenn sie schreiben: »Der Eingriff der emanzipatorischen Sexualpädagogik legitimiert sich durch das Leiden des Individuums, das in seiner Bewußtlosigkeit die Überwindung des Elends nicht leisten kann.«

Natürlich schreiben wir Sexualpädagogen auch gelegentlich über Sexualität. Aber wir machen uns das nicht so einfach, und wenn es denn sein muß, dann handeln wir wenigstens von Sozio-Sexualität oder von Psycho-Sexualität oder besser von »Sexualität als einem psychosozialen Phänomen«. Lieber noch schreiben wir von personorientierter, partnerzentrierter, mündiger, integrierter oder verantworteter Sexualität oder treffender von »sozio-sexueller Kommunikation« - eine Begriffsbildung, mit der ich selbst die Diskussion bereichern konnte.

Am liebsten aber sprechen wir von Liebesfähigkeit statt von Sexualität. Durch die Veredelung unserer vorher eher beargwöhnten oder verspotteten sexualpädagogischen Kleinarbeit als »Erziehung zur Liebesfähigkeit« ist uns die beachtlichste vertrauensbildende Maßnahme der letzten Jahre gelungen. Sogar die Katholische Bundeskonferenz für Schule und Erziehung (1976) konnte sich dieser Zielsetzung anschließen.

Was im einzelnen zu einer Didaktik und Methodik der Liebeserziehung gehören müßte, ist allerdings noch eine offene Frage. Die Forschungen zur Lernzielgewinnung und zur curriculumtheoretischen Strukturierung stecken erst in den Anfängen, obwohl bereits beachtliche Teilergebnisse vorliegen. Lassen Sie mich an dieser Stelle nur kurz auf eine Untersuchung aus der jüngsten Zeit hinweisen.

Norbert Kluge berichtet 1981 in dem Band »Sexualpädagogische Forschung« (erschienen in der renommierten UTB-Reihe) u. a. über eine repräsentative Befragung von Lehrern, an der er mitgewirkt hat. Die fünf vorgegebenen Themen Menstruation, Hygiene, Zeugung, Schwangerschaft, Geburt sollten von den Befragten nach ihrer Bedeutsamkeit für die Sexualerziehung in Elternhaus und Schule geordnet werden.

Das Ergebnis ist von überwältigender Eindeutigkeit: die mit Abstand höchste durchschnittliche Rangziffer erhielt das Thema Hygiene. Gewiß: es ging hier nicht explizit um Liebeserziehung, aber immerhin um Sexualerziehung. Was manche von uns schon lange vermutet hatten, hier ist es zum ersten Mal belegt: unsere Anstrengungen gingen bislang an den Bedürfnissen der Pädagogen vor Ort vorbei, und wir werden nun mit allem Ernst zu überlegen haben, welche didaktischen und curricularen Konsequenzen aus diesen Erkenntnissen zu ziehen sind.

Vielleicht gelingt es uns dereinst, die ganze komplexhafte Sexualerziehung als Hygiene-Didaktik in den Griff zu kriegen. Jedenfalls sollten wir dieses bedeutsame Ergebnis nicht schon deshalb in Zweifel ziehen, weil die Untersuchung von der Tampon-Firma Dr. Carl Hahn organisiert und finanziert wurde.

Wir Sexualpädagogen warten nun nicht darauf, bis uns irgendwann einmal alle möglichen Forschungsergebnisse vorliegen. Wir packen schon jetzt beherzt zu und stellen uns unserer Aufgabe. Aber wie kann man das vieldimensionale, aspektreiche, mehrperspektivische Problemfeld Sexualität in das kleine Klassenzimmer bekommen? Wie schaffen wir den gewaltigen Komplex an die Tafel, ins Schulheft und vielleicht sogar ins Zensurenbuch?

Hier hat uns die Curriculumforschung den entscheidenden Impuls gegeben: die Formulierung und Katalogisierung von Lernzielen. Die Philosophie dieser Lernzieldidaktik ist überzeugend: nur wer weiß, was am Ende herauskommen soll, kann den Lernprozeß unter Kontrolle halten; nur wer das Produkt kennt, kann die Fertigung entsprechend einrichten; nur wer genau weiß, was die Schüler wissen, fühlen, tun sollen, kann auch prüfen, ob sie das am Ende wirklich können.

Ein zweiter wichtiger Impuls kommt aus den »Empfehlungen für die Sexualerziehung in den Schulen« (Kultusministerkonferenz 1968). Dort wird festgelegt, daß Sexualerziehung Unterrichtsprinzip ist, womit gemeint ist, daß die Lehrer aller Fächer das Ihre zur Sexualerziehung beitragen sollen.

Den damit gestellten Aufgaben, nämlich der Aufteilung der Sexualität in Lernziele und der Umverteilung der Sexualität auf die Schulfächer, haben wir Sexualpädagogen seit Jahren erhebliche Anstrengungen gewidmet. Eins der beachtlichsten Ergebnisse dieser Mühe ist in dem 1977 erschienenen Buch von Hans D. Knoop dokumentiert. Dort sind für sechs Schuljahre. und sechs Fächer rund eintausend Lernziele für die Sexualerziehung aufgeschrieben - getreu unserer Devise: teile und lehre!

Wie sehen nun solche Ziele aus? Zunächst einmal sind es nicht einfach Lernziele, sondern wenigstens »Groblernziele« und »Feinlernziele«, oft auch noch »Globalziele«. Und diese Ziele sind dann noch gegliedert in kognitive, affektive und soziale Lernziele, aber das führt hier zu weit.

Betrachten wir ein Beispiel:

In ihrem Buch »Lernziel Zärtlichkeit« beschreibt Ingrid Thomasky u.a. eine Unterrichtsstunde zum Thema »Verschiedene Arten von Liebe«. Die Lernziele lauten:

»Groblernziel -

Die Schüler erfahren, daß Liebe zum Leben des Menschen gehört.

Feinlernziele. -

Es gibt verschiedene Formen der Liebe: Tierliebe, Liebe von Eltern und Kindern, Geschwister untereinander, Freundschaft von Kindern und jugendlichen, Liebe von Liebespaaren, Ehepaaren, alten Leuten. -

Liebe und Zuneigung können sich folgendermaßen ausdrücken: sich gegenseitig helfen, etwas zusammen unternehmen, sich streicheln, umarmen, küssen, Hand-inHand gehen usw.«

In diesen Lernzielen zeigt sich, wie mutig wir Sexualpädagogen auch schon den Schülern der 1. Klasse die ganz großen, für die Kinder völlig fremden Dinge des Lebens zugänglich machen. (Es wäre ja unverantwortlich, wenn die Schüler erst im 8., 9. oder 10. Schuljahr erführen, daß »Liebe zum Leben des Menschen gehört«.) Und dieses Fremde wird, damit es die Schüler auch nicht beunruhigt, sogleich in handliche, aufzählbare »Arten« und »Formen« gegliedert - eine außerordentlich gelungene Reduktion der Komplexität auf das liebespädagogisch Bedeutsame.

Es ging mir darum zu zeigen, wie wir Sexualpädagogen uns unserer immer schwieriger werdenden Aufgabe entledigen, wie wir uns der Komplexhaftigkeit unseres Problems vergewissern, wie wir es beforschen, veredeln, zergliedern und zurechtkneten, bis es gefahrlos in jede Schultasche paßt - eine Aufgabe mit vielen noch kaum wahrgenommenen Entwicklungsmöglichkeiten. Eine davon liegt zweifellos im Sportunterricht, dessen Geräte Günter Amendt ignorant als »Kastrations-und Entjungferungsinstrumente« qualifiziert hat. Der Kollege Dietfried Sackser sieht in der Hilfestellung beim Gerateturnen ganz neue sexualpädagogische Potentiale. »Hier tut sich ein Feld auf«, schreibt Sackser 1980, »wo das Vertrauen auf die Hilfe des Partners sich unmittelbar erweist; man denke zum Beispiel an eine Hocke vom Hochreck oder einen Handstandüberschlag am Längskasten. Warum sollte nicht ein Transfer der hier erworbenen Haltungen auf spätere Sexualbeziehungen möglich sein?«

Konkret-Sexualität 1983, S. 80

Helmut Kentler

Tabu Kindersexualität

Wie der aufrechte Gang, so muß auch Sexualität gelernt werden. Schon auf das Kleinkind wirkt Sexualität »ansteckend«.

Rene Spitz veröffentlichte 1964 der angesehenen Zeitschrift »Psyche« einen Nachtrag zu seinen Arbeiten über die frühkindliche Entwicklung, die ihn längst in der ganzen Welt berühmt gemacht hatten. Er bekannte, Ergebnisse seiner Untersuchungen absichtlich zurückgehalten zu haben. Sie waren ihm zwar sehr wichtig vorgekommen, widersprachen aber derart kraß allen üblichen Vorstellungen, daß er sie nicht zu veröffentlichen wagte. Erst als er von dem Forscher Harry F.

Harlow erfuhr, daß dieser bei Experimenten mit Rhesusaffen zu vergleichbaren Ergebnissen gekommen war, getraute er sich mit seinen Untersuchungen an die Öffentlichkeit.

Warum diese fast ängstliche Vorsicht?

Spitz war das Opfer eines Tabus geworden. Sein Beispiel lehrt, daß es Tabus - also Verbote mit der Macht, sich selbst durchzusetzen - nicht nur bei Naturvölkern, sondern auch in Industriegesellschaften gibt. In einer Industriegesellschaft fällt zwar niemand mehr tot um, wenn er unversehens ein Tabu berührt. Das ist der Fortschritt gegenüber dem Wirken von Tabus bei Naturvölkern. Aber Tabus können immer noch Furcht verbreiten, das Denken einschränken, die Forschung hemmen.

Ein Tabu wird entlarvt

Das Tabu, das Spitz mit seinen Untersuchungen verletzt hatte, war die Kindersexualität. Spitz hatte 248 Kinder während ihres ersten Lebensjahres regelmäßig und gründlich beobachtet und untersucht. Bei einem Teil von ihnen konnte er die weitere Entwicklung über Jahre hinweg verfolgen. Die Kinder unterschieden sich durch sehr verschiedene Beziehungen zu ihren Müttern: Eine Gruppe wuchs in einem Waisenhaus auf, Pflegerinnen kümmerten sich um sie, sofern sie genügend Zeit hatten, alle Kinder zu nähren und hygienisch zu versorgen. Eine zweite Gruppe lebte in der Kinderpflege-Abteilung eines Frauengefängnisses, die Kinder wurden von ihren Müttern sehr liebevoll und verwöhnend betreut. Zwischen diesen beiden Extremgruppen gab es eine dritte Gruppe von Kindern, die in ihren elterlichen Familien groß wurden. Spitz fand:

1. War die Beziehung zwischen Mutter und Kind optimal, übertraf die Entwicklung des Kindes im ersten Lebensjahr den Durchschnitt *in* jeder Hinsicht. Alle diese Kinder spielten bis zum Ende des ersten Lebensjahres mit ihrem Genitale.

2. Bestanden problematische Beziehungen zwischen Mutter und Kind, verlief die Entwicklung durchschnittlich befriedigend, war aber ziemlich unberechenbar. Diese Kinder spielten viel seltener mit ihrem Genitale.

3. Fehlte eine Mutter-Kind-Beziehung, sank die Entwicklung unter den Durchschnitt. Keines dieser Kinder spielte mit dem Genitale, selbst im vierten Lebensjahr noch nicht.

Spitz schloß aus diesen Ergebnissen: Im ersten Lebensjahr besteht eine positive Entsprechung zwischen dem Spiel mit dem Genitale, dem Entwicklungsstand eines Kindes und der Güte der Mutter-Kind-Beziehung. Das Spiel mit dem Genitale ist ein recht genauer »Test«: Wer Auskunft über die Entwicklung und die Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr sucht, braucht nur zu fragen, wann das Kind angefangen hat, mit seinem Genitale zu spielen.

Es dürfte klar sein, welche Tabubrüche diese Untersuchungsergebnisse bedeuten:

Augenscheinlich entsteht die Fähigkeit, sexuell zu empfinden und zu reagieren, nicht erst in der Pubertät, wenn die Menschen fortpflanzungsfähig werden, und - diese Einsicht verletzt das Tabu Kindersexualität womöglich noch mehr - die Sexualität scheint sich nicht einfach aus einer angeborenen Anlage zu entfalten, sie wird vielmehr in frühester Kindheit erworben, gelernt. Eine Vorbedingung dafür ist eine gute Beziehung des Kindes zur Mutter oder zu einem anderen Menschen, der immer da ist. Dabei ist unter »gut« zu verstehen: verständnisvoll, körpernah, warm, zärtlich, kuschelig. Auf eine ebenso knappe wie schockierende Formel gebracht, heißt das: Die Mutter-Kind-Beziehung wirkt sexualisierend, so daß schon das einjährige Kind ein Sexualwesen ist.

Harlows unsexuelle Affen

Harlow hat eine Versuchsanordnung ersonnen, die herauszufinden erlaubt, welche Faktoren die Entwicklung der Sexualität anregen und voranbringen. Er zog Rhesusaffenkinder von Geburt an in Käfigen mit zwei Mutterattrappen auf. Beide Attrappen bestanden aus Drahtgestellen, die der Gestalt eines erwachsenen Affen ähnlich waren. Die eine Attrappe war mit Frotteetuch bespannt, bei der anderen Attrappe ragte aus dem nackten Drahtgestell der Sauger einer Flasche hervor, die mit Nahrung gefüllt war. Aus Voruntersuchungen hatte Harlow geschlossen, daß Rhesusaffenkinder nur zwei Bedürfnisse haben: das Nahrungsbedürfnis und das Bedürfnis, sich anzuklammern. Die Versuchsanordnung erlaubte, die Äußerungen beider Bedürfnisse getrennt zu untersuchen.

Ähnlich wie Spitz bei seinen Untersuchungen wurde auch Harlow von einem unerwarteten Untersuchungsergebnis überrascht. Obwohl Rhesusaffen mit drei Jahren sexuell reif sind, hatte sich im Laufe von sechs Jahren kein einziger der an den Attrappen aufgezogenen Affen mit einem anderen gepaart; es kam zu keiner Begattung. Dieses Ergebnis bedeutet: Die Attrappenkinder waren unsexuell geworden.

Victor von Aveyron und Kaspar Hauser

Man muß annehmen, daß Harlow etwas übersehen hat: Rhesusaffen brauchen zum gesunden Aufwachsen nicht nur Nahrung und etwas zum Anklammern - sie müssen noch ein drittes Bedürfnis haben, und wenn es nicht befriedigt wird, unterbleibt die sexuelle Entwicklung.

Auch Menschen können unter Mangelbedingungen aufwachsen, die die sexuelle Entwicklung bei ihnen ausbleiben läßt; sie werden dann unsexuell. Über zwei dieser Menschen besitzen wir ausführliche Berichte. Der eine, Victor von Aveyron, wurde im Januar 1800 in Südfrankreich, im Wald von Lacaune, eingefangen. Er war 11 oder 12 Jahre alt, und der berühmte Psychiater Pinel, der ihn begutachtete, hielt ihn für ein idiotisches Kind. Das war Victor gewiß nicht, denn seinem Arzt und Lehrer Jean Itard gelang es, ihm Rechnen, Lesen und Schreiben beizubringen. Oberhaupt paßte sich Victor überraschend schnell den Erfordernissen der zivilisierten Welt an.

Aber er lernte nie sprechen, er konnte nicht selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen, und er erwies sich als unfähig, ein Sexualleben zu entwickeln, obwohl er Erektionen hatte und mit beginnendem Jugendalter auch zeitweilig von einer ziellosen, ihm selbst unerklärlichen pubertären Unruhe gepeinigt war. Aufgrund unseres heutigen Wissensstandes ist anzunehmen, daß zwischen dem Ausfall der Sexualität, der Sprachlosigkeit und der Unfähigkeit, in der Zivilisation den Lebensunterhalt zu verdienen, ein Zusammenhang besteht. Wahrscheinlich wurde Victor mit vier oder fünf Jahren im Wald ausgesetzt, und seitdem war er auf sich selbst angewiesen.

Unter womöglich noch ausgeprägteren Mangelbedingungen ist Kaspar Hauser aufgewachsen. Er tauchte im Todesjahr von Victor, im Mai 1828, plötzlich in Nürnberg auf. Sein Lebensalter wird auf 16 bis 18 Jahre geschätzt. Er konnte Worte nachplappern und verfügte über einen ganz geringen Wortschatz. Neben anderen Eigenarten fiel den Menschen, die sich um ihn kümmerten, auf, daß bei ihm jegliche Anzeichen eines Sexualtriebs fehlten.

Frauen sah er nie in einer Beziehung zur Sexualität, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er nicht einmal autoerotische Erfahrungen hatte. Als er ein Medikament einnehmen mußte, das als Nebenwirkung eine Erektion zur Folge hat, reagierte er erschreckt und mit deutlichem Unbehagen. Man nimmt an, daß Kaspar Hauser mit 3 bis 4 Jahren in ein gleichbleibend dunkles, warmes, lautloses Gefängnis gesperrt wurde und dort ohne direkte Kontakte mit Menschen, nur mit dem Notwendigsten versorgt, bis zur Freilassung existieren mußte.

Victor von Aveyron und Kaspar Hauser ist eine Besonderheit gemeinsam: Etwa vom dritten bis fünften Lebensjahr an sind sie ohne Beziehungen zu Erwachsenen, überhaupt ohne menschliche Kontakte aufgewachsen. Daß sie bildungsfähig waren, ist wohl allein dem Umstand zu verdanken, daß ihre ersten Lebensjahre relativ »normal« verliefen. Die Erforschung der frühen Kindheit hat gezeigt, daß die grundlegenden Eigenschaften und Fähigkeiten bereits in den ersten Lebensjahren ausgeprägt werden.

Dazu gehört augenscheinlich auch - so müssen wir aufgrund von Untersuchungen wie denen von Spitz annehmen -, daß die Muster entstehen, nach denen sich die sexuellen Äußerungen entwickeln und formen. Wie die Menschen den aufrechten Gang und die Sprache lernen müssen, so muß auch die Sexualität gelernt werden. Victor von Aveyron und Kaspar Hauser erinnern daran, daß einmal Gelerntes nicht unverlierbar ist: Die Sexualität kann auch wieder verlernt werden.

Der erweiterte Sexualitätsbegriff

Spätestens jetzt ist die Frage zu stellen, was hier eigentlich unter Sexualität verstanden wird. Wer Sexualität nur als Fortpflanzungstrieb kennt, der muß alles bisher Berichtete für Ausgeburten einer verrückt gewordenen Phantasie halten, denn selbstverständlich sind Kinder nicht fortpflanzungsfähig, und folglich können sie - immer noch ist dieses Vorurteil weit verbreitet - keine Sexualität haben. Aber zu orgastischer Lust sind Kinder offensichtlich fähig. Aus den Genitalspielen, die Spitz beobachtete, entwickelt sich Masturbation, sobald die Kinder zu gezielten und ausdauernden Bewegungen fähig sind, und fehlt die Masturbation im Entwicklungsgeschehen, dann ist dieser Mangel ein Hinweis auf sehr schwere Persönlichkeitsschäden (also: nicht die Onanie ist krankhaft, sondern ihr Fehlen).

Viel früher schon genießen die Kinder orale Lust. Bereits in den ersten Lebenstagen lutschen sie lustvoll am Finger, der zufällig in ihren Mund geraten ist, und etwa um die vierte Lebenswoche herum ist beim Saugen an der Brust oder am Nuckel der Flasche ein deutlicher Unterschied zwischen Nahrungsaugen und Wonnesaugen zu beobachten (das Wonnesaugen ist auffällig lustbetont und wird fortgesetzt, wenn das Kind längst satt ist). Später werden auch die Ausscheidungsvorgänge mit Lust besetzt.

Wer das alles beobachtet, versteht, warum Sigmund Freud die Auffassung vertrat, daß in der kindlichen Entwicklung zunächst einzelne Triebe aufträten, deren Quellen die Schleimhäute (Mund, After, Geschlechtsorgane) seien, und wer sieht,

wie lustvoll diese »Partialtriebe« sich äußern, muß Freud zustimmen, daß er sie »sexuell« nannte. Erst um das fünfte Lebensjahr herum vereinigen sich die Einzeltriebe zur Sexualität, deren Haupterregungszone nun die Sexualorgane sind.

Nicht nur die Beobachtung der kindlichen Entwicklung zwingt dazu, einen Sexualitätsbegriff einzuführen, der Sexualität nicht auf das Fortpflanzungsgeschehen eingeschränkt sieht. Auch nach der Pubertät dient nur ein geringer Bruchteil der vorkommenden sexuellen Kontakte der Fortpflanzung. Unvergleichlich viel häufiger wird sexuelle Erregung gesucht, um Lust zu erleben. Wie die Sprache kann auch die Sexualität Kommunikation ermöglichen, Sexualität kann wortlose Körpersprache sein.

Aber Sexualität kann auch ein Mittel sein, um Persönlichkeitsschäden nicht nur abzuwehren, sondern auszugleichen und einzudämmen und oft sogar zu hellen. Perversionen haben häufig diesen positiven Stellenwert, und auch die kindlichen Sexualäußerungen scheinen vor allem den Zweck zu haben, die Trennungsängste und Verlusterlebnisse, die mit dem Ablösungsprozeß von der Mutter verbunden sind, abzuschwächen und durch Ersatzbefriedigungen auszugleichen.

Die sexuelle »Ansteckung«

Der erweiterte Sexualitätsbegriff ist notwendig, um zu verstehen, wie die Sexualität in der Mutter-Kind-Beziehung angeregt und geformt wird. Es ist einleuchtend: Nur ein Kind, das nicht bloß genährt und hygienisch einwandfrei versorgt wird, sondern ausreichend gestreichelt und geknuddelt wird, entwickelt differenzierte Hautempfindungen, kann Lustgefühle lokalisieren, kann erleben, daß seine Körperoberfläche unterschiedlich auf Reize reagiert, und nur ein Kind, das dabei zu spüren bekommt, wie es geliebt wird, vermißt etwas, wenn die Liebe einmal ausbleibt.

Das heißt auf eine knappe Formel gebracht: Fülle und Erfüllung müssen erlebt worden sein, damit Mangel und Unbefriedigtsein empfunden werden können. Nur die Kinder, denen etwas fehlt, wenn sie allein gelassen sind, versuchen, sich selbst zu geben, was sie bisher von ihrer Mutter oder anderen Bezugspersonen bekommen haben, oder sie entwickeln Ersatzbefriedigungen. Zunächst bietet der eigene Körper Ersatz. Später ersetzen ein Tuchzipfel oder ein Kuscheltier die Mutter. Diese »Übergangsobjekte« haben den Vorteil, daß sie nicht weg. gehen können, daß das Kind ganz über sie verfügen kann. Außerdem kann das Kind diesen Dingen antun, was es sich von seiner Mutter wünscht - es lernt, daß Geben über Nichtbekommen hinwegtrösten kann.

Beides ist also nötig: Innige und dauerhafte Beziehungen zu einem Menschen, der das Kind mit seiner Liebesfähigkeit, mit seinen sexuellen Fähigkeiten »anstecken« kann, und zeitweiliges Loslassen, Weggehen, Alleinlassen, damit das Kind Raum bekommt für eigene Entwicklungen. Das Kind braucht die sexuelle »Ansteckung«, damit es zunächst seinen eigenen Körper, später seine Übergangsobjekte, schließlich andere Menschen »sexualisieren« kann, denn augenscheinlich ist nur sexuell betontes Lusterleben in der Lage, Trennungen von der Mutter auszugleichen.

Sexualität ermöglicht dem Menschen, sich aus der Einheit mit der Mutter zu lösen, die Verlassenheitsängste zu überwinden und selbständig zu werden. Wer das eingesehen hat, muß froh darüber sein, daß trotz aller Anstrengungen, die Sexualität der Kinder zu unterdrücken, die sexuelle Ansteckung immer wieder so zuverlässig funktioniert.

Konkret-Sexualität 1983, S. 83

Helmut Leiblein

Mit Kanonen auf Spatzen

Geschäft und Potenzangst verhindern die Entwicklung alternativer Empfängnisverhütung

Die Pille für den Mann müßte hundertprozentig sicher sein. Und grüne Ohren machen. Denn woran soll sie sehen, ob er die Pille nimmt oder sie reinlegen will, um schnell zum Ziel, sprich seinem Vergnügen zu kommen. Das weibliche Mißtrauen sitzt tief: Erst mit der Verbreitung des Pessars konnten Frauen die »Verhütung der Empfängnis« in eigene Hände nehmen. Zuvor waren die meisten seinem Willen oder seiner Fähigkeit »aufzupassen«, vollkommen ausgeliefert.

Die Spatzen pfeifen es vom Dach: Auf Männer ist kein Verlaß. Mit unserer Unzuverlässigkeit wirbt bereits die Pharmaindustrie für Schaumovula. Frauen haben also allen Grund, mißtrauisch zu sein. Werden Männer für eine spontane sexuelle Begegnung bereit sein, sich monatlich Testosteron, also ein Sexualhormon, spritzen zu lassen und täglich die Gestagendosis, also wieder Hormone, von 19 Minipillen zu schlucken?

Es ist bekannt, wie schnell solche Mittel an Beliebtheit einbüßen, wenn sie kompliziert anzuwenden, nur vom Arzt erhältlich oder gar teuer sind. Gerade für sie gilt, was grundsätzlich für alle Medikamente gilt: daß die Umstände, unter denen sie genommen werden, wesentlich erwünschte und unerwünschte Wirkung beeinflussen. Trotzdem, es wäre voreilig, die Männerpille abzulehnen, weil sie für spontane sexuelle Begegnungen nicht taugt. Wäre sie vielleicht das Geeignete für den Mann, der verantwortlich die Last der Zeugungs- oder Empfängnisverhütung teilen will? Feste Paarbeziehung oder Bindung mit gegenseitigem Vertrauen statt grüner Ohren?

Würde heute noch mehr als die Hälfte der Männer, wie in den Befragungen der 70er Jahre, eine Pille einnehmen, wenn sie auf dem Markt wäre? Nicht nur Frauen zweifeln daran: je näher der Termin rückt, die Versprechen von gestern einzulösen, desto größer werden die Bedenken der Männer gegen eine Pille allgemein und die unerwünschten Wirkungen im besonderen. Die Pille setzt, ähnlich der für die Frau bekannten, am Gehirn (Hypophyse) und am Hoden an, der dem Eierstock entspricht. Die »overkill capacity« an Gestagenen hemmt die Produktion der Samenzellen, das Testosteron soll deren unerwünschte Wirkung am Gehirn neutralisieren. Ohne Testosterongabe, immer noch als Spritze, treten Haar- und Zahnausfall, Hodenschrumpfung, schmerzvolle Gynäkomastie (Entwicklung einer weiblichen Brust), Potenz- und Lustverlust sowie andauernde Unfruchtbarkeit auf. Die chemische Keule (hundertfache Dosis wie bei der Frau) muß die andauernde Samenproduktion völlig hemmen. Die Ovulationshemmung funktioniert wesentlich einfacher, da sie im Körper während der Schwangerschaft auch natürlich vorkommt.

Männer sind mit der Befürchtung, was die Fruchtbarkeit einschränke, könne oder müsse auch die Potenz negativ beeinflussen, schnell bei der Hand. Den meisten von uns wurde von Kind an eingetrichtert, Lust könne es nie straflos geben. Auch vor der Vasektomie, der operativen Durchtrennung der Samenleiter, bedarf es in den Informationsbroschüren immer wieder der Beteuerung, daß hinterher noch alles normal funktioniere und nicht nur »heißer Dampf« komme. Selbst wenn es gelänge, den in Potenzfragen ungewöhnlich zart besaiteten Männern ihre Ängste glaubhaft auszureden, blieben die furchtbaren Wirkungen der Männer-Pillen: Blutergüsse bei Prostaglandinen, Ausfall der Schilddrüse bei Aminooxidasehemmern, Stoffwechselstörungen bei Antivitaminen dürften selbst dem hartgesottensten Softi alles vermiesen.

Bis vor etwa einem Jahr wurde in der Presse regelmäßig über die »chinesische Pille« berichtet: Mehrere tausend Männer hatten sie über Jahre genommen, sie erfüllte alle Kriterien einer idealen Pille: schneller Wirkungseintritt, völlige Sicherheit, volle Reversibilität. Der Extrakt aus Baumwollsamenöl, den sie enthält, kommt in unzähligen tierischen und menschlichen Nahrungsmitteln vor und ist seit 150 Jahren bekannt. Gossipol, so ihr Name, ist spottbillig.

Warum ist dieses Präparat, das alle Chancen hatte, im derzeitigen Bio-Boom als Bio-Pille Spitzenreiter zu werden, so plötzlich von der Bildfläche verschwunden? Lag es am Kaliummangel, der bei Männern in Jiangsu. auftrat, oder an der hohen Speicherungsrate im Fettgewebe? Beides Lappalien im Vergleich mit den unerwünschten Hormonwirkungen. Trotzdem Forschungsstop im Westen. Der »Spiegel« unkte: »Nur eine Variante von Hängolin?« Von offizieller Seite hört man, Gossipol habe kaum Chancen, die »Standards westlicher Arzneiprüfungen« zu erfüllen! Wichtig ist, daß ein »Damoklesschwert« zur Zeit nicht mehr über den Männern schwebt. Und wir werden weiterhin lesen: Eine Pille für den Mann wird voraussichtlich Ende des Jahrtausends verfügbar sein.

Die Forschung, also bei uns die Pharmakonzerne, haben längst geschaltet und arbeiten an »neuen« Langzeitpräparaten »für« die Frau. Geld fließt für »low risk quick return research«, das heißt für kleine Änderungen an der Pille und den Versuch, mit geschickten Werbemanövern deren angedatschtes Image zu reparieren. WHO und IPPF setzen ihre Mittel zu 90 Prozent für die Erforschung neuer Konzepte der Empfängnisverhütung ein, und Lehrprogramme sollen die festgefahrenen Einstellungen der Männer der sogenannten 3. Welt knacken. Man hat erkannt, daß es heute nicht mehr so

einfach sein dürfte, einem Macho-Mann in Lateinamerika, der sein Selbstbewußtsein auch über die Zahl seiner Kinder definiert, eine Versuchspille anzudrehen, wie es noch vor 30 Jahren mit mexikanischen Frauen gemacht werden konnte.

Die Industriegesellschaften exportieren die Ware Empfängnisverhütung in die 3./4. Welt. Es beunruhigt nicht, wenn zweitklassige oder riskante Mittel wie die Dreimonatsspritze exportiert werden. Unter unserer Anleitung haben die Regierenden in der 3. Welt gelernt, mit der eigenen Bevölkerung wenig zimperlich umzugehen: In Indien wurden Männer dörferweise zu mobilen Vasektomie-Stationen gekarrt und mit einem Kofferradio für den Eingriff belohnt. Wir selber beruhigen unser Gewissen, weil wir doch etwas gegen Bevölkerungswachstum - Armut - Hunger tun.

Daß der Hunger der Armen Wohlstand für die Reichen bedeutet, hindert uns nicht, den Gaul von hinten aufzuzäumen: Bekämpfen des Rentenkapitalismus in der 3. Welt durch Senkung der Kinderzahl. Dabei machen wir uns den fragwürdigen Machismo der Männer zunutze: Man könne sie vielleicht zur Einnahme der Pille überreden, wenn dafür die sexuelle Beweglichkeit ihrer empfängnisverhütenden Frauen wegfiele, die ihnen sowieso nicht recht sei....

Aber auch in unseren Breiten ist die Bereitschaft, Verantwortung für die Zeugungsverhütung zu übernehmen, an das Ausmaß der akzeptierten Gleichberechtigung gebunden. Die Frage, wie der Mann zur Zeugungsverhütung steht, ist auch die Frage nach seiner Einstellung zu sich selbst. In den USA werden Familienplanungskliniken von weniger als einem Prozent Männer besucht, und die fühlen sich darin »deplaziert und krank wie in einem Schönheitssalon«.

Die Einstellung des Mannes zu seinem Körper ist distanziert: Er hält ihn fit, um ihn weiterhin zu benutzen, aber er mag ihn nicht wirklich (Männer gehen zum Beispiel kaum zu Vorsorgeuntersuchungen). Für den Mann scheint eine Kopf-Körper-Trennung im Sinne eines Herr-Diener-Verhältnisses typisch zu sein. Im Laufe der Geschichte haben Männer ihre Körper verstümmelt, um die Zeugung zu verhüten, die Hoden abgeschnitten (Kastration), den Schwanz der Länge nach geschlitzt (Hypospadie), mit Radium und Röntgen bestrahlt, alle möglichen Gifte geschluckt und eingerieben.

Die Entwicklung von Pillen aus Antisteroiden (zum Beispiel Cyproteronacetat), Hypophysenhemmern, Prostaglandinen, Chlorzuckern, Inhibin etc. entspringt der gleichen Distanz zum eigenen Körper. je mehr wir über Fließgleichgewichte im Körper und deren Regulation durch biologische Rhythmen nachdenken, desto unsinniger scheint es, solcherart mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, wenns um Zeugungs- oder Empfängnisverhütung geht. Was will der Mann sich und der Frau damit beweisen, daß er angeblich bereit ist, den gleichen Fehler ein zweites Mal zu begehen?

Dabei wäre die Ausgangssituation für Alternativen nicht schlecht. Es würde sich lohnen, bewährte Mittel der Zeugungsverhütung zu verbessern, neue zu fördern. Die Vasektomie könnte bald wieder rückgängig gemacht werden, zum Beispiel durch das Verwenden von Clips. In den USA wird an der Entwicklung eines Ultraschallverhüters gearbeitet, der wie die heißen Räder im alten Rom oder die Angora-Unterhosen nach dem Überwärmungsprinzip arbeitet. Daß auch das »Aufpassen« gewiß nicht angenehmer, aber sicherer als sein Ruf ist, sollte für absolute Notfälle bekannt sein. Und über den gekonnten Umgang mit Präservativen gäbe es eine Menge zu lernen.

Doch die bekannten Ansatzpunkte für Fortentwicklungen interessieren anscheinend niemanden. Da jährlich achtstellige Stückzahlen verkauft werden, wäre Forschung hier nicht ohne Breitenwirkung. Mit einer merkwürdigen Einfallslosigkeit - oder sollte es sich doch um einen »male chauvi plot« (J. Segal) handeln - wird stattdessen an der »Immunisierung« gegen Samen geforscht: Frauen sollen dann gegen das Sperma »ihres« Mannes, und zwar nur »ihres« Mannes unempfänglich sein. Die Folgen mag sich jeder selbst ausdenken.

Konkret-Sexualität 1983, S. 85

Gabriele Kreis

Verhüdungsmiddel...um Goddes Wille!

Die Bensheimer pilgern zur Pro Familia nach Dietzenbach und die Dietzenbacher nach Bensheim. Beratung auf dem Lande

Bensheim, Südhessen. Eine kleine Stadt am Rande des Odenwalds. Solche wie sie gibt es viele. Der mittelalterliche Stadtkern ist liebevoll restauriert. Viel Fachwerk. Die Zone rund um den Marktplatz verkehrsberuhigt. 12 Uhr mittags in Bensheim am Markt. Keine hundert Meter bin ich vom Wambolter Hof entfernt, dem Sitz der örtlichen Pro Familia Beratungsstelle. Ein historisches Gebäude, zu Beginn der 70er Jahre für viel Geld von der Stadtverwaltung um- und ausgebaut: Unten das Café Glaubach, das schönste des Ortes, oben die Erziehungsberatung und eben Pro Familia.

Pro Familia? - Nie gehört! Die gut Fünfzigjährige im schwarzen Persianer mit brauner Nerzkrawatte, Handschuhe, Tasche und Schuhe kleinstädtisch-fein aufeinander abgestimmt, den runden Hut gerade und fest auf den Kopf gedrückt, taxiert mich flink, vor allem die beiden Prospekte in meiner Hand. »Schwangerschaftsabbruch - Was Sie wissen müssen, was Sie beachten sollten« heißt der eine, der andere »Jedes Kind hat ein Recht, erwünscht zu sein«. Informationsbroschüren der Pro Familia. »Ne, do kann isch net helfe, beim beschde Wille net. Awer gucke se doch e' mol im Haus am Markt, grod gejeiwwer.« Höfliches Bedauern ihrerseits, höfliche Dankbarkeit meinerseits. Ihrem Rät folge ich nicht, ich habe keine Lust mehr. Zehnmal sind genug. Ende der Umfrage.

Halb im Spaß hatte ich damit begonnen. Eigentlich nur, weil ich wissen wollte, wie bekannt Pro Familia im Ort ist. Ein Zeitvertreib auf dem kurzen Weg vom Bahnhof ins Beratungsbüro. Mehr nicht, dachte ich. Inzwischen denke ich anders. Zu verstohlen und verschämt, zu unfreundlich und ablehnend waren die meisten Reaktionen gewesen.

Ausnahme: Jugendliche. Ute T., Sozialpädagogin der Beratungsstelle, erstaunt das nicht: »Die kennen uns meistens aus unserer sexualpädagogischen Informationsarbeit und wissen, daß wir helfen, wenn Not am Mann ist. Und auch sonst natürlich! Zum Beispiel bei Verhütungsfragen.«

Anders die Erwachsenen. Norma K., die Leiterin der Stelle: »Die Leute wollen einfach nicht wahrhaben, wo wir sind. Zu uns geht man nicht. Ginge man, bedeutete das, Probleme zu haben - und anständige Menschen haben nun mal keine Probleme: Keine sexuellen Schwierigkeiten mit dem Ehemann, keine schwangere minderjährige Tochter, keine Belastungen durch das Klimakterium, keine Unsicherheiten im Umgang mit Verhütungsmitteln, keine Hemmungen bei der Aufklärung der Kinder... Nichts von alledem kennt man, und wenn doch, dann geht es keinen etwas an, und schon gar nicht die Nachbarn. Sollen die etwa vom Café Glaubach aus sehen, wie man bei Pro Familia läutet - und sich dann das Maul zerreißen? Niemals!«

Und so kommt es, daß so manche Bensheimerin mit ihrer Tochter nach Darmstadt reist zur Schwangerschafts-Konfliktberatung und so manche Dietzenbacherin nach Bensheim. Zum Beispiel Frau W. Mit ihrer 15jährigen Tochter Martina sitzt sie dem Sozialpädagogen Martin E. und mir gegenüber. Ein Beratungsgespräch von den jährlich zwölfhundert in Bensheim. Frau W. eröffnet es mit einem forsch-verlegenen »Moi Dochter hot Mescht gebaut.« Die, schmal in Jeans und Anorak, das, was ich andernorts »ein halbes Kind noch« genannt hätte, knetet derweil nervös die Finger im Schoß. »Ne, verhiet häw isch net, isch wußt doch net, wie ... *«*

»Hoschde nit a mol doi Mudder g'frogt?«

»Um Goddes Wille, die is mer immer ausgewesche.«

»Willscht wohl hochdeutsch spreche!«, herrscht die Mutter Martina an. Und zu Martin E. und mir: »Ich mag nicht, wenn sie Dialekt spricht.«

»Ich hör des gern«, sagt Martin, »ich sprech ach Dialekt.« Martina lächelt. »Wie war'n das, als du des deine Mudder erzählt hasch?«

Ain Bett hat's gelege, den Kopf unter'm Kisse!«

»Warum, Martina?«

»Ich wußt jo net, wie moi Mudder reagiert.«

»Unn, wie had se reagiert?«

»Also, erschte'mo heb isch g'soat: Des is net woar. Un donn häw isch de Arzt ongerufe.« Frau W. bemüht sich redlich ums Hochdeutsche, ihre Stimme ist gefaßt, manchmal lächelt sie unvermittelt. »Un der Arzt, der hot's donn b'schdädigt. ich bin jo aus alle Wolke g'falle!«

»Wieso, wußten Sie nicht, daß Ihre Tochter einen Freund hat?« Ich bin erstaunt.

»Doch, doch! En netter Kerl, er is bei de Polizei in de Ausbildung. Den kenne mer gut. Der is groad wie en Sohn fer uns.«

Ich bin noch erstaunter: »ja, und dann haben Sie nie mit Ihrer Tochter über Verhütung gesprochen?«

»Isch mog des net und isch will des net. Moi Dochter is doch noch sou jung. Wos will se donn mache, wonn se erscht grouß is?« Frau W. ist sich keiner Schuld bewußt. »Verhüdungsmiddel? Net mit mer! Un uffgeklärt wern se jo in de Schul!«

»Die sagen einem doch net, wie man verhütet!!«

Frau W. wirft ihrer Tochter einen erstaunten Blick zu: »Net?«

»Koaner hat's mer g'soagt.«

»ja, und darum sitzen wir jetzt hier zusammen.« Martin E. wendet sich Martina zu: Ob sie das Kind wolle, sei ganz allein ihre Entscheidung. Seine Stimme ist freundlich und sachlich. Daß er oft Dialekt spricht, nimmt der Situation viel von ihrer Angespanntheit. Ebenso die Einrichtung des Beratungszimmers: Zu viert sitzen wir in bequemen Sesseln um einen kleinen Tisch herum, zumindest äußerlich gleichberechtigte Gesprächspartner.

Martina taut langsam auf. »No, isch wil des Kind net. Isch bin jo vel zu jung. Wonn isch e Kind heb, will isch a selbscht devor sorge. Un des konn ,isch noch net. Isch gei jo noch in die Schul, un Geld hew isch a koans. Und des Kind bei moine Mudder losse, noa, des det isch net!«

»Isch würd's a net nemme!« fährt es Frau W. heraus. »Meine Tochter ist ja noch viel zu jung, um mich zur Großmutter zu machen«, mit leiser Stimme nimmt sie ihren Ausbruch zurück.

Martin E. und ich sehen Martina an. Sie ist zusammengezuckt. »No, isch will des Kind werklisch net. Isch heb jo nix, un e Kind brauch souvel: Kleide, Speelsache, gudes Esse, e ordentlisches Lewe.«

Frau W. lächelt zufrieden.

Zehn Minuten später unterschreibt Martin E. die Beratungsbescheinigung und versorgt Mutter und Tochter mit Adressen von Ärzten, die Schwangerschaftsabbrüche vornehmen. Die Kosten übernimmt die Krankenkasse. Mit 100 bis 300 Mark Zusatzgebühren, zahlbar an den Arzt, muß Familie W. allerdings noch rechnen. Eine Spezialität der südhessischen Ärzte, die für die Benutzung ihrer Handtücher, die Tasse Kaffee und den stärkenden Keks danach noch einmal kräftig abkassieren, als ob 360 Krankenkassenmark pro Untersuchung plus 10-15 Minuten Absaugen noch nicht genug wären.

Frau W. hätte klaglos auch das Doppelte gezahlt. Bußgeld oder Lehrgeld? Später, im medizinischen Beratungsgespräch mit der Pro Familia-Ärztin Denise H., in dem über Möglichkeiten und Gefahren des Abbruchs und Verhütungsmethoden gesprochen wird, wird sie ihrer verblüfften Tochter mitteilen, daß sie selbst bereits seit 12 Jahren mit der Pille verhütet...

Aufklärung auf dem Lande! Ute T. spricht es aus: »Für die Kinder ist das ein Riesenproblem. Einerseits werden sie von sämtlichen Medien mit sexuellen Reizen überschwemmt, andererseits sagt ihnen keiner, wie sie mit ihrer eigenen Sexualität umgehen sollen. Natürlich weiß jedes junge Mädchen heute, anders als ich früher, daß es von einem Kuß nicht schwanger werden kann. Wie es aber richtig verhütet, weiß es nicht.«

Konsequenz der Sozialpädagogin: Zusammen mit ihrem Kollegen bietet sie einmal in der Woche einen Vormittag lang sexualpädagogische Informationen für Schüler ab der 8. Klasse an. Da geht es dann um Themen wie die erste Regelblutung und den ersten Samenerguß, sexuelle Phantasien von jungen und Mädchen, unterschiedliche Methoden der Empfängnisverhütung oder den ersten Besuch beim Frauenarzt. jedem Klassenbesuch geht ein Vorbereitungsgespräch mit dem begleitenden Lehrer voraus.

Martin E.: »Das Heikelste an so einem Vormittag ist der Anfang. Die Jungens albern herum, die Mädchen sind schüchtern, der Lehrer wacht im Hintergrund. Da ist es dann zum Beispiel gut, die Schüler malen zu lassen. Thema: Unsere Sexualität. Und mit den Bildern haben wir sofort die Fragen.« Er holt einen Packen aus dem Schrank und blättert ihn vor mir auf. Viele Geschlechtsteile und *viele* Fragezeichen bei den jungen, viele händchenhaltende Liebespaare bei den Mädchen, eine Art untergehende Sonne in gelb und orange bei der Lehrerin. Wir lächeln uns an. Die Fragen sind klar.

»Spannend ist auch, wenn wir den Jugendlichen Knete zum Formen geben«, ergänzt Ute T. »Einmal erlebte ich in der kribbelig, neugierigen Unruhe zum Gruppenbeginn, wie ein junge die Mädchen mit dem Zuruf provozieren wollte: 'Eh! Ihr Lappeschneck!' Später verteilten wir Knete. Die Jungen sollten Mösen, die Mädchen Pimmel formen. Da entstanden unter Kichern und großem Hallo 'angespitzte Bleistifte', 'kleine Boote mit riesigem Loch'...'und wo sind denn die Lappen von der Schneck?' fragte ich, und schon waren wir mitten im Thema.«

»Gut ist es natürlich, daß wir zu zweit sind: Mann und Frau. Überhaupt sollten viel mehr Männer bei Pro Familia arbeiten«, findet Martin. Ute nickt- »Das macht den Unterricht einfacher, natürlicher. Sexualität ist ja schließlich eine Sache von Mann *und* Frau. Zum Beispiel, wenn wir über Verhütungsfragen sprechen: Wie verhütet ein Mann, wie verhütet eine Frau?« »Wie macht ihr das konkret?« »Na, zuallererst einmal legen wir die einzelnen Verhütungsmittel auf den Tisch: Pille,

Spirale, Präservativ, Diaphragma. Verhütung ist nicht nur eine theoretische Frage, sondern vor allem eine der praktischen Anwendung: Man muß damit umgehen lernen.«

Bei Pro Familia Bensheim kann man das. Geworben wird dafür mit Zeitungsartikeln, Flugblättern und Mund-zu-Mund-Propaganda. Manchmal gehen sie sogar auf die Straße, machen einen Info-Stand. Ihre Hoffnung: je mehr jugendliche zu den Informationsveranstaltungen kommen, desto weniger werden es eines Tages bei der §218-Beratung sein. Präventivberatung ist besser als Konfliktberatung - so die einhellige Meinung aller Mitarbeiter der Pro Familia Bensheim: Sieben Frauen und ein Mann.

Daß die öffentliche Meinung sie gern als »Abtreibungsspezialisten« denunziert, tut weh, den Kern ihres sozialen Engagements trifft es nicht. Eher verstehen sie sich als Ansprechpartner in schwierigen Lebenslagen, und dazu gehören Partnerschaftsprobleme und Fragen der Familienplanung genauso wie Schwierigkeiten mit den Wechseljahren und Konfliktschwangerschaften. Das Angebot ist breit, genutzt wird es nur zögernd. So groß das Bedürfnis nach Aussprache ist, so ungern wird es sich eingestanden. Ursache dafür ist nicht nur die Angst vor dem Klatsch der Nachbarn.

Frau S., Teilnehmerin der am Abend stattfindenden Wechseljahr-Gruppe, nennt noch einen anderen Grund: »Wir haben doch nie gelernt, uns auszusprechen, offen zu sein, unsere Probleme zu gestehen - und dann zu merken: Wir sind nicht allein mit ihnen. Andere Frauen haben die gleichen.« Alle nicken. Und dann legen sie ihre Bilder auf den Tisch: Fotos von sich vor 10, 20, 30, 40 oder 50 Jahren und Fotos von ihren Müttern im gleichen Alter.

»Des war aber a schöne Frau.«

»Mei, wie alt sie hier aussehe tut! Grad 40 Jahr ischt sie da alt gewese. Zehn Jahr jünger als i heut.«

»Gott, war i do schlank!«

»Aber Sie sehen doch immer noch gut ausch!«

Und mit einem Mal sind sie mittendrin im Gespräch über ihre Angst vor dem körperlichen Verfall und ihre kaum erfüllten Bedürfnisse nach Zärtlichkeit. Frau R.: »Isch schäm mi so mit moi dicke Bauch. Am liebschde tät isch mi immerzu verstecke ... «

Frau F. tröstet: »A Bauch kriegen's doch alle! Sagen se einfach: So bin isch, so müschd im nehme!«

»Und wenn's keiner tut?«

»Mir gefallen's so. Isch könnt se grad nehme und knuddele.«

Praktische Lebenshilfe. Dabei haben sich die sechs Frauen vor vier Wochen noch nicht einmal gekannt, und schwer genug war es auch gewesen am Anfang. Alle erinnern sich noch: »Wir hatten halt Vorträge erwartet, Belehrungen, aber nicht, daß wir über uns selbst sprechen sollten.«

»Daß wir über uns selbst sprechen!« betont Birgit E., die älteste Pro-Familia-Mitarbeiterin und zusammen mit Ute T. Imtiatorin der Gruppe. Inzwischen sind alle froh darum. Ein Erfolg. Wieder sechs Frauen mehr, die, würde ich sie danach fragen, den Weg zu Pro Familia wüßten.

Vielleicht habe ich doch immer die Falschen gefragt...

Letzter Blick auf Bensheim. Auf dem Bahnsteig steht eng umschlungen ein Liebespaar, höchstens 16 beide. Hoffentlich fragen sie die Richtigen.

Konkret-Sexualität 1983, S. 88

Günter Herburger

Safran oder das Entzücken

Er gehört zur Gattung der Schwertliliengewächse, mit grasähnlichen Blättern, zwiebelförmiger Knolle und grundhaltiger Blüte, heißt Crocus sativus, eine im gedörrten Zustand umfassende Speisewürze, auch ein Entkrampfungsmittel, außerdem ist er nicht mönchsgelb, sondern violett.

Ich sah ihn zum ersten Mal im Bangkoker Lumpini-Park am Ende der Silom Road, wo das jährliche Kinderfest stattfand. In der feucht brausenden Hitze dachte ich an meine Tochter, deren Hand ich vermißte, denn mein Leib, obzwar vorrätig, war noch zu Hause. Dann brach ich in Tränen aus, die sofort wieder trockneten, denn die vielen Kinder schienen noch kleiner zu sein als bei uns im Erwachsenenwald.

Sie betupften sich und mich, lachten, doch hielten im Gedränge immer Abstand, vergleichbar mit den verschiedenen Tonhöhen der komplizierten Thai-Sprache, ein Vokalderivat des Chinesischen, woher dort alles stammt.

Manche Kinder berührten kurz meinen Magen, eine Geste der Aufforderung oder des Verzeihens; jedesmal schlug ein Blitz ein, eine Weise evangelischen Protests, die beschwichtigt werden wollte. Nun mußte ich nicht mehr weinen nach dem grausamen Flug und der folgenden Erschöpfung. Die Wärme wurde zu einer porösen Waschung.

Die Kinder bestiegen wacklige Rutschen, sie tanzten auf einer Plattform, wo ein Mann leutselig Parolen verlas, die unwirksam klangen, außerdem aßen sie fortwährend Honigbällchen, klebrige Fäden und gebratene Flöckchen, strömten in eine rostige Halle und kamen wieder heraus. Ein alter, verknäulter Zauberer hatte einen mehrstufigen Perlonhut auf und ließ Würfel verschwinden. Sie fanden sich zwischen seinen gegerbten Zehen. Ich war im Reich der Barfüßler angekommen, wo der Zuschnitt der Gummisandalen an Korea und Vietnam erinnert.

Das Fest dauerte bis in die Nacht. Um sechs Uhr sank die Sonne abrupt, plötzlich war es dunkel. Unter einem Baldachin wurden Haare geschnitten, meistens von Frauen. Männer sah ich kaum, wie ich es auch aus unserem Land kenne. In der Betonwüste Bangkoks gab es bereits dieselbe Aufteilung, eine vertraute Folge der Habgier, japanischer oder amerikanischer Herkunft.

Ein Mekongchinese oder verwirrter Khmer schnitt stufenförmig hoch: siehe Architekturform Prang und Chedi. Die Haare fielen auf ausgelegtes Papier, wurden gehäufeh und überreicht. In Ländern armer Massen herrscht noch die verehrte Tütchenwirtschaft, was heißt, Gebratenes, Gesottenes oder Zerstampftes und Verriebenes wird unablässig in kleinen Portionen abgefüllt. Die Hüllen stammen aus Schulheften, von Computerbögen oder sind Teile des Drachenmarkts.

Meine Tochter wäre begeistert gewesen, sie sammelt auch ständig, teilt ein, vergewissert sich auf ihre Weise unserer Gegenwart inmitten der Verschleuderung, die sie nicht gutheißen kann, ein Vorteil, die Zeit anzuhalten.

Später war ich noch in einem hölzernen Kino am Ende eines Sois, einer Seitengasse, wo es dampfte, schluckte und glitschte. Das altkoloniale Gehäuse ächzte, roch nach Leim. Auf der Leinwand hagelte ein taiwanischer Pornozusammenschnitt durcheinander, aber seine Singsprache, bevor jeweils Schwenks unterbrachen, verlängerte insgeheim, als hätten unsere Kapillaren noch Fenster.

Religion

Etwas wie schwitzende Asche war vorhanden, eine Verschwisterung des Profanen mit dem Sakralen. Aus dem Schmutz sprossen Dolden, im Pelz der Ratten nisteten Pilotfische, die aufgeklebten Goldhauchblättchen der Beter verunförmigten die Körper der Buddhas.

Ein schwieriges Ziel schien nähergerückt: Die Schule westlicher Geläufigkeit stößt sich wund, falls man ohne Schuhe niedersinkt und Weihe begehrt. Daneben lärmt ein Kassettenrecorder, aufgedreht.

Schlimm war die absolute Diesseitigkeit. Keinerlei Ausflüchte, kein christliches oder muselmanisches jenseits mehr. Es wird verbrannt, weil es keinen Platz gibt. Die Toten sind in Amphoren, Vasen oder Zigarrenbehältern vorhanden, stehen auf dem häuslichen Altartischchen und drohen, daß sie als Ahnen noch mit ihrer Erfahrung und dem gesparten Geld einzugreifen vermögen. Ihr Geschick und ihr Leid bleiben wenigstens drei, vier Generationen lang bestimmend, gleich der Reichweite einer Familie.

Der fünfzig- oder achtzigköpfige Clan regiert; sein Durchschnittsalter beträgt 19', im Mittel eine Bevölkerungssekunde, die zunimmt, auch dank westlicher Chemie. Erst im Wat Po, dem ältesten Tempel, begriff ich allmählich, wie schön das Diesseits sein kann, denn die erhabensten Figuren, tonnenschwere Wächter nach den Eingängen, waren einst nur Ballast

für die Schiffe gewesen, die Reis nach China gebracht hatten und, leer aus dem Heimatland dieser fundamentalen Kultur zurückkehrend, Gewichte benötigten.

Im Wat Po gab es einst eine berühmte Medizinschule, ich schaute in ein Gelaß. Drinnen lagen auf grauen Laken, befächert von einem britischen Ventilatorenpropeller, mehrere Frauen, über denen Mädchen knieten, die Schultergürtel bearbeiteten. Der Gulde sagte, ich könne es wagen, es koste 10 Baht, eine Mark. Danach aber müsse ich schlafen, eine Stunde ruhen, sonst zerreiße das Herz.

Es mag erlogen gewesen sein, doch ich war überzeugt, denn nie sah ich soviel träge Pracht in schmutzigem Dämmer. Wie sie sich drehte und darbot, wälzte und hoher stemmte, dann sanken die Furchen wieder ein, was den alten Zeremonienmeister auf einem Teakstuhl an der Schwelle überhaupt nicht kümmerte. Ich aber bekam Angst, obwohl ich dorthin wollte, um mich behandeln zu lassen, doch solche Gegenwart hielt ich nicht aus, sie war zu verwachsen üppig und lasterhaft. Ich floh, aß Ananasschnitzel aus einer Klarsichttüte, aufgespießt an Stäbchen, als stünde ich am Fuß der Wieskirche.

Das unablässig Religiöse scheint zu lachen, eine Volte, ein Kunstgriff, da wir ohne Begriffe nicht auskommen, Rituale als Haushalte brauchen. Sinne und Verlangen möchten sich wiederfinden irgendwo anfangs, bevor der Tod beginnt. So begönne Freiheit, die Ästhetik des unabhängigen Willens, selbstmörderisch verseucht.

Phra Palathuan, ehemaliger Polizist und seit Jahren einsamer Mönch im kleinen Wat Maitepnimitr, hatte sich umgebracht. Es war ihm unerträglich gewesen, Käfer zertreten zu haben. Er zündete sich an. Vor sein Tempelchen hatte er noch einen Eimer Wasser für die früheren Kollegen gestellt, falls sie gerufen würden, was niemand tat.

Der Verwesungsgeruch von Blumen und Leibern schwelt überall. Er schwebt über dem Menam Chao Phya, auf dem Gewächsinseln dahintreiben, er nistet in Frachtballen und zwischen Fingern; manchmal erschlägt er sogar Dieselwolken.

jedem Kloster-Wat ist ein Krematorium angeschlossen mit hohem Kamin, dahinter steht meist das Karree einer Schule aus Beton: Lehre und Vergehen befruchten einander, seit dem späten Mittelalter bei uns furchtsam gemieden.

Wer den Toten ins Gesicht blickt und dabei ißt, trinkt, sich unterhält, die Kinder in der Öffentlichkeit nie küßt, aber auch nie schlägt oder anschreit, befürwortet Geduld und Würde. Das Lebensrad Chakra dreht sich unaufhaltsam, folgerichtig nennt sich das seit langem amtierende Königsgeschlecht die Chakri, als seien Pfälzer die Hausmeier einer Kaiserpfalz gewesen.

Die Weisheit des Wasserbüffels besteht darin, daß er nur zwei Stunden an einem Stück zu arbeiten vermag, dann muß er zwei Stunden im Nassen weidend ruhen. Erst seit der Traktorenzeit können drei Ernten im Jahr bewerkstelligt werden, ein stürmischer Fortschritt des Verfalls.

Allein die Schwalben sitzen Jede Nacht noch immer sorgfältig im Abstand einer Flügelbreite auf den Drähten über Patpong, und niemand weiß, weshalb nur dort im Vergnügungsviertel. Die ganze 8 Millionen-Stadt bietet dieselben Bedingungen. Vielleicht schützen sie, verkörpern Wappentiere. Morgens fliegen sie zu den Klongs und jagen kranke Silberfischchen; zum Brüten ziehen sie nach Sibirien, wo sie sich ohne Gifte vermehren.

Massage

Die weißen, rotgesichtigen Riesen, sie stampfen durch grelle Kasematten, schauen den Kindern zu, die bei Ampelrot eifrig Autoscheiben putzen, oder die Riesen kaufen ein billiges Rollbild auf dem Taubstummenmarkt, dann aber, und ich war genauso erschrocken erregt, werden sie von kleinen, kaum bekleideten, unter kalten Thermoduschen hustenden Mädchen empfangen, die nie Bier trinken, höchstens Kola, und überaus graziös und infernalisch unschuldig huschen ihre Fingerspitzen über Bauch, Geschlecht und Schenkel. Nach kurzer Besinnung brechen Widerstände zusammen.

Where you come from, what's your name, how long you stay? Mitternacht beginnt die ersehnte Sperrstunde. My name is Yang, Ken, Aua, Smeran.

Ich sagte: tau brai - was kostet es; pän-pän - zu teuer; mai au - ich will nicht. Heute schäme ich mich, daß ich widerwillig, daß heißt vorsichtig war, vor allem ängstlich. Ich hätte wenigstens einer Familie den nächsten Tag bezahlt. Die Mädchen waren alle vom Land, zum Teil von der laotischen oder noch ferneren Grenze zu Süd-Birma. Sie verkündeten die Botschaft, daß sie bald Go-Go-Girls würden, um auf den mit Haltestangen bewehrten Tellern vor Spiegeln über unseren Köpfen zu tanzen, zuckend im Lichtgewitter in zwei Kleiderstränge eingespannt mit rasierten Schamhaaren. Nur ein einziges Mädchen sah zerstört aus, es hatte einen Tirolerhut auf.

Zuhause, im klimageregelten Hotel, versuchte ich den Gang in einen Salon. Eine zierlich müde Frau empfing, war etwa meines Alters der Mischung chinesisch-thai-khmer, sehr begehrenswert. In der dunklen Kammer ließen sich ein Schragen, eine Badewanne und ein Rüttel- oder Dampfapparat unterscheiden, aus dem, wer in ihn komplimentiert wurde, höchstens der Kopf geragt hätte.

Ich mußte mich völlig ausziehen und ich gab mir genügend Befehle, daß Genuß eine selbstverständliche Strömung sei. Die Dame schien unwirsch, da ich nur auf Massieren beharrte, obgleich, nachdem sie über meinen Rücken gegangen war und meine Knöchelchen und Gelenke hatte knarren lassen, sie mehrmals das Handtuch lüftete und, nach unten zeigend, fragte: »And that, why not, are you a fighter?«

Ich war sehr dumm, kleinlich, doch wieso sollte ich meine protestantische Erziehung und den westlich zitternden Intellekt plötzlich überspringen? Wer alles sofort erfahren will, lernt wenig, leckt nur an Blaupausen.

Später traf ich Madame der Hoteleinrichtung wieder, irgendwo auf der Straße. Sie trug ein Dior-Kleid, es sah jedenfalls an ihr so aus. Ich grüßte, bekam aber keine Antwort. Entweder hatte sie vergessen, oder es war eine notwendige Übung täglicher Kundschaftsvernichtung. Eingeschlafen war ich, als sie mich mit einer elektrisch stählernen Klaue behandelte.

Draußen in der Nacht wickelte ein Mädchen eine steife, tote Katze in Zeitungspapier; eine Taubstumme pries Fußabstreifer aus farbigen Lumpen an, Bananenverkäuferinnen und Flüchtlinge aus Kamposchea schliefen auf Steinstufen; Bettler krümmten sich am Boden, im Schoß einen Säugling, der ebenfalls schon das dürre Händchen ausstreckte.

Die guten Taten

Sie sollten einmal pro Tag geschehen, das Ausmaß spielt keine Rolle. In einem chinesischen Friedhof mit aufgebrochenen Massengräbern und wollüstigen Zementburgen schneckenförmig, paarten sich Hunde auf ausgelegter Wäsche. Im christlichen Friedhof wuchs kopfhohes Sichelgras, das gerade gemäht wurde. Im muselmanischen saß eine Familie um ein Holztäfelchen und betete laut auch für die unbekannten Toten, wie mir ein libyscher Goldeinkäufer erklärte, dem ich mich angeschlossen hatte. In grünen Stahlsärgen auf Sockeln ruhten Söldner des Vietnam-Kriegs. Ein Pakistani behauptete, daß er seit vielen Jahren im Spital wohne. Weil er keine Familie habe, kriege er auch kein Essen. Im japanischen Krieg sei er am River Kwal gewesen. Weinend fuhr er fort, leider könne er noch nicht sterben, obgleich er es wolle. Ich gab ihm fast alles, was ich dabei hatte. In ähnlicher Lage, ganz sicher, ich hätte noch besser erzählt zur gegenseitigen Erweichung.

Aus dem Gebetshaus nebenan klangen Suren, in den Gassen grüßten sich die Lumpenpakete auf arabisch, eine Sprache, die ich seit meiner Kindheit gern spräche, da zuhause, als Süddeutschland von den Franzosen besetzt worden war, ein Marokkaner, genannt Bubi, in unserer Garage wohnte, der rabenschwarzen Tee kochte, manchmal weinte, aber auch lernte, Kartoffeln zu essen.

Das Leben ohne Stühle auf der Erde, im Schmutz, bleibt fremd. Zu viele Bedeutungen und Geheimnisse nisten dort. Zuversicht strahlen nur die Geisterhäuschen aus, die selbst auf Banken, Versicherungen und auf Wolkenkratzern stehen, da sie vom Schatten, den das Gebäude tagsüber wirft, nicht erreicht werden dürfen. Die Toten oder andere Dämonen könnten sich rächen. Sie erhalten Nahrung und Huldigungen, denn sie sind als Humus, Verdichtung prägend, überall. Am Golf von Siam, wo eine Raffinerie arbeitet und die Amerikaner zwei horchende Parabolspiegel unterhalten, war ein Chao Ti, ein Geisterhäuschen mit folgenden Gaben ausgestattet: Zwei gebratene Hühner, ein Topf Fischsuppe, Reisknödel, Blumenketten aus Plastik, ein aufgeschraubter Mekong-Whiskey für den nächsten Schluck, kleine Drachen und Glückselefanten, ein Kamm, eine Brille und ein aufgeschlagenes Rechenheft.

Für Augenblicke wurde ich gläubiger Buddhist, nicht metaphysisch religiös, vielmehr absolut diesseitig. Weihen, Verpflichtungen und Hilfen schienen schützende Geflechte zu bilden, obwohl ich nur Verwesung roch. Der abendländische Triumph des Individuellen versank im Kosmos eines schillernden Hühnerkopfs. Dann setzte asiatischer Sonnenbrand ein, die Mühe an den Ufern.

Verführung

Jenes Tagebuch des Sören Aabye Kierkegaard treibt die Macht der Phantasie lustvoll voran, klirrend vor Kälte. Die Materialisierung der Wünsche wird gegenstandslos im Anblick der Taktik. Der Verzicht auf die Schlacht stigmatisiert alle nicht erlittenen Wunden wie unter Bernstein, sozusagen als genetische Gedanken, falsch, es sind unerlöste Schleifen der Helix-Wendeltreppen, wofür Kierkegaard noch idealistische Begriffe verwenden mußte, die er haßte.

Auf dem Golden Mount sprach mich ein sehr junger Mönch an, Man Soonthorn. Er fror, der Blutdruck sank, bis zum nächsten Morgen durfte er nichts essen. Rauchen hatte er noch nicht gelernt, Betel war ihm zu plebejisch, Kaugummi ebenfalls.

Er manövrierte mich zu einer abgelegenen Stelle mit Sicht zur Steinwüste Bangkok. Wir sprachen über Sandalen, Germania und das Beten, das ihm helfe, Geometrie zu lernen; nach dem Novizen-Jahr wolle er zunächst Omnibusfahrer werden.

Man Soonthorn nannte mich brother. Als er mein Alter erfuhr, war er the son, ich der father. Er hängte sich bei mir ein, knetete meine Schenkel, seine Finger flatterten auf und nieder, seine bleistiftdünne Erektion unter den Safrantüchern suchte nach Halt. Immer wieder blickte er mich verzehrend an. Schwierig, sich zu verabschieden.

Unten im Wat Sraket ruhte ich im Schatten irgendeines Heiligtums aus, rauchend. Alles ist erlaubt, wenn es geziemend geschieht, eine furchtbare Regel, wir werden sie niemals lernen. Schon wieder pirschte sich ein sehr junger Mönch näher, der einen Lehrer, Vater oder nur Ernährer erprobte, vielleicht gab es Tempelprostitution. Beide luden mich für eine Nacht in ihren kleinen Bezirk am Stadtrand ein, wo, auch denkbar, vielleicht ausgeplündert wurde. Aber daran will ich nicht glauben. Ich werde Soonthorn ein Gedichtbuch schicken, dessen Zeilen er nicht lesen kann, doch im Schlaf wird er es unter sich begraben, damit die Verse osmotisch durch ihn ziehen.

Kurz darauf verliebte ich mich, beobachtend, wie in einem Zementskelett junge Frauen immer wieder Körbe voll Sand und Kies zu einer Mischtrommel schleppten. Über ihren Händen trugen sie gegen das Bräunen, das verdunkelt Niedrige ihres Kastenmerkmals, frische Stulpen. Oben auf dem Bau stand ein mit Lappen ums Gesicht verhülltes Fabelwesen, ein Kinnorn, halb Mensch, halb Vogel, unter seiner schmutzigen Verkleidung ganz aus Gold. Es winkte und lachte, rief.

Während des langen Marschs durch das enge, überfüllte Hüttenviertel, vorbei an etlichen Kirchen, Lagerhäusern, dumpfen Schuppen und zerbröselnden Ziertürmchen, winkte das Mädchen, wenn ich mich umdrehte und ins Licht trat, stets nochmal, mit beiden Armen, es ahmte auch meine Matrosenzeichen nach, die mir einfielen, es war herzzerreißend. Ich hätte zurückgehen und dort bleiben müssen.

Aber dann? Die Illuminierung wäre ausgeblieben. Meine wunderbaren Traveler Cheques hätten zwar, wenn es mir gelungen wäre, als Mitglied eines wie üblich nur auf Frist angeheuerten Bautrupps, in Kartons zu schlafen, auf Blech zu kochen, sich an Tümpeln zu waschen, monatelang gereicht, und ich hätte sicher mehrere Dutzend Silben der behutsamen Bällchensprache gelernt. Kierkegaard hat doch recht: Wer lieben möchte, soll schleunigst abreisen.

in einem Hinterhof führten zwei geschminkte Tänzer unter einem bemalten Fetzen ein akrobatisches Dramolett vor. Ein Röhren- und Trommelorchester jagte mehr komplizierte Rhythmen zuhauf, als meines Wissens in Schönbergs »Moses und Aaron« gelingen. Das Spiel, so weit ich begriff, war sehr obszön, alle Zuschauer lachten und johlten, vor allem die vielen Kinder. Von ausgetrockneten alten Frauen, auch dort die gelassen Kühnsten, wurde ich aufgefordert, mitzuessen, süßsaure Hütchen, gepfefferte Schweinsöhrchen, kandierte Blüten und eine Art Zigaretten aus Malz oder grausam veresterten Schmalzresten. Es hat, noch im Liebesdurst, nicht geschadet.

Dann der Rücksturz: Wir flogen von der Sonne weg durch eine lang verlängerte Nacht. Unten strahlten hin und wieder sibirische Städte mit radialen Ausfallstraßen, die sich in der geschwärzten Tundra verloren. Ich wäre gern ausgestiegen und hätte singend sawasdee, kob kun mat gesagt: guten Tag, vielen Dank.

Noch einer schlief nicht in der riesigen Beförderungsmaschine, ein hagerer Werkzeugmacher, sehr nervös. Neben ihm saß, in sich vergraben, ein autistisch schaukelndes Haargeschöpf, das er sich, mit Zustimmung der Thai-Familie, gekauft hatte. Sie werden in Düren heiraten, einst eine fast völlig zerbombte Stadt, längst aufgebaut, und so sieht sie aus in der flachen Senke. Mein Gott, ich wünsche Glück, viel Glück, sehr viel davon, ihr Lieben!

Frühmorgens eine zwanzig Meter hohe Betonmauer im Dämmer, die schalenförmig den Wald gegen den Landeplatz abschirmte oder umgekehrt. Gerade Fluren, entwässerte Ebenen, Übersicht und fahle Dauer; keine Geheimnisse mehr noch Geister. Die Seelen flüchteten in den Hypothalamus, den Schlangenknoten über der Wirbelsäule, wo das älteste Gehirn beginnt.

Konkret-Sexualität 1983, S. 92

Rita Breit

Gedicht

immer gesichter zu landschaften und
landschaften wie gesichter
so holt sich das moor alles
zurück auch die fragen:
ob wir zusammen versunken sind
oder jedes für sich
und: noch miteinander im gemurmel
oder sich schon bekreischend
vielmehr verstummt

mit derzeit
nickens uns die brachvögel
zur legende die weißen die
neidischguten: niemals behende genug
für die arche und ihren steg haben sie
auch nichts erfahren von jener krähen-
mächtigkeit im königsalleenberlin

ablenkung hörst du ablenkung übergenug:
hier liegt er dein winter
ein restmatsch gekelterter äpfel:
welche geste du
auch immer gesetzt hast
wortähnlich kann sie
kaum gewesen sein und
kein epitaph
ein zeicben schon gar nicht

Konkret-Sexualität 1983, S. 93

Gisela Breitling

Erotik ohne Angst und Scham

Malerinnen setzen dem männlichen Außen ein weibliches Innen entgegen. Für Gisela Breitling hat der weibliche Akt nichts mit Narzißmus, Homoerotik oder tradierten männlichen Vorstellungen zu tun

Nicht für Frauen wurden erotische Bilder gemalt, sondern für Männer. Nicht zu Frauen reden die Bilder, sondern über sie. Sie sind außerdem Spiegelbilder, in denen Frauen sich betrachten und ihre Attraktivität prüfen müssen, Bilder mit Handlungsanweisung. Mit Schmuck und Ketten legen sie sich selber die Merkmale provokanter Verfügbarkeit an: das Urbild der begehrten Frau ist das der Prostituierten.

Auf irgendeine Weise mußte sie Gefallen an ihm finden, wollte sie auf die Erfahrung ihrer Sinnlichkeit nicht verzichten. So konnte schließlich auch in ihrem Verständnis erotische Faszination annehmen, was männlich-pornographischer Phantasie entstammte. 'Objekt-Sein' kann daher auch für Frauen 'Begehrenswert-Sein' heißen. Männliche Sexualphantasie, die die Frau zum Objekt macht, hat sich dem weiblichen Bewußtsein eingeschrieben, so tief, daß sie bis in ihre Träume, ihr Unbewußtes reicht. Frauen sind derzeit verwirrt über ihre erotischen Phantasien, deren häufig masochistische Details sie an ihren Befreiungsansprüchen zweifeln lassen.

Aus diesen Phantasien eine genuin weibliche Sprache abzulesen, scheint mir verfrüht. Zunächst ist es Teil weiblicher Befreiungsarbeit, sich solche Phantasien bewußt zu machen.

Soweit sich bisher sehen läßt, ist erotische Kunst von Frauen eher reflexiv, auf Frauen bezogen, sie richtet sich vorwiegend an ein weibliches Publikum. Es fällt auf, daß Frauen überwiegend den weiblichen Körper zum Gegenstand ihres Interesses machen, mit der Darstellung des männliches Akts beschäftigen sie sich selten.

Handelt es sich um eine primär homoerotische Kunst, besitzt der weibliche Körper für Frauen mehr erotischen Reiz als der männliche? Ist weibliche Erotik überhaupt eine eher der Frau zugewandte - oder gibt es einen spezifisch weiblichen Narzißmus, eine Tendenz der Frau zu sinnlich-erotischem Selbstgenuß? Oder ist das Interesse der Künstlerinnen am weiblichen Körper bloß Fortsetzung männlicher Kunsttradition, innerhalb derer der weibliche Akt seit etwa 200 Jahren den männlichen abgelöst hat und zum fast ausschließlichen Thema erotischer Darstellung wurde?

Diese Überlegungen machen es notwendig, nach der Geschichte der Darstellung des nackten Menschen in der Kunst zu fragen.

Von einer ausgeprägten weiblichen Schamhaftigkeit waren patriarchalische Denker seit jeher überzeugt. Den Frauen war daher der Anblick von Nacktheit verboten. Künstlerinnen war das Aktzeichnen nicht gestattet; weder die weibliche noch die männliche Anatomie durften sie studieren. In Frankreich hatten Malerinnen im 18. Jahrhundert vorübergehend Zutritt zu den Akademien und damit zum Aktstudium (seit der Renaissance selbstverständliche und unerläßliche Voraussetzung für die künstlerische Entwicklung), wurden aber während der Restaurationszeit nach der französischen Revolution wieder ausgeschlossen.

Im 19. Jahrhundert wurde ihnen zwar in einigen privaten Ateliers Aktzeichenunterricht erteilt, allerdings mit Modellen, die um die Hüften verhüllt waren. Die Betrachtung der Geschlechtsorgane blieb verboten. Erst nach dem zweiten Weltkrieg bekamen Studentinnen normalen Zutritt zu staatlichen Kunstakademien und damit erstmals auch zum Aktstudium - seit dem Moment also, als dieses für die Künstlerkarriere keine unverzichtbare Voraussetzung mehr bedeutete.

Da Frauen weder ihren eigenen Körper noch den der Männer betrachten durften - weder als Kunstwerk noch in natura - bezog sich die erotische Kunst der *Männer* zwangsläufig auf ein ausschließlich *männliches* Publikum. Rubens malte seine großformatigen Frauen-Raub-Bilder für offizielle Sitzungssäle, in denen Männer sich trafen, um internationale Politik zu machen.

War die männliche erotische Kunst bisher eine Rede unter Männern, so ist nun die weibliche eine Rede unter Frauen. Bei der erotischen Kunst von Frauen löst die Zuwendung zu einem weiblichen Publikum nur deshalb Befremden aus, weil ein 'weiblicher Kunstbetrachter‘ bisher überhaupt noch nicht gedacht worden ist. 'Der Betrachter' gilt - wie das menschliche Subjekt schlechthin - stets als männlich.

Von der Renaissance bis zum Hochbarock fanden sich in Kirchen durchaus erotisch stimulierende, wenig bekleidete menschliche Figuren, die nicht nur für jedermann, sondern auch für jede Frau zugänglich waren. Die Fresken in der Sixtinischen Kapelle beweisen immerhin, daß es einmal ein Papst gestattet hatte, einen öffentlichen Sakralraum mit Nuditäten auszuschmücken. Diese Freizügigkeit war zwar kurz nach Michelangelos Tod rückgängig gemacht worden. Aber erst nach dem Rokoko verschwand die Nacktheit mehr und mehr aus den Kirchen, während die unter der Hand zirkulierende Pornographie sich ausbreitete.

Mit der Reformation hatte ein Prozeß begonnen, der den Mann zunehmend entsinnlichte und alle diesbezüglichen Eigenschaften der Frau zuschob. Der Mann wurde asexuell. Es gehört zur Widersprüchlichkeit dieser Festlegungen, daß dennoch der Frau schließlich sexuelle Bedürfnisse abgesprochen wurden - es war die Sexualität selber, die mit der Neutralisierung des Mannes verleugnet wurde. Der Mann wurde zu einer Idee, die Frau dagegen zur Inkarnation von Körperlichkeit. Noch heute bestimmt diese Zuordnung das Frauenbild in den Medien, der Literatur und der bildenden Kunst.

Die gegenwärtig offiziell anerkannte Kunst spiegelt die zunehmende Verwirrung, die die sogenannte sexuelle Befreiung angerichtet hat. Teil dieser 'Befreiung' ist die Bereitwilligkeit, mit der zur Zeit Obszönität oder männliche Aggressivität (beispielsweise die Pornomöbel von Allan Jones) als Realismus mißverstanden wird und auf einem abgehobenen, 'rein künstlerischen' Experimentierfeld neutralisiert werden soll.

Zu Beginn der neuen Frauenbewegung machten Frauen das Recht geltend, ihre Anatomie aus eigener Anschauung erkennen zu wollen. Anfang der 70er Jahre entstanden Selbsterfahrungsgruppen, in denen Frauen mit Speculum und Spiegel ihre Genitalien betrachteten und Fotoserien von Klitorisbildern veröffentlichten. Die Bedeutsamkeit dieses Schritts kann wohl kaum überschätzt werden. Frauen übertraten damit demonstrativ ein jahrtausendealtes 'Scham-Gebot'.

In der Kulturgeschichte (der Männer) korrespondiert die Entdeckung der Anatomie mit der Entwicklung des Ichs, des Individuums. In der Renaissance, als der dem Jenseits zugewandte Blick sich auf das *Diesseits rich*tete, wurde der männliche Akt *zentrales* Thema der bildenden Kunst. Die in der Selbstdarstellung fortschreitende Erfahrung des Ichs als autonomes Subjekt schloß Frauen aus. Die Frau blieb der Natur, der Biologie unterworfen.

Weibliche erotische Kunst vollzieht jetzt den schwierigen Prozeß weiblicher Individuation. Ihre Darstellung des Frauenkörpers bedeutet, selber über diesen Körper zu verfügen. Das bedeutet weder eine Fortsetzung tradierter Erotikvorstellungen männlicher Prägung noch einen explizit homoerotischen Aspekt, und auch von einem besonderen weiblichen Narzißmus kann keine Rede sein.

Weibliche erotische Kunst muß sich zunächst auf das Erlebnis des Selbst beziehen, ihr bisher verschwiegenes Inneres nach außen tragen und materialisieren. Der Prozeß solcher Selbstfindung wird allerdings durch eine Tendenz zur einseitigen Festlegung der Kunst von Frauen auf Körpersprache, Performance, Menstruationsbilder und ähnliches nicht vorangetrieben. Marktgängige, zum Teil modische Selbstinszenierungen, verschwommene Vorstellungen von 'Kreativität an sich' reduzieren Frauen in ihrer Weise auf Anatomie.

Selten war erotische Kunst von Männern auf der Suche nach einem weiblichen Gegenüber. Es macht Frauen zu Fetisch-Objekten oder benutzt sie, von Ausnahmen abgesehen, als Hintergrund für die Darstellung männlicher Präpotenz. Zahlreiche Erotika verzichten völlig auf die Darstellung von Frauen und konzentrieren sich auf die Abbildung von überdimensionalen Phalli. Auf japanischen Holzschnitten sind Männer zu sehen, die ihre wahrhaft unerträglichen Schwänze auf Wägelchen vor sich herfahren oder komplizierte Vorrichtungen umgeschnallt haben, damit sie aufgerichtet bleiben.

Das vor den Blicken von Frauen in einem speziellen Kabinett verwahrte Geheimnis von Pompeji zeigt einen Mann, der seinen riesigen Phallus auf einer Waage mit Früchten wiegt. »Eine Darstellung der Fruchtbarkeit«, erklärte der Wächter dieses Freskos, der mir für einiges Trinkgeld das Türchen geöffnet hatte.

Ich verstand sofort, weshalb Frauen nicht erlaubt ist, den Peniswäger zu betrachten - zu deutlich wird hier der Versuch, Fruchtbarkeit, unbezweifelbar weiblicher Aspekt von Sexualität, auf den Mann umzumünzen. Auf Frauen wirkt solches Bemühen lächerlich. Der fruchtbare Mann ist keineswegs, was das Gerücht über ihn verbreitet: er ist weder erschütternd noch furchterregend, nicht einmal obszön, sondern bloß grotesk. Männliche erotische Kunst hat überhaupt die Tendenz, das männliche Geschlecht als Groteske darzustellen, halb Tier, halb Mensch. Oder was bedeuten diese Faune, die bocksfüßigen ziegenbärtigen Kerle, die Satyrn, Zentauren usw.?

In der zeitgenössischen Kunst kleidet der Mann sein Geschlecht nicht mehr in Tierfelle, sondern panzert es mit Eisen und Leder, mit Rangabzeichen, Science-Fiction-Brimborium und todbringenden Strahlen, mit Waffen und schnellen Autos. Solche Panzerung ist kaum geeignet, Frauen sexuell zu stimulieren. Doch haben Künstler auch männliche Schönheit dargestellt - allerdings nicht für die Augenlust von Frauen. Die wohlgestalteten Jünglinge blieben Männern reserviert.

Seit Jahrtausenden sind Frauen ausgeschlossen von der Lust am Schauen, der Augenlust. Sie haben züchtig den Blick niederzuschlagen. Dieses Gebot bedeutet eine ungeheure Behinderung, und es ist bis heute gültig. Männer glauben, auf äußere Attraktivität verzichten zu können. Ein Mann darf Falten haben, eine Frau nicht. Sie muß immer jung und schön sein. Welche Folgen hat dieses Messen mit zweierlei Maß für die weibliche Psyche? Bei sich selber beobachtet die Frau mit ängstlicher Aufmerksamkeit jede Hautunreinheit, jedes Fältchen, beim Mann muß sie über all das hinwegsehen. Sie hat gelernt, sich mehr mit einer Idee statt mit einem Körper zu liieren, beim Mann Eigenschaften und Fähigkeiten anziehend zu finden, die er wohl selber für die attraktivsten hält: Reichtum, Macht, Einfluß.

So ist erotische Faszination für die Frau eine vielfach vermittelte, indirekte. Dies kann nicht ohne Einfluß sein auf ihre bildnerische Phantasie - auf die erotische zumal.

In ihrem Inneren sitzen zwei Zensoren: ein männliches und ein weibliches Über-Ich. Das männliche läßt sie sich selber zum kritisch taxierten Objekt werden, mißt sie an Ansprüchen auf Schönheit, die sie für andere (Männer) befriedigen soll. Der weibliche Zensor sorgt dafür, daß ihr Blick beschränkt bleibt auf das eigene Geschlecht und Wohlgefallen ein Anspruch, dem ausschließlich sie zu genügen hat.

Kunst ist ein Metier, das mit der physikalischen Erscheinung der Welt zu tun hat, mit dem Anschaubaren. Das genaue Hinsehen ist Voraussetzung für bildnerisches Tun: die visuelle Antwort auf diese Welt. Frauen, diese blinden Passagiere, dürfen nicht ungehindert schauen. Auf vielerlei Weise haben Männer sich ihrem Blick entzogen - daher können sie auch in der Kunst der Frauen nicht sichtbar werden. Sie haben sich selber unanschaulich (allzuoft unansehnlich) gemacht.

Für Frauen ist es noch immer nicht möglich, ihre Weiblichkeit ohne Angst zu bejahen, Erotik ohne Angst zu erleben. In ihren Träumen drückt sich das aus. Erotische Stimulation durch masochistische Phantasien ist eine Reaktion auf Angst und Gewalt, von der Erotik im Patriarchat für Frauen gekennzeichnet ist - eine neurotische Reaktion auf eine neurotische Situation, der verzweifelte Versuch, sich einzurichten in einer Sexualpraxis, die weibliche Autonomie nicht zuläßt.

Solche Not ist zu ernst, als daß unwidersprochen bleiben darf, wenn sich unter der Flagge der Emanzipation gegenwärtig eine modische Sado-Maso-Schickeria tummelt oder Frauen sich aufmachen, de Sade für den Feminismus zu 'retten'.

Das Bild des Mannes wird in der erotischen Kunst der Frauen erst entstehen, wenn Erotik auch nach weiblichen Spielregeln möglich wird, wenn Männer bereit sind, über sich verfügen zu lassen, sich hinzugeben. Gegenwärtig ertragen sie keine Anspielungen auf ihre Körperlichkeit, es sei denn, sie bezieht sich auf Leistung oder Gewalt. Noch immer ist der Mann körperlos, ein Phantom. Weibliche Spielregeln - das meint keine Umkehrung gegenwärtiger Verhältnisse, in denen nun der Mann zum unterlegenen Objekt, zum Sexualtier gemacht werden soll. Ich glaube kaum, daß Frauen sich unterlegene Männer wünschen.

In der gegenwärtig auf den weiblichen Körper konzentrierten erotischen Kunst von Frauen läßt sich beobachten, wie die Künstlerinnen auf sehr unterschiedliche Weise versuchen, den inneren Blick des männlichen Über-Ichs abzusetzen und stattdessen ein Bild sichtbar zu machen, das bisher noch unbekannt ist: die Frau, dargestellt aus der Perspektive des sich erkennenden weiblichen Ichs, dargestellt für eine weibliche Betrachterin.

Der zweite wünschenswerte Schritt wäre, daß der Mann sich einem Bild konfrontiert sieht, das ihn nicht aus männlicher Sicht zeigt, sondern von Frauen formuliert ist und seiner jahrtausendealten Selbstbespiegelung entgegentritt.

Konkret-Sexualität 1983, S. 96

Carmen Capezzoli

Keine Brandung muß mehr rauschen

Das Thema Sexualität kommt bei unseren Dichtern nicht vor. Alle Worte scheinen sie an die Pornografie, die Sexpol-Protokolle und die empirische Wissenschaft verloren zu haben

Geht es Ihnen auch so? Fällt es Ihnen auch schwer, sich einen Schweizer bei der Liebe vorzustellen? Gut, eine Schweizerin, das ist etwas anderes. Die muß ja schließlich nichts dabei weggeben.

Ich habe Schweizer immer gemocht. Ich erinnere Abende, an denen wir in einem von Schweizern bevorzugten italienischen Badeort dem gemütlichen Singsang am Nachbartisch lauschten. Hier schienen Güte und Bescheidenheit selbst ihr Idiom gefunden zu haben. Und bevor wir noch verstanden, worüber sie gesprochen hatten, nämlich ausschließlich über Geld, Immobilien, Rentenwerte und die vielzuvielen Gastarbeiter, hatte Heidis und Großvater Öhis Dialekt uns wieder einmal das Herz erwärmt.

Die Vorstellung eines Schweizers bei der Liebe mag die Phantasie einiges an Kraft kosten. Die eines Schweizers beim Geldzählen dagegen fällt so leicht wie jeder andere pornographische Tagtraum. Ob er nun das Vermögen des Schahs oder die Erträge eines Zinshauses zählt, - gibt er dabei nur die bekannten Rachenlaute von sich, ist er für mich in der Phantasie schon unwiderstehlich.

Zum Glück gibt es Schweizer, die uns in die Widersprüche zwischen Herz und Kopf nicht gar so tief stürzen wie sonst ein Bank- oder Rentier. Kritische Köpfe, aufrechte Demokraten, streitbare Publizisten und Schriftsteller. Zum Entstehen der westdeutschen Demokratie in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg hat ihre sanfte Einmischung viel beigetragen. Auch heute sind sie immer zur Stelle, wenn einem Bürgerblatt einheimische Autoren schon zu links sind oder gar in Kommunismus-Verdacht stehen. Denn hier, in des Bankenkapitals Bergfestung, gibt es sie noch, eine Sozialdemokratie zum Vorzeigen, warnend und ermunternd, einräumend und zu bedenken gebend, immer treuherzig und eigentlich so recht zum Knuddeln.

Im übrigen: wer könnte wohl schon böse sein Rachenlaut-Künstlern, die heißen, wie Robbenbabys aussehen: Amann, Hürlimann, Widmer, Bichsel - Mischungen sozusagen allemal aus Almbub und Pastor?

Schweizer sind lieb.

In den siebziger Jahren hat sich die Literatur in Westdeutschland in drei Lager aufgelöst: Es gibt eine Belletristik, die innerhalb des Spielraums zwischen Brecht und Marquez sozialistisch ist. Sie schreibt für ein gebildetes Bürgertum, das es nicht mehr, und ein gebildetes Proletariat, das es noch nicht wieder gibt. Zwischen allen Stühlen steht sie auf dem Boden der Tatsachen auf verlorenem Posten. Es gibt weiter den großen Grabbeltisch, den Mildgestimmte gern 'alternativ' nennen. Und es gibt die Konkursmasse jener bürgerlichen Literatur, die Anfang der sechziger Jahre im Ruf des Weltniveaus stand.

Ihre Konkursverwalter haben ihre Olympiade jedes Jahr in Klagenfurt, und ihre Anzeigentafel ist die SWF-Bestenliste. In den letzten Jahren erschienen auf ihr mehr und mehr Schweizer und angrenzende Bergvölker. Denn nur sie sind offenbar noch so lieb und 'ideologiefrei', wie's gewünscht wird. Und weil Liebsein bekanntlich ansteckt, wenn man weiß, es gibt was dafür, hat geradezu eine Verschweizerung der gutbürgerlichen Restliteratur im Land stattgefunden.

Mit Verschweizerung meine ich Provinzialisierung. Viel für sich hat das in den letzten Jahren neuerwachte Interesse an der Region. Früher noch hatte Anna Seghers in ihrem Roman 'Kopflohn' gezeigt, Wie noch das letzte Dorf im Mainzischen nicht aus der Welt ist, sondern ein Ort für Klassenkämpfe wie hunderttausend andere, angeschlossen an den politischen Blutkreislauf der Zeit ebenso wie von dessen Infektionen in Mitleidenschaft gezogen..

Um über die Provinz keine Dummheiten zu verbreiten, muß man offenbar Internationalist sein, das beweist das Beispiel Marquez. Anders, wenn beschränkter Horizont und Beschränktheit eines Autors miteinander zu harmonieren beginnen. Da ist dann die kleine Welt auf einmal auf deprimierende Weise mit sich selbst im reinen. Und mag es noch so bitter und totschlägerisch zugehn darin: der Pastor, der Lehrer, der Jude vom Dienst und der Nazi vom Dienst, die Großmutter und das Kind, in dessen Kaleidoskop-Blick diese Welt sich fängt, sie sind allemal an ihrem richtigen und sattsam bekannten Platz.

Die Rede ist von bestimmten Büchern. Sie heißen 'Katzengold', 'Liebesnacht', 'Die Baumschule', 'Die künstliche Mutter' usw. Sie spielen in den Bergen oder auf hohen Bergen, im heiteren Nirgendwo oder im Irgendwo von Atelierproblemen. Sie erzählen von damals oder von einer Welt hinter der Welt. Sie gebärden sich jean-paulisch, als sei das Fürstentum Flachsenfingen noch immer unser Schicksal oder täuschen mit stilistischer Lakonie Realismus vor. Oberhaupt haben sie alle Stil, denn so dürftig sind die Stoffe gewählt, daß Kunsthandwerk nahezu souverän über sie befinden kann. Schöne Zähne zeigen diese Bücher, aber nichts zu beißen. Schwer und gewiß schweißtreibend wird darin gedichtet, aber kaum

etwas riskiert. Es sind geschlossene Puppenstuben, bestückt und sauber aufgeräumt von Klassenbesten; und selbst malerische Unordnung verrät noch die Pedanterie, der sie sich verdankt.

Warum diese literaturkritischen Anmerkungen in einer Zeitschrift zum Thema Sexualität? Wegen der anfangs erwähnten Vorstellungsschwierigkeiten, die Schweizer betreffend? ja und Nein. Weil es keinen Eros in diesen Büchern gibt? Es gibt ihn, aber es ist einer zwischen Glasfiguren in Vitrinen. Um es hochdeutsch zu sagen: In keinem dieser Bücher wird noch gefickt. Sex ist Anlaß allenfalls noch für Arabesken. Womit wir denn doch wieder beim Thema wären:

Henry Miller war ein Schwätzer, einer von den ganz großen schlechten Schriftstellern. Aber wo wären wir heute ohne ihn, ohne seine unbekümmerte Oberflächlichkeit, die ihn viel riskieren und doch nie Schaden nehmen ließ? Kein Dichter braucht seitdem noch irgendwas zu verschweigen oder kurz vorher abzublenden. Keine Brandung muß mehr rauschen, wo eigentlich die Sinne rauschen. Kein Paar stürzt mehr an Kapital-Enden in 'unergründliche Tiefen'. Keine rolligen Rosse wiehern mehr metaphorisch. Keine Eisenbahn fährt mehr vielsagend in Tunnels ein. Aber auch mit den Anspielungen und Zweideutigkeiten, von denen etwa noch die 'Blechtrommel' voll war, hat sichs ausgezwinkert. - Ein Paar beim Tanzen: Er: 'Die Freundschaft zwischen uns festigt sich langsam'. Sie: 'Das fühle ich deutlich'. - Von sowas lebt heute nur noch die Schmuddelpresse à la 'Praline'. Und der Faschingswitz. Die allerdings reichlich, und womöglich bis ans Ende aller Tage.

Ein Ende hat es aber auch mit der in den späten Sechzigern ausgebrochenen Illusion, dem Sex detailgerecht werden zu können.

Zwar ist im Bett oder under der linden an der heide seit Menschengedanken immer nur das gleiche passiert; aber selten hatten es die Betreiber bisher so haarklein beschreiben dürfen. Eine terra incognita, von der bis dahin jeder nur für sich wissen durfte, wurde innerhalb eines Jahrzehnts erschlossen und ausgeschlachtet.

Ob die Schmuddelkinder von 'Olympia-Press' oder nette Leutchen wie Gerhard Zwerenz: als Berichterstatter von Stellungskriegsschauplätzen entging ihnen fortan kein Schweißperlen, kein Strapse-Schnappen, kein Schamhaarkräuseln, kein Kehllaut, wenn der Penis als 'Dampframme' in die 'Lustgrotte' fuhr. Keine Vari- oder Deviation, die nicht kraft Beschreibungsimpotenz durch- und abgekaut worden wäre.

Das mag so notwendig unvermeidlich gewesen sein wie die 'Entfaltung der Produktivkräfte', heute liest sich das nur noch lächerlich. Denn schneller als gedacht hat sich herausgestellt, daß sich übers Ficken an sich, als allgemeinmenschliche, als bloß existentielle Umgangsform, sowenig sagen ließ wie über ein Gewitter, wo es bekanntlich auch immer nur blitzt, donnert und dann regnet. Oder über Gott. Man weiß, daß er einen Bart hat. Und für Gläubige mag diese Vorstellung lustvoll sein. Aber auch noch dessen Haare zählen?

Wer heute in unserer sogenannten 'E-Literatur' auch nur nach den berühmten Stellen suchen wollte, gewönne den Eindruck einer bis zur Wüstenbildung überweideten Steppe. Heißt ein Buch 'Liebesnacht', kann man geradezu sicher sein, daß sein Dichter über das Thema Sex kein Wort verliert. (Und nicht etwa nur, weil er zufällig Schweizer ist ...) Alle Worte scheinen die Dichter an die Pornographie verloren zu haben. Und an die Sexpol-Protokolle. Und die Fallstudien der Sexualpsychologie.

Nicht nur, daß sich die Dichter aus der Gegenwart gestohlen haben; sie haben auch vor den empirischen Wissenschaften das Feld geräumt. Und dabei Eros unter der Vormundschaft der Therapie zurückgelassen. Daran ändern auch die feuchten Banalitäten in Svende Merians 'Tod des Märchenprinzen' nichts. Im Gegenteil, sie sind selbst Musterbeispiele dafür, wie fest ein gewisses herrschendes Therapiemilieu Sprache, Eros und Realitätssinn im Griff hat.

Wenn die Literatur überleben will, dann muß sie mit solcher Bevormundung ein Ende machen. Aufhören, bloß Hilfswissenschaft zu sein; und raus aus den Vitrinen.

Ich möchte endlich einmal wieder ein Buch lesen, in dem auf eine ebenso berauschend alltägliche Weise gevögelt wird wie gegessen, getrunken, gekämpft und gearbeitet. Und zwar von mir aus auch mit allen Schikanen; mit golden shower unterm Gummibaum, wenns sein muß - vorausgesetzt, ich erfahre dabei über die Menschen etwas, um die es geht, statt über die neueste Variante der eingesprungenen Weinrebenstellung.

Ich möchte sowas lesen, nicht weil ich geil auf 'Stellen' bin, sondern weil ich von den Dichtern erwarte, daß sie mir - im Gegensatz zu den Wissenschaften - Bilder, Geschichten und Menschen machen. Und weil zu diesen Bildern, Geschichten und Menschen der Sex dazugehört und dieser zum Alltag wie das Leben im Auto zur rush hour, die Angst um die Kinder oder ein gutes Frühstück; denn nur im Alltag ist Besonderes, zum Beispiel an Dir und mir, die wir am Sex Spaß haben.

Totgeschrieben, unter Metaphern, Anspielungen und Gebrauchsanweisungen begraben, ist, glaube ich, nur der Sex als Tabu und Provokation, als Club de Sade oder Stadttheater, als Stellungskrieg oder bloßer Ewigkeitswert; der Sex der 'Schulmädchenreports', der hunderttausendsten Fallstudie oder der verhohlen-verklebten Meta-Sprache mancher dichtender Schwestern. Lohnt es sich etwa, über die Reeperbahn mehr Worte zu verlieren, als nötig wären für eine Anordnung, sie zuzuschütten? Auf diese ganze Art von Sex verwendet muß jedes Wort zum Klischee werden.

Gesetzt aber, es gibt in der Realität auch nur Spuren einer Sexualität, die nicht mehr von diesem Sex von gestern geprägt ist: Wenn es Aufgabe der Dichter ist, die Wirklichkeit neu zu erfinden, wer sonst sollte sich als Pilot aus diesen Spuren etwas machen, wenn nicht sie?